PS LAB

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

25. JAHRGANG

1924

SHL WITHDRAWN

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1967

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

25. JAHRGANG

1924

SWETS & ZEITLINGER N.V.
AMSTERDAM - 1967

Reprinted by permission of the
Modern Language Society, Helsinki

SHL
WITHDRAWN

Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

Anttila, Aarne, Une réminiscence bordelaise dans la langue finnoise? 4
Behaghel, O., Zu den Imperativnamen 133
Ehrismann, Gustav, «Idealtypen» unter den höfischen Epikern der mhd. Blütezeit 186
Flinck, Edwin, Einige Bemerkungen zu den absoluten Konstruktionen in den neueren Sprachen 214
Goetze, Alfred, Ein Nachklang des Grals 118
Hoops, Johannes, Angelsächsisch blæd 109
Kluge, F., Lexikalische Nachlese 124
Krappe, Alexander H., The Cantar de los Infantes de Lara and the Chanson de Roland 15
Lehtonen, J. V., Un passage de Shakespeare dans les «Récits de l'Enseigne Stål» de Runeberg? 188
Ochs, Ernst, Das Fegfeuer im Germanischen 129
Öhmann, Emil, Zu den finnisch-germanischen Lehnbeziehungen . 1
— » —, Die französischen Wörter im Altnordischen 135
Pipping, Hugo, Sprachwissenschaft und Metaphysik 125
Sievers, E., Himmel und Hölle 99
Söderhjelm, Werner, Henrik Schück und seine allgemeine Literaturgeschichte 192
Spitzer, Leo, Nochmals frz. biffe; schweizerfrz. jaffer 7
Streng, Walter O., Einige Bemerkungen zu der neuesten semasiologischen Forschung 151
Tallgren, O. J., Savoir, comprendre, traduire 162
Tilander, Gunnar, Réponse à M. Gunnar Biller à propos de son compte rendu des Remarques sur le Roman de Renart, avec une Réplique de *Gunnar Biller* 65
Vising, Johan, Französisch viste, vite 24
Walberg, E., Raimon-Jordan, Ch. II, 43 85

II. Besprechungen.

Adam le Bossu, Le Jeu de la Feuillée et le Jeu de Robin et Marion, traduits par *Ernest Langlois (Arthur Långfors)* . . 50
Alarcón, P. A. de, Historietas nacionales, escogidas y anotadas por *Th. Heinermann (A. W.)* 245
Aragó, J., Spanische Grammatik[2] *(Elin Johansson)* 91
Basler, Otto, Altsächsisch *(Emil Öhmann)* 32
Behrens, Dietrich, Über deutsches Sprachgut im Französischen *(A. Wallensköld)* 240
Bojunga, Klaudius, Deutsche Sprachlehre *(A. Wallensköld)* . . . 238
Braun, Friedrich, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen *(Gustav Schmidt)* 221
Brunel, Clovis, s. Fille du Comte de Pontieu (La).
Caballero, Fernán, Cuentos populares andaluces, escogidos y anotados por *Th. Heinermann (A. W.)* 245
Dam, C. F. A. van, Las relaciones literarias entre España y Holanda *(V. T.)* 90

Seite

Don Diego Hurtado de Mendoza's Guerra de Granada contra los moriscos, hrsg. von *Adalbert Hämel (Ludwig Karl)* 38
Fille du Comte de Pontieu (La), p. p. *Clovis Brunel (Ludwig Karl)* 35
Hämel, Adalbert, s. Don Diego Hurtado de Mendoza's Guerra de Granada contra los moriscos.
Hatzfeld, Helmut, Führer durch die literarischen Meisterwerke der Romanen. II. Spanische Literatur *(V. T.)* 244
— » —, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre *(A. Wallensköld)* 232
— » —, Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen *(A. Wallensköld)* . . . . . »
Heinermann, Th., s. *Alarcón* und *Caballero*.
Horn, Wilhelm, Sprachkörper und Sprachfunktion *(Emil Öhmann)* 27
Iordan, Iorgu, Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft *(A. Wallensköld)* 230
— » —, Teoriile lingvistice ale lui Karl Vossler *(A. Wallensköld)* »
Kjellman, Hilding, s. *Raimon-Jordan*.
Langlois, Ernest, s. *Adam le Bossu*.
Marr, Nikolaus, Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozess der mittelländischen Kultur *(Gustav Schmidt)* 221
Marseille, G., und *Schmidt, O. F.*, Englische Grammatik[3]; Englisches Elementarbuch; Englisches Übungsbuch I[2] u. II *(Anna Bohnhof)* 50
Mulertt, Werner, Studien zu den letzten Büchern des Amadisromans *(V. T.)* 90
Munthe, Åke W:son, Spansk läsebok[2] *(Ragnar Feiring)* 92
Neubert, Fritz, Die franz. Versprosa-Reisebrieferzählungen und der kleine Reiseroman des 17. und 18. Jh. *(V. Tarkiainen)* 242
Pichon, J. E., und *Aragó, Juan*, Lecciones prácticas de Lengua Española *(Elin Johansson)* 53
Raimon-Jordan (Le troubadour), éd. crit. p. p. *Hilding Kjellman (Arthur Långfors)* 39
Rittertreue, eine mittelhochdeutsche Novelle, hrsg. von *Herbert Thoma (Hugo Suolahti)* 33
Roeder, Fritz, Englischer Kulturunterricht *(U. Lindelöf)* 87
Salverda de Grave, J. J., Turoldus *(Arthur Långfors)* 241
Sehwers, Johann, Die deutschen Lehnwörter im Lettischen *(J. J. M.)* 236
Thieme, Hugo P., Essai sur l'histoire du vers français *(Ludwig Karl)* 89
Thoma, Herbert, s. Rittertreue.

III. Nachrichten über die Tätigkeit des Neuphilologischen Vereins.

Protokolle des Neuphilologischen Vereins (24 Nov. 1923—15. März 1924) 53
— » — (29. März u. 26. April 1924) 246

IV. Eingesandte Literatur.

Zur Besprechung eingesandte Arbeiten 60, 93, 248
Schriftenaustausch 62, 95, 253

V. Mitteilungen 63, 96, 256

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld
Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti
Professor der germanischen Philologie

Nr. 1-2

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 20 bei der Redaktion, Fmk 25 durch die Buchhandlungen. Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften, den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte bittet man an Prof. A. Wallensköld (Parkgatan 1) einzusenden.

XXV. Jahrg.
1924

Zu den finnisch-germanischen Lehnbeziehungen.

I.

Fi. *selja* 'Holunder'.

Fi. *selja, seljapuu* 'Sambucus nigra; Holunder'. Neben dieser Benennung heisst der Holunder im Finnischen auch *heisi, Saksanheisi*; im Estnischen *plider, leder, wleder* nebst Varianten (< dtsch. *flieder*), *holundripuu* nebst Var., *saksamaalodjapuu, saksamaaõizpuu.*

Lönnrot, Finskt-svenskt lexikon s. v. *selja* gibt als Etymon russ. *зéлие* an, das die allgemeine Bedeutung 'das Grün' hat. Diese Ableitung lässt sich aber nicht rechtfertigen, sondern ist das fi. *selja* als eine germanische Entlehnung zu deuten. Auf der germ. Seite haben wir ahd. *salaha*, nhd. *Salweide*, ags. *sealh*, anord. *selja*, nschw. *sälg*, norw.-dän. *selje, silje.* Die Grundform wird etwa mit **salhiō*^{n} anzusetzen sein; vgl. lat. *salix*, mir. *sail.*[1] Wegen der Lautform kommt als Quelle

[1] Vgl. Falk-Torp, Norweg.-dän. et. Wb. s. v. *selje*, Kluge, Et. Wb. s. v. *Salweide*, Walde, Lat. et. Wb. s. v. *salix*, Hoops, IF XIV, 479 und Hellquist, Svensk etym. ordbok s. v. *sälg.*

des fi. Wortes das Nord. in erster Reihe in Frage. Die chronologische Fixierung der Entlehnung muss sich darauf stützen, dass das fi. Wort eine bereits umgelautete Form darstellt, dass das ausl. *-a* erhalten ist und dass das Wort nicht im Estnischen belegt ist. Die Entlehnung ist also etwa in der Zeit vom 9. Jh. bis zur Entstehung der nschw. apokopierten Form *sälg* geschehen.

Einige Schwierigkeiten bereitet die Bedeutung, da das germ. Wort die Bezeichnung der 'salix caprea' darstellt. Jedenfalls zeigt schon die Bedeutung des fi. Wortes — nach Lönnrot neben 'fläder' auch 'medikament' —, dass das russ. *зéлие* nicht in Frage kommt, denn ein überhaupt von Grün bereitetes Medikament wäre etwas für die Volksmedizin Befremdendes; Holundertee u. s. w. ist dagegen sowohl in Finnland wie auch in anderen Ländern eine beliebte Arznei.[1]

Bei der oben gegebenen Erklärung des fi. Wortes *selja* ist die Annahme der Übertragung eines Baumnamens auf einen anderen Baum notwendig. Dies ist überhaupt eine häufig vorkommende Erscheinung und in diesem Spezialfalle besonders naheliegend, da die beiden in Frage kommenden Bäume bzw. Sträucher für einen wenig scharfen Beobachter manches Ähnliche aufweisen.[2] So bezeichnet denn auch das fi. *heisi* sowohl 'sambucus nigra' wie 'viburnum opulus' und eine viburnum-Art, viburnum Lantana L, trägt in manchen Gegenden Deutschlands den Namen 'türkische Weide'.

Der Hergang bei der Übertragung ist wohl folgendermassen zu denken: Der Name *selja* wurde aus dem Anord. bzw. Aschw. als Bezeichnung der Weide übernommen, um dann auf den erst später nach Finnland gekommenen Holunder übertragen zu werden. Der Holunder kommt in Finnland auch heutzutage meistens als Nutzpflanze vor. Sowohl

[1] In der dän. Arzneikunde ist z. B. der Holunder im 13. Jh. belegt; vgl. Hoops, Waldbäume u. Kulturpflanzen (Strassburg, 1905) S. 651.

[2] Für die Verwechslung von *sambucus* mit *syringa* auf deutschem Gebiete vgl. z. B. Kretschmer, Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache (Göttingen, 1918) s. v. *flieder*.

die estn. Namen des Holunders wie auch das fi. *Saksanheisi* deuten darauf hin, dass der Strauch verhältnismässig spät importiert wurde.[1]

Fi. *rivi* 'Reihe'.

Das fi. Wort scheint im Zusammenhang mit der germ. Sippe ahd. *rīga*, *rīhan*, nhd. *Reihe*, ags. *ráw*, *rēw*, die auf eine Grundform **rīhw-* deutet,[2] zu stehen. Semasiologisch deckt sich das fi. Wort mit den germ. vollständig. Lautlich liegen die Verhältnisse nicht so einfach, obgleich m. E. auch hier nichts entschieden der Verbindung im Wege steht. Denn wenn wir von einer germ. Grundform *rīhw-* ausgehen, wäre bei dem Schwunde des *h* Dehnung des vorausgehenden *i* allerdings zu erwarten, obgleich die Kürze sich auch ohne Bedenken durch Ausfall der Dehnung oder nachträgliche Kürzung des *i* erklären lässt. Das auslautende *-i* des fi. Wortes ist wahrscheinlich dem Einflusse der Analogie zuzuschreiben.

Fi. *niukka* 'karg, spärlich'.

Das fi. Adj. *niukka* 'karg, spärlich' scheint eine Entlehnung aus dem Schwedischen zu sein. Im Schwedischen kommt das Wort in der Form *niugg* (Lælius 1588) vor, tritt aber auch in der Gestalt *nägg* auf (vgl. Hellquist, Svensk etymologisk ordbok s. v. *njugg*). Im Isländischen entspricht *hnøggr*, *hnyggr*, norw. *nøgg*, ält. dän. *nygger* und im Mndd. *nouwe*, mhd. *genouwe*, ags. *hnéaw*. Wie die lautlichen Verhältnisse innerhalb des Germ. zeigen, stammt das fi. Wort aus dem Schwedischen.

Semasiologisch decken sich das fi. und schwed. Wort vollständig.

Emil Öhmann.

---

[1] Wie Professor Dr. E. N. Setälä mir mitteilt, hat er auch an eine Verknüpfung des fi. Wortes *selja* mit dem Germ. gedacht.

[2] Vgl. Kluge, Et. Wb. s. v. *Reihe*.

Une réminiscence bordelaise dans la langue finnoise?

Un des noms les plus usités pour l'eau-de-vie que l'on importe en contrebande ou que l'on fabrique clandestinement dans la Finlande «sèche» est p o n t i k k a. Avant la guerre le mot était à peine employé, dans le Sud du pays tout au moins. Est-il de création récente?

Ce type de finale nous est familier — cf. m u s t i k k a, l u s i k k a, etc., mais la racine ne saurait être expliquée par d'autres mots finnois connus.

Mais peut-être l'abbé Outhier, qui fit avec Maupertuis des mesures geodésiques dans la vallée de la rivière de Tornio [Finlande du Nord-Ouest] en 1736—37, nous donne-t-il dans son *Journal de voyage au Nord*, p. 148, un fil conducteur. Le vénérable abbé nous raconte que le vin blanc, fort peu abondant à Tornio, était appelé par les habitants vin de Picardon [pro: Picardan], tandis que les vins rouges rentraient sous la dénomination de vins de Pontacte [pro: Pontac]. M. Väinö Salminen m'a communiqué qu'il avait trouvé le mot «pontikka» dans une chanson de traîneau [«reki-laulu»] du commencement du siècle passé, longtemps par conséquent avant le début de la période de restrictions inaugurée en 1866: le mot devait donc s'appliquer à une autre boisson alcoolique qu'actuellement. On le rencontre aussi dans des textes suédois du XVIII[e] siècle. L'exemple le plus connu est celui du poème intitulé «La visite de la comtesse» [Grevinnans besök] d'Anna-Maria Lenngren.

Tout cela est assez surprenant pour qui sait la petite quantité de v é r i t a b l e vin de Pontac qui a pénétré en Suède et surtout en Finlande à cette époque. D'après le mémoire de la chambre de commerce de Guyenne pour 1730, la production annuelle moyenne des vins de Bordeaux atteignait alors 140,000 tonneaux, dont la moitié allait à l'exportation. Sur ces 140,000 tonneaux, il n'y en avait qu'environ 100 de vin de Pontac.

La majeure partie en était toujours achetée par des Anglais. En partageant le reste entre l'Allemagne, les pays scandinaves, etc., on peut se rendre compte de ce qu'il en entrait en Finlande. Mais de même que pour un profane toutes les pierres précieuses sont des diamants, de même pour les Finnois d'autrefois tous les vins rouges étaient des vins de Pontac. Et ce ne fut pas seulement pour eux. En Allemagne p. ex. le nom de Pontac servit, au XVIII^e^ siècle, de désignation usuelle pour les vins de Bordeaux. [Voir *Gr. Encycl.*: Pontac.]

La famille de Pontac, dont les membres les plus illustres furent les deux «secrétaires du roi», Jean et Louis de Pontac, vers le milieu du XVI^e^ siècle et «le premier président» de Pontac au milieu du XVII^e^, possédait au moins les châteaux de Haut-Brion, Bommes et Vigneau. Ce dernier est actuellement encore entre les mains de M. le colonel, vicomte de Pontac. Les produits, classés encore parmi les premiers grands crus, se vendent sous les noms des châteaux.

Francisque Michel cite, dans son *Histoire du commerce et de la navigation à Bordeaux*, t. II, p. 123 et suiv., une foule de faits qui témoignent de la grande vogue des vins de Pontac en Angleterre. Déjà au XVII^e^ siècle, il existait à Londres un restaurant Pontac très renommé, que fréquentaient des célébrités telles que Locke, Swift, de Foe, Saint-Evremond, Evelyn, etc.

Evelyn écrit, à la date du 13 juillet 1683: «J'ai eu ce jour même une longue conversation avec monsieur Pontac, le fils du fameux et sage président de Bordeaux. Ce gentilhomme était propriétaire de l'excellent vignoble de Pontac et de Haut-Brion, d'où viennent les plus grands de nos vins de Bordeaux» [John Evelyn, *Diary* II, p. 180—181]. — — — «Longtemps après, un gentilhomme irlandais, interrogé sur la provenance du vin qui figurait sur sa table, répondait que c'était du vin de Pontick [Peut-être y avait-il encore une allusion à l'absinthe *pontique* dont parle Joseph du Chesne, dans *Le Pourtraict de la santé*, sect. III, p. 543] — — —

pour jouer sur le nom d'un cru toujours en possession de la faveur britannique» [Francisque Michel, *Histoire . . .*, II, p. 123].

Ces renseignements suffiront pour témoigner que le terme de «pontac» était au XVIII^e^ siècle, sinon internationalisé, du moins en usage dans la plus grande partie de l'Europe. Aujourd'hui, on peut essayer de se renseigner auprès même d'un Bordelais, expert en vins, sur le pontac sans obtenir de réponse. En allemand, en suédois le mot ne vit plus: grâce au poème célèbre d'Anna-Maria Lenngren il existe une croix sur son tombeau. Il en est autrement en finnois, à ce qu'il semble.

La forme p o n t i c k, qui phonétiquement correspondrait le plus exactement au mot finnois «pontikka», est donnée comme accidentelle dans le passage anglais, et l'allusion à l'absinthe pontique est sans valeur dans un pays où elle n'est guère connue. D'autre part, le mot «pontac», donnerait régulièrement en finnois «pontakki», mais les mots finissant en *-akki* sont très rares, tandis que ceux en *-ikka* sont très fréquents. Par analogie avec ceux-ci on a eu la forme «pontikka».

L'évolution du mot «pontac», «pontikka» vers le sens d'«eau-de-vie» a pu être aidée par l'habitude, connue des Suédois de Finlande, d'ajouter du sucre au pontac pour le rendre plus fort.

Ainsi donc, en même temps que de vieux procédés de fabrication à domicile des boissons alcooliques prohibées reviennent en honneur, émerge également et redevient courant un vieux mot presque oublié. La loi de prohibition a jeté une telle gloire sur des alcools de toute sorte que les breuvages les plus infâmes, les «p o n t i k k a», ont hérité du nom des vins de Pontac, l'un des plus grands crus de Bordeaux et du monde, actuellement encore, quoique sous d'autres noms.

Aarne Anttila.

Nochmals frz. *biffe*; schweizerfrz. *jaffer.*

Zu meiner Erklärung (*NM* '23 S. 154 ff.) von altfrz. *biffe* 'leichter Stoff' aus einer Onomatopöie *biff-* kann ich heute noch verschiedene sie stützende Hinweise hinzufügen. Vor allem im Frz. des 15. Jhs. *bif(l)e* 'Ohrfeige' neben sonst üblichem *bufe*, wie anderseits neben *bif(l)e* als Stoffnamen auch *bufe* vorkommt (Andresen, *Ztschr. f. rom. Phil.* 26, 100), dann schweizerdtsch. *biffel, büffel* 'Ärmelweste, Kamisol', *biffel* 'durch Kunst erhöhter weiblicher Busen', dann auf französischem Gebiet grenoble.-lyon. *biffa* 'Ader auf Stirn oder Schläfe', wohl vom Schwellen aus verständlich. Auf der Atlaskarte *gousse d'ail* (auf der auch *vena* erscheint!) findet sich in Saône-et-Loire *bif d'ay*, ferner *bifa* im Dep. Loire auf Karte *truie*, letzteres schon von W. Dederich, *Die lexikographischen Eigentümlichkeiten des Franko-provenz.* S. 54 mit *biffa* 'Ader' zusammen onomatopoetisch erklärt. Nach Sainéan, *Le langage parisien au XIX^e siècle* S. 256 geht auf altfrz. *biffe* 'leichter Stoff' das nfrz. *biffe* 'Lumpen', *biffer* 'Lumpen sammeln', *biffin* 'Lumpensammler, Infanterist' zurück, eine Darstellung, die ich der O. Driesen's (*Festschr. A. Tobler* S. 141: 'den Laut *biff* von sich geben', vom Lappen, der über eine Ebene niedergedrückt gleitet) vorziehe: vgl. das von Littré s. v. *rebiffer* zitierte: *Nel prise pas une viés biffe* aus dem 13. Jh. (G. de Coincy), die Vorstufe zu dem von Sainéan angeführten *biferie* 'mauvaise marchandise' bei Oudin und zu mayenne. *biffer* 'tromper'. Mit altfrz. *biffer* 'betrügen' vergleicht Horning La Baroche. *bif (bruf)* 'schnelle Arbeit des Herrn, der nur für kurze Zeit arbeitet', wobei sich noch an bas-maine. *bifé, befé* 'biffer, tromper', 'marcher en se dérobant, en se rasant contre terre ou contre une haie, comme font les braconniers' denken liesse. Ich frage mich weiter, ob das seit dem 16. Jh. belegte frz. *biffer* 'streichen' tatsächlich mit REW 1535 Entlehnung aus ital. *biffare*, das doch etwas anderes bedeutet: 'nivellieren, vermessen' (zu langobard. *wiffa* 'Kranz, Grenzzeichen'), sein soll und nicht mit Littré an afrz. *biffes . . . rayées*, also 'ge-

streifter Stoff' angeknüpft werden könnte — auch legen die parallelen Bildungen *debeffer*, *debiffer* 'défaire, mettre en mauvais état' (seit Froissart) und *se rebiffer* 'sich sträuben' (seit dem 13. Jh.: *nez rebiffé* 'retroussé' und *rebiffer* 'zurückweisen', vgl. südfrz. *rebufa*, ital. *rabbuffare*) ein autochthones *biffer*, etwa 'falten', 'zerstückeln' nahe (vgl. die Bdtg. 'brechen' in der Sprache der Goldschmiede). Die Bdtg. 'brechen, zerstückeln' oder 'wertlos machen' oder vielleicht auch 'schwellen' möchte ich nun in dem *biffer* wiederfinden, das Jud (*Zeitschr. f. dtsch. Mundarten* '24 S. 199 f.) als «vorromanischen Ausdruck der Sennensprache» ansieht: schweizerfrz. *bifa* 'se gâter, se mettre en morceaux . . . s'applique surtout au petit-lait lorsqu'il caille' (in Rosinières), *bif(ō)* 'caillot de lait', *bifa* (auch *beffa*, *boffa* in Albertville) 'écume de petit-lait', daraus dann, wie Jud hübsch nachweist, schwdtsch. *bīfer* 'geronnene Milch', *bīf(e)re* 'Vorbruchbutter bereiten'. Die Bedeutungsangabe im Schweizer Idiotikon *bīf(e)re*^{n} 2 d) 'vom Käsekochen, wenn sich die Käse blähen', e) 'von Rahm, wenn er beim Buttern spritzt', ferner s. v. *Bīfer* 'ein gewisser Wind, der nach dem Volksglauben die Blähung der jungen Käse verursacht', würde auf ein Nachwirken eines *bif-* 'schwellen' auch im Schweizerdtsch. deuten. Aber die Bedeutungen von *bīf(e)ren* 'beim 'Blattenschiessen' zum zweiten Male schiessen, wenn der erste Schuss nicht geglückt ist', 'beim Knabenspiel Stöcklen zum zweiten Mal werfen' 'kränkeln' müssen wohl mit 'schlechten Käse machen' zusammenhängen. Auf 'pfuschen' weist ja auch bas-maine. *biffẽ* 'Flickschuster'. Mit *bīfre* vgl. noch sp.-kat. *pifiar* 'daneben-hauen, -stossen', *pifia* 'falscher Stoss, Wurf; Bock, Schnitzer' (urspr. 'pfeifen', in Ecuador 'verspotten').

Daneben gibt es in Savoyen Nebenformen mit *r*: *brefaillon* 'caillot', auch genf. *brife* 'petit-lait blanc et épaissi qui se forme sur le sérac dans la chaudière'. Vermutungsweise äussert Jud S. 205 Anm. 2 eine gallische Etymologie (**brist-* 'brechen' wie zürcherisch *die Milch bricht*), wobei aber ein sonst noch nicht anerkannter gallischer Lautwandel *st* > *f* vorausgesetzt werden müsste und die *r*-losen Formen sekundär

wären. Die *r*-Formen könnte man erklären aus der Einwirkung von champ. *brousser*, südfrz. *broussá* 'gerinnen' (Jud S. 201; zweifellos zu *broussailles, brosse, à rebrousse-poil*) oder dem schweizerfrz. *brétsè* 'petits morceaux de lait coagulé', *brètsi* 'gerinnen machen',[1] vielleicht auch der Sippe *brf* 'spritzen' REW 1292[2]: ital. *sbruffare* 'spritzen', arcev. *borfo* 'Schluck Wasser', zu denen noch südfranz. *esbroufa* 'bespritzen', woraus argotfrz. *faire de l'esbroufe*, vor allem aber die nach dem Dict. gén. unerklärten *brifaud* 'gieriger Schlemmer' (*frères brifaulx* bei Rabelais, auch Name eines Spiels *Rev. d. ét. rabelais.* 10, 249), *brifer* 'gierig essen', urspr. also wohl 'mantschen', gehören (vgl. die Bdtg. 'froisser, gaspiller du linge', *brifauder* 'donner le premier peignage à la laine', Saint-Pol. *brif* 'gros morceau de pain', *brifodé* 'gaspiller, faire de la mauvaise besogne', was seinerseits zur Vorstellung der gestockten Milch überleiten

---

[1] Warum sollte diese Sippe nicht am nächsten zu frz. *brèche* 'Scharte, Bresche' (= ahd. *brecha* 'Bruch' REW 1281) gehören, wo wallis. *brètso* 'fragment d'un objet brisé', Plans. *brèts* 'lambeaux de pains et de pommes de terre', Gruyère. *bretzo de payra* 'fragment de pierre', Nendaz *bretzə* 'parcelle, miette de pain, et particulièrement de lait tranché' (Jud S. 201) bedeuten? Entweder frz. *brèche* gehört auch zu dem für die schweizerfrz. Wörter angenommenen gallorömischen **brĭcicare,* oder aber, falls *brèche* zu ahd. *brecha* gehört, sind die schweizerfrz. Wörter auch nicht anderen Ursprungs. — Für *nīdel* 'Rahm' ist das Verbreitungsgebiet trotz der Berufung auf eine Auskunft Grögers zu eng angegeben: das Wort ist nicht bloss deutschschweizerisch, sondern auch schwäbisch, bayrisch, elsässisch (vgl. Fischer, Schmeller, Martin-Lienhart).

[2] Dieses *brf-* ist wohl eine Nebenform von *brb-* (REW 1386), vgl., neben *brifer, briber* bei Rabelais (Pantagr. Kap. 9) 'gierig essen', sonst = 'mendier des bribes', also von 'murmeln' aus, hieher auch frz. *bri(m)borion* (ältester Beleg *breborion*) 'Geplärre, hergeleierte Gebete' gebildet wie scherzhaftes *borbotorion* im Myst. de la Passion von Valenciennes (*Rom.* 48, 576 belegt) mit der in lat. *purgatorium, oratorium* im Frz. gesprochenen Endung *-orion,* die parodistisch wirken musste, und wohl kaum zu *breviarium* (REW 1289), *bribe* 'Stück Brot' und die anderen REW 1302 s. v. *brī(m)b-* verzeichneten Wörter. In der Mitte zwischen *brf-* und *brb-* steht *frib-* in wall. *fribote* 'bribe, lambeau', *effriboter* 'zerstückeln', 1542 belegt, das zuletzt von Haust *Rom.* 47, 563 besprochen wird, vielleicht auch aus *brib-* dissimiliert ist.

könnte). Wir finden ja in La Baroche *bif* neben *bruf* für 'kurze Arbeit' (s. o.),[1] vielleicht also urspr. 'Spritzer'?

Jud möchte für das schweizerfranz. *dzè* 'Schaum der Milch', *dzefà* 'schäumen' (ins Schriftfranzösische übertragen *je(ffe), jeffer, jaffer*) auf ein gallisches **jesta* zurückführen (der Entsprechung von mhd. *jesta* 'Gischt', dessen nd. Ableger in altwall. *g(i)est*, wall. *gé(s), jé* weiterlebt), wobei *st* > *f* einträte, während in gall. *ambibosta* dieselbe Entwicklung nicht zu finden ist[2] — einen Gegensatz der Behandlung, den er durch Erwägungen über das verschiedene Verhalten offizieller und mehr volkstümlicher Wörter bei einer zweisprachigen Bevölkerung zu erklären sucht. Jud meint, «die *f*-Form legt zunächst germanische Herkunft nahe», dann zieht er das Gallische heran, in dem er aus wortgeographischen Gründen das Etymon findet. Ich denke, durch langjährige Erfahrungen gewitzigt, bei *f*-Formen gern an Lautmalerei, besonders bei Wörtern für 'schwellen, schäumen, spritzen' (vgl. etwa ital. *zaffata*, mail. *tafiada* 'Spritzer', dann auch vom selben Stamm Wörter für 'schlagen, Ohrfeige', 'fressen'; ital. *piaffuto* 'pausbäckig' *Arch. rom.* 7, 155 ff.). Bevor ich also den Schritt der Rekonstruktion wage, sehe ich mich nach Ablautsvarianten zu *jeff- jaff-* um, wie sie bei Schallwörtern innerhalb derselben Sprache gewöhnlich vorkommen, und sofort findet man afrz. *gifle* 'Wange', heute 'Ohrfeige', in Dialekten (Clairvaux, Bresse-Louhannaise, Meuse) auch 'Mandelentzündung' (dieselbe

[1] Vgl. hiezu noch ital. *prendere un lavoro a sbiffe* 'a sbeffe', also 'scherzweise, nicht ernst'.

[2] Dass bündnerrom. *boffa* 'hohle Hand', 'soviel die hohle Hand fassen kann' ein **ambibosta* > **ambibofa* darstellt, glaube ich nicht: *boffet* heisst in Engadin 'Blasebalg' — und *boffa* die blasebalgähnlich gegeneinander gewölbten Hände (wie man ja zur Verstärkung des Blasens auch bei lautem Sprechen tut). Das *RFE* 7, 350 Anm. 1 zitierte neuprov. *boufanello* 'petit fagot de sarments de vigne trop courts pour être liés ensemble' gehört sicher zu *boufa*. Auch von der hohlen Hand kann man ausgehen: neuprov. *boufaroun, boufet* 'was nur Wind enthält', 'leer'.

Bdtg. hat die Ableitung *giffieu*), was auf ein **giff-* 'schwellen' hinweist, das durch pierrecourt. *gifyūd* 'joufflue', durch *giflo-*, *jüflo-*Formen der Sprachatlaskarte *elle enfle* bezeugt wird, vgl. auch St.-Pol. *ẽgifé* 'avaler', südfrz. *gif(l)o* 'grosse joue', *gifo* 'personne faible, lâche, mou', *giflut* 'joufflu' (die Etymologie dtsch. *kiefel, kiefer*, zu Zeiten Bugge's möglich, sollte heute nach Hornings Einspruch *Ztschr.* 16, 531 nicht mehr wiederholt werden; sie wird auch von Th. Braune *Ztschr. f. rom. Phil.* '22 S. 154[1] bestritten); dann frz. *joufflu* 'pausbäckig', das vom schweren Kreuz der Kontaminationsannahme *(joue – mouflu)* erlöst werden sollte: einfacher ist *-utus-*Ableitung von j o u f(l)- anzunehmen, das in bas-maine. *žuf, žüf* 'huppe des oiseaux', *žuflé* 'huppé', vgl. *žufü* 'joufflu', *dzofla* 'Wange' im Dep. Rhone (*Rom.* 45, 251) vorliegt; ferner ž a f (j a f f e) auf der Atlaskarte *gifle*, das doch mit *gifle* in Beziehung stehen und lautmalend sein wird wie *paf, ñaf* auf derselben Karte (REW trennt das norm. *žaf* von **gaba*):[2] dasselbe *jaffe* liegt wohl auch in dem seit 1628 belegten argotfrz. Wort für 'Suppe' (Nebenform *jafle* wie *gifle, jouffl-*) vor, mit dem Sainéan im Wb. der «Sources de l'argot ancien» champ. *jaflis* 'gallimafrée', yonne.

---

[1] Er geht selbst für *jaffe* 'Suppe', *jaffet* 'Haken zum Herunterlegen der Äste', *jaffier* 'Garten', auch für *gifle* von germ. **gaff-* aus, das auch frz. *gaffe* ergeben hätte.

[2] Die Angabe Hornings *Ztschr.* 16, 531, im Normannischen von la Hague sei *jaffe* ein 'grand soufflet', *giffe* ein 'soufflet moindre', spricht deutlich für Ablautvarianten: der *a*-Laut wirkt gegenüber dem *i*-Laut, der das Kleine, Feine, Zarte, Helle, Dünne angibt, vergrössernd, daher es auch nicht zufällig ist, wenn es *pifpaf, mischmasch, tiptop, nec mu nec ma*, meist mit *a, o* im zweiten, am Ende, also an der wirksameren Stelle stehenden Gliede heisst. – Engl. *in half a jiff(y)* 'im Nu', von Jespersen in seinem Aufsatz «Symbolic Value of the Vowel *I*» S. 16 erwähnt, ist wohl auch hier anzureihen (urspr. 'leichter Schlag'?). Das Verb *to juffle (jiffle)* 'sich unruhig hin- und herbewegen' klingt an. – Ob span. *jifero* 'Schlächter', 'Schlächtermesser', 'schmutzig' zum Stamm *jaff- jiff-* gehört? Ferner neap. *jéffola* 'buffetto, botte, colpi, gente vile, marmaglia', irp. 'involto, filo tolto dal gomitolo' (oder zu *biff- beff-*?)?

jafle 'acide'[1] vergleicht, davon Ableitung *jaffier* in Rouen 'Suppenschüssel', im Argot 'Verteiler der Suppe im Gefängnis' (Sainéan vergleicht aus der Muse Normande *un jafflier de mattes* 'une jatte de lait caillé'); argotfrz. *jaffier* 'jardin (potager)' vergleicht sich mit bas-maine. *žafyé* 'mauvaises herbes' (Verbum *žafyé* 'rejaillir'), anjou. 'fumier, ordure' (*jeter son jaffier* 'se dit, au sens propre, de l'écume produite par une oie mise au pot', dann übertragen = frz. *jeter sa gourme*), bresse-louhann. *jaffer* 'manger bruyamment et en faisant de l'écume', *jaffes* 'grosses joues', morv. *jafoueiller* 'flétrir, souiller avec les pieds et les mains', südfrz. *gifo-jafo* 'presse, cohue, mêlée, bagarre, querelle, en Limousin', *se gifra* 's'agiter, se tortiller, se rebecquer, en Limousin' (= *rebifa*). Sehr schwierig ist die Abgrenzung gegen *jabot, jaboter*: das *jaffard* des 15./16. Jh., das bei Godefroy s. v. *javard* 'Durchfäule' 'Geschwulst am Kniegelenk' steht, scheint 'Eiter' zu bedeuten und erinnert an das anjou. *jeter son jaffier: (la bouche eschaufee qui bave, escume, gourme, et jecte son jaffard qu'il faut gargariser).* Dauzat bezieht — ebenso übrigens wie Th. Braune l. c. — *Rom.* 45, 250 ff. mit Recht *javard*, sp. *gabarro* 'Durchfäule' zu **gaba (jabot)*, dann wäre aber auch unser *jaffard* anzuschliessen. Ebenso erinnert drôme. *jafi* Mask. 'museau, figure', *jafetia* 'caqueter, causer' an *jabot, jaboter* (hierher *dzafragna, tsafia* 'reden' in frankoprov. Argots, die Dauzat *Les argots de métiers franco-prov.* S. 124 unklar sind). Da die **gaba*-Sippe noch weit von Klärung entfernt ist, so werden wir diese Nebenfrage ausschalten und nur das eine festhalten, dass *jaffe* 'Schaum', 'Schlamm', 'Pantsch', 'Gischt' bedeutet: die Bdtg. 'Schaum' ist seit dem 16. Jh. durch *taureau jaffreux* 'geifernd'

[1] Wird begreiflich durch Chambure's Angabe: 'Âcre. Se dit surtout en parlant des fruits sauvages appellés «blossons» dans le pays': die Schlehen *(beloces)* werden ja weich («mantschig», wie man in Österreich sagt) gegessen, vgl. auch REW 1168 und 1590. Vgl. die *i*-Variante waadtld. *gifleux*, nach Wissler, *Das schweizerische Volksfranzösisch* S. 90 «das Gegenteil von 'fendant' d. h. diejenige Traubensorte, deren Beeren unter dem Druck der Finger den Inhalt plötzlich fortschleudern', auch *riflet, raffeux* genannt (zu *rifle, raffe* 'Diarrhöe').

(Delboulle, *Rom.* 33, 588 und Behrens, *Beitr. z. franz. Wortgesch.* S. 140) belegt. Die semantische Übereinstimmung mit it. *żaff- taff-* ist gegeben. In phonetischer Beziehung erinnert an die *jaff-*Sippe die *japp-* (frz. *japper* 'schreien'), *jupp-* (REW 4627)-Sippe.

Die Bedeutungsangabe bei Odin s. v. *dzefå* 'bouffer, goder, en parlant d'une étoffe' (z. B. in einem Satz 'sa chemise sortait à travers sa veste' oder 'ces plis godent'), 'se faire jour au travers des jointures, en parlant des liquides' (z. B. in 'le jus de la choucroute passe par-dessus le couvercle'), s. v. *dzefåyè* 'le fait de *dzefå*' (z. B. 'l'eau fait une forte sortie à la suite de la rupture d'un tonneau'), erinnert an *biffer* ('Falten machen, zerbröckeln' > 'gerinnen') und für den Wortstamm an *jaff-* in der Bdtg. 'schwellen, schäumen, herausspritzen'. Zudem bucht Pierrehumbert *ja, jé, jè* Mask., *jaffe, giffe* und *joffe* Mask. u. Fem. in der Bdtg. 'caillot de lait', wobei nach ihm *jaffe* 'Suppe' aus dem frz. Soldatenargot entlehnt und von *jaffe* 'Schaum' «wahrscheinlich verschieden» wäre. Das Gegenteil behauptet Dauzat, *Les argots de métiers* S. 34, und ich möchte, ohne die unmittelbare Herkunft des schweizerfrz. *jaffe* 'Suppe' aus Frankreich zu bestreiten, doch meinen, dass *jaffe* 'Suppe' etymologisch, also letzten Endes dasselbe Wort wie *jaffe* 'Schaum' und letzteres die ursprüngliche Bedeutung sei (vgl. frz. *bouillon*).

Der Ansatz **jaff-* wird wohl auch den *jeff-*Formen genügen, vgl. die Formen *glyäf* 'glace', *écaffes* neben *écheffes* 'échasses' und vor allem onomatopoetisches *ñäf* 'Flickschuster' (aus *gnaf*) bei O. Keller, *Der Genferdialekt* S. 56, *glyäfǫ̈* 'manger gloutonnement (chien)' = *glaffer* 'se dit des pourceaux', S. 145. Das Verbum lautet auch im schweizerischen Volksfranzösisch *jaffer* (Wissler S. 123), wie es scheint, auch in allgemeiner, nicht bloss auf die Milch bezüglicher Bedeutung: *il jaffait pendant sa crise.*

Genau parallel dem onomatopoet. *žiff- žaff- žoff- žeff-* ist *čeff- čaff- čoff-*, vgl. Schuchardt, *Ztschr.* 31, 1 ff. und REW 2453, z. B. it. *ceffo* 'Schnauze', neap. *čoffę* 'bauschige

Schleife', ueng. *čaflun* 'Bauch', lucca. *ciaffo* 'Ohrfeige', piem. *čaflu* 'dick' (letzteres wohl nicht allein zu *schiaffo* mit A. Levi, *Le palatali piem.* S. 9).

Die Annahme *b(r)if-* = gall. **brist-* und *jeff-* = gall. **jest* scheint mir gefahrvoller zu sein als die von onomatopoetischem *b(r)iff-* und *jaff-*, die sich im Französischen selbst stützen lassen. Die Alternative lateinisch-germanisch-gallisch (vorrömisch) für die Galloromania, lateinisch-germanisch-italisch für Italien lässt sich um ein 4. Glied erweitern, das von Ascoli bis Jud etwas vernachlässigt wird: «lautmalend».[1]

Bonn. *Leo Spitzer.*

---

[1] Ich kann nicht finden, dass die von O. Densusianu (*Grai şi suflet* I S. 54 ff) ausgedrückte Meinung, Schall- und Lockwörter müssten stets verstümmelte oder abgekürzte Wiedergaben von (etymologisch oft nicht geklärten) Benennungen des betr. Tieres sein, uns sehr viel weiterbringt: bevor ich in rätorom. *betsch* 'Kalb', vegl. *buč* 'Rind', bayr. *botsch(ele)* 'Lockruf für Ziegen', kärthner. *Putscherl* ein «irano-romanisches» Hirtenwort (pers. *beč(č)e* 'junges Tier', av. *vatsá-* 'Jährling, Kalb') erblicke, scheint mir Schuchardts Annahme einer einfachen Interjektion näherliegend — umso mehr als meine aus Oberschlesien stammende Frau ganz spontan, ohne sonst, etwa für Tiere, diesen Stamm zu gebrauchen oder zu kennen, zu unserem Kinde als Zärtlichkeitsausdruck *butschele* sagt. Und ob Hasdeu und Puşcariu so Unrecht hatten, rum. *bîr*, als Zuruf für Gänse gebraucht, eben als solchen zu erklären, statt an ein indoiranisches *birr- barr-* 'Schaf' mit Densusianu anzuknüpfen? Das abgeleitete Verbum *a bîrîi* zeigt die Bildung wie sie auch sonst bei Onomatopöien vorkommt; das bask. *brrrrra*, frz.-dial. *br*, das mazedorum. *rrrî* als Zuruf der Hirten, sie sollen aus *bir-* > *(b)r-* stammen? Das Vorkommen von rum. *bîr* als Ausdruck des Abscheus und des Kälteschauers wird onomatopoetisch erklärt — warum sollte *bîr* nicht ein die Gänse verscheuchendes (und damit sie führendes) *brr!* darstellen? Täglich höre ich von dem unter meinem Fenster haltenden Kutscher eines Milchwagens die Lautfolge *brrr!*, die das Pferd zum Stillstand bringt — soll sie wirklich auf aind. *úranah* 'Schaf' zurückgehen? Derselbe Lautkörper kann ja die verschiedensten Bedeutungen (vgl. oben) haben. Und die Parallelen *târ, hâr, pr?* Es kommt ebenso Interjektionalisierung von Appellativen wie Appellativierung von Interjektionen im Sprachleben vor — beide Erscheinungen müssen sorglich voneinander gesondert, aber keine darf geleugnet werden: frz. *ane ane* (zu den Enten) ist das erstere (= lt. *anas*), frz. *cane cane* das zweite.

The **Cantar de los Infantes de Lara** and the **Chanson de Roland.**

The great influence exercised by the Old French *chansons de geste* on the Spanish epic is well known and has been pointed out repeatedly by Spanish and French students of mediaeval epic literature [1]. Ramón Menéndez Pidal was the first, I believe, to state that the poems based on the Legend of the Seven Infantes of Lara were not free from such influences. Thus the circumstances of Mudarra's birth have many parallels in French epic poetry [2]. The manner in which the young man is to find his father and to make himself known to him is found again in the French legend of *Galien*, the son of Olivier by a Moorish or a Byzantine princess [3]. Finally, the flight of Don Rodrigo, a tedious and prosaic addition of the author of the second *cantar*, probably goes back to the flight of Ganelon first mentioned in one of the later reworkings of the *Roland* [4], and the scene representing the partisans of Mudarra in deliberation as to the fittest punishment to be inflicted upon the traitor, a scene likewise peculiar to the second *cantar*, seems to be of similar origin [5]. What has never been brought out so far is, I believe, the fact that entire episodes of the first *cantar*, forming altogether a very large portion of the action, have close analogues in the original *Chanson de Roland* such as it has been transmitted to us by the Oxford manuscript [6]. These resemblances

---

[1] Léon Gautier, *Les Epopées françaises*, Paris 1892, II, 326–44; Mila y Fontanals, *De la poesia heroico-popular castellana*, Barcelona, 1896.

[2] Ramón Menéndez Pidal, *La Leyenda de los Infantes de Lara*, Madrid, 1896, p. 17. Gaston Paris, *Les sept Infants de Lara*, *Poèmes et Légendes du Moyen Age*, Paris, s. d., pp. 215–51.

[3] *Ibid.*, pp. 18 and 32.

[4] *Ibid.*, p. 33.

[5] *Ibid.*

[6] For this study I use the Gröber edition of the Oxford text: *La Chanson de Roland* d'après le manuscrit d'Oxford, Strasbourg (*Bibliotheca Romanica* 53. 54). For the *cantar* I make use of the work

cannot be due to accident, and we must suppose the Spanish poem to have been modelled closely after the famous French epic, as I shall endeavor to prove in the following pages.

Let us note, to begin with, the close similarity of the outlines of both poems. In both a limited number of young Christian heroes are betrayed to a Moorish king by a near relative of theirs. They fall into an ambuscade and are killed after a desperate battle. A singular vengeance is taken afterwards upon the traitor and his kin. It is not beyond all doubt that this outline is truly representative of the original legend of the Infantes de Lara. Menéndez Pidal points out that the relationship of Don Rodrigo and the seven victims of his treachery may be a mere device to add to the poetical and tragical elements of the story [1], and mentions the fact that Ganelon's relationship with Roland is very probably due to similar considerations. I should like, however, to call attention to a fundamental difference both in the nature of the relationship and its importance with regard to the plot in both epic legends, at the risk of disagreeing with the illustrious Spanish scholar.

In the *Roland*, Ganelon is the step-father of his victim, a fact which is evidently brought in to motivate the old hate between the two men. Nowhere in the poem is reference made to special obligations under which they are to each other on account of this relationship, and this is quite natural, as no such obligations existed according to ancient law. In the legend of the Infantes de Lara the situation is entirely different. The seven young men are the sister's sons of the traitor; that is, under the matriarchical system of society, a system of which a large number of traces are embodied in

---

of Ramón Menéndez Pidal already quoted. Cf. also Gaston Paris, *Journal des Savants*, 1898, pp. 296–309; 321–35. Morel-Fatio, *Romania*, XXVI (1897), pp. 305–20.

[1] *Op. cit.*, p. 17: . . . los vínculos de parentesco que unen a éste (Don Rodrigo) con los siete hermanos, lo cual pudo muy bien ser un mero recurso poético como el suponer a Ganelón padastro de Roldán . . .

the Old French and Middle High German epics [1], this kinship is of the closest, closer than that of father and son, and the treason of Don Rodrigo is then all the more odious, considerably more so than that of Ganelon or any other of the conventional traitors of the French epic. To this another observation should be added. The Spanish legend has for basis a family quarrel in the strictest sense of the word. Although Don Rodrigo, through his treason, causes a serious disaster for the Christian arms, neither the Count of Castile nor any one else thinks of punishing him for that. Vengeance is exacted by another member of the family, a half-brother of the slain heroes. The situation is absolutely different in the *Roland* and the French epic in general. Though Ganelon merely carries out a private revenge on those whom he has reason to consider his enemies, yet all the emphasis is laid upon the loss suffered by the Christian army, and Ganelon is executed for high treason. The *Chanson de Roland* is essentially a national and collectivistic epic, the *Infantes de Lara*, on the other hand, strictly individualistic, and far more akin to the Teutonic *Nibelungenlied* and *Kudrun* than to any of the French *chansons de geste* [2].

In view of these considerations, it seems to me that the theory of Ramón Meñéndez Pidal, who sees in the kinship of the traitor and his victims only a poetic device of late date, is untenable, as the whole plot hinges upon this relationship. It is therefore impossible to regard this trait as due to the influence of the *Roland*; rather must it be considered as having formed a part of the original legend.

---

[1] W. O. Farnsworth, *Uncle and Nephew in the Old French Chansons de geste*, New York, 1913; A. W. Aron, *Traces of Matriarchy in Germanic Hero-Lore (University of Wisconsin Studies in Language and Literature, No 9)*, 1920.

[2] On this fundamental difference between the French and the Teutonic epic cf. the essay of Gaston Paris entitled *La Chanson de Roland et les Nibelungen, Poèmes et Légendes du Moyen Age*, Paris, s. d., p. 1–23.

Menéndez Pidal likewise thinks the story of the vengeance exacted by Mudarra and hence all the circumstances connected with the latter's birth to be pure invention made to give the epic a dignified ending[1]. Again we are reminded of the *Roland*, where quite a group of scholars, as is well known, supposed the so-called Baligant episode to be a late addition. Hence the possibility that the addition of the Mudarra episode in the Spanish poem is due to the influence of the Baligant episode of the *Roland*.

There can be little doubt that the Mudarra episode consists only of commonplaces and is certainly foreign to the original legend such as it existed before the epic development, localized in Northwestern Spain. The question to be answered is whether foreign influence is to be presumed to explain satisfactorily the addition of the episode recounting the revenge of Mudarra. Ramón Menéndez Pidal already answered this question in the negative, referring to the laws and logic of the epic, and enough parallels could be adduced outside the French and Teutonic epic to show that an influence of the French Baligant episode on the Spanish epic is unnecessary[2]. We may then formulate our first conclusion: the groundwork of the *Infantes de Lara*, the betrayal of the seven princes to the Moors by their maternal uncle, and the later addition of the Mudarra episode are both independent of the *Chanson de Roland*. We have to deal with a genuinely Spanish local legend based on a family quarrel, later developed into an epic song according to the natural laws of epic poetry. We next turn to a number of episodes which do not belong to what I called the groundwork of the legend and which cannot be explained by epic laws. In their case

[1] *Op. cit.*, p. 19: no creo preciso advertir siquiera que toda la historia del bastardo que viene a matar a Ruy Velázquez, no es más que una pura invención, necesaria para redondear la fábula con un desenlace expiatorio que la termine dignamente, según las leyes de esa lógica poética que preside a la formación de los cuentos y leyendas, y que para cada crimen busca su inmediato y merecido castigo. . .

[2] Cf. for example the legend of the Seven against Thebes.

foreign influences cannot be denied offhand, and we shall see that the *Roland* is indeed responsible for the existence of all of them.

In the letter which Ruy Velázquez writes to Almansor, he naturally dwells on the insults he and his wife have suffered at the hands of the seven youths. He promises to place them in a dangerous position and asks him to kill them. He adds: ca estos son los omnes del mundo que mas contrallos uos son aca en los christianos et que mas mal uos buscan, et pues que estos ouieredes muertos, auredes la tierra de los christianos a uuestra uoluntat, ca mucho tiene en ellos grand esfuerço el cuende Garçi Ferrandez [1].

In a similar manner Ganelon tells Blancandrin of his dislike for Roland and later advises Marsile to fall upon the hero and the peers after he will have arranged matters in such a way that they find themselves in the rear-guard of the army [2]. He also impresses Marsile with the fact that Roland is the worst enemy of the Saracens and that after his death Charles will be powerless.

544 Ço n'iert, dist Guenes, tant cum vivet sis nies,
N'at tel vassal suz la cape del ciel;
Mult par est proz sis cumpainz Oliver;
Les .XII. pers que Carles ad tant chers,
Funt les enguardes a .XX. milie chevalers:
Sours est Carles, que nuls home ne crent.

577 Mort sunt li cunte, se est ki mei en creit,
Carlles verrat sun grant orguill cadeir,
N'avrat talent que ja mais vus guerreit.

596 Chi purreit faire que Rollanz i fust mort,
Dunc perdreit Carles le destre braz del cors,
Si remeindreient les merveilluses oz,
N'asemblereit jamais Carles si grant esforz,
Tere major remeindreit en repos.

[1] Ramón Menéndez Pidal, pp. 218–19.
[2] *Laisses* XXIX, XLIII, and XLIV.

On their way to the battle field, the teacher of the seven squires, Muño Salido, observes the flight of the birds and is frightened by evil omens. He thereupon advises them to return home. The belief in ornithomancy after the Roman fashion seems to be peculiarly Spanish. At any rate, I have never found a French or Italian parallel. Evil omens are however met in the *Roland* as well, where they take the form of dreams [1].

Upon seeing the evil omens Muño Salido advises them to avoid the battle [2]. Later, he desires to hold them back from plundering, as he foresees that they will fall into an ambush [3]. In both cases his advice is disregarded by the young heroes. Finally he is the first to call them to arms: Armad uos, fijos, ca uuestro tio Roy Blasquez con los moros es de conseio por matarуos. In much the same way Olivier in the *Chanson de Roland* advises prudence, without being listened to by his headstrong friend [4]. He is the first to sound the alarm and to impute treachery to Ganelon.

1112 Oliver apelat:
Sire cumpainz, amis, ne'l dire ja!
Li emperere ki Franceis nos laisat,
Itels .XX. milie en mist a une part,
Sun escientre n'en i out un cuard.

1024 Guenes le sout, li fel, li traitur,
Ki nus jugat devant l'empereur.

It should be added that both Muño Salido and Olivier fight with the rest, though they both foresee the end.

There is a striking resemblance in the arrangement of the battle in both the Spanish poem and the *Roland*. As will be remembered, in the French poem the rear-guard succeeds

[1] *Laisses* LVI and LVII.
[2] *Op. cit.*, pp. 222–23.
[3] *Ibid.*, p. 227.
[4] *Laisses* LXXXIII—LXXXVII.

in conquering two different groups of Marsile's army; they succumb to the last. Compare with this the text of the *Cronica General*: Mas dize la estoria, que tan bien lidiauan los christianos, et tan esforçada mientre, que passaron por dos azes de los moros, et llegaron a la terçera a pesar dellos . . .[1]

When six of the brothers have been beheaded, the youngest, Gonzalvo González, kills the Moor who was in charge of the massacre, snatches away his sword and slays hundreds of Moors until he himself succumbs [2]. Similarly in the *Roland*, when the hero is dying, a Saracen approaches him with a view of taking his sword from him. Then Roland kills him with his horn and afterwards tries to destroy his sword, lest it should fall into the hands of an enemy [3].

The most touching scene in the Spanish poem is doubtless that of Gonzalo Gustioz being shown the heads of his seven sons and addressing to them a sort of funeral eulogy [4], recounting their deeds of valor [5]. This scene has a close parallel in the French *chanson*, where Roland himself collects the corpses of the peers and later pronounces a funeral lament over Olivier and Turpin [6].

According to the second *cantar* Gonzalo Gustioz falls in a swoon when holding the head of his youngest son, overwhelmed with grief [7]. In much the same manner Roland swoons when seeing the corpses of his peers on the battle field:

2215 Li quens Rollanz, quant il veit mort ses pers
E Oliver qu'il tant poeit amer,
Tendrur en out, cumencet a plurer,

---

[1] *Op. cit.*, p. 229.
[2] *Ibid.*, p. 235.
[3] *Laisses* CLXIX and CLXX.
[4] *Op. cit.*, p. 237.
[5] *Ibid.*: et desi tomaua las cabeças una a una et retraye e contaua de los inffantes todos los buenos fechos que fizieran.
[6] *Laisses* CLXIII and CLXVII.
[7] *Op. cit.*, p. 284.

En sun visage fut mult desculurer,
Si grant doel out, que mais ne pout ester;
Voeillet o nun, a tere chet pasmet.

Likewise peculiar to the second *cantar* is a dream of Doña Sancha, the mother of the seven heroes, foreshadowing the deed of revenge before the arrival of Mudarra at the castle. The dream itself is a typical animal dream:[1]

> . . . sonaua como uos e yo estauamos en una muy alta sierra, e descuentra Cordoua veya venir volando un açor, e posauaseme en la mano, e abria sus alas, e a mi semeiaba que era tan grande, que la sonbra del crubia a mi e a vos; e leauantauase bolando, e yuase posar en el onbro de Ruy Vasques, el traydor; e apretaualo tan fuerte miente con las manos que le tiraua el braco del cuerpo, e a mi paresçia que por el corrian rrios de sangre, e yo fincaua los ynojos e beuia de su sangre del.

Similarly the act of revenge for the death of Roland and the peers is shown to Charlemagne in an animal dream:

2555 Apres icel li vient altre avisiun
Qu'il ert en France ad Ais ad un perrun,
En dous chaeines s'i teneit un brohun;
Devers Ardene veeit venir .XXX. urs,
Cascun parolet altresi cume hum,
Diseient li: Sire, rendez le nus!
Il nen est dreiz que il seit mais od vos;
Nostre parent devum estre a sucurs.
De sun paleis vers les altres acurt,
Entre les altres asaillit le greignur
Sur l'erbe verte ultre ses cumpaignuns.

In both the Spanish poem and the *Roland* the traitor is conquered in single combat, the difference being that in the

[1] *Op. cit.*, p. 295.

French *chanson* it is his representative Pinabel who succumbs; but the rôles of Mudarra and Tierri are the same [1]. The second *cantar* has this addition that after the duel Don Rodrigo is bound to a mule and led away [2]. In the *Roland* a similar punishment is meted out to Ganelon before the final combat [3].

What conclusions can safely be drawn from the parallelisms here pointed out and discussed? There can be little doubt, I think, that the groundwork of the story involving the tragic death of the Infantes through the treachery of their maternal uncle is a Spanish legend of strictly local character [4]. During the period following the reign of Ferdinand I, when French influences on the Peninsular literatures were strongest, this local legend was developed into an epic after the model of French *chansons de geste*. It was then that the Mudarra episode was added, utilizing well-known motifs such as that of the initiative of woman and the recognition theme, which was probably borrowed from *Galien*. At the same time the Spanish poets became familiar with the Oxford *Roland* or some other version of the poem closely related to it. Under this influence a number of episodes were incorporated in the Spanish epic, for example the details of the fatal letter, the omens, the rôle of the prudent adviser whose counsels are disregarded, etc. The product of these epic tendencies is the first *cantar*, preserved in the *Crónica General*. But there the foreign influences did not end. The *Roland* continued to be liked by the Spanish minstrels, as is shown by the fragment of a lost epic discovered recently [5], and in the second *cantar* we find the episodes of Gonzalo Gustioz'

---

[1] *Ibid.*, p, 243.

[2] *Ibid.*, p. 310.

[3] *Laisse* CXXXVII.

[4] Ramón Menéndez Pidal, *op. cit.*, pp. 175—204; A. M. Espinosa, *Romanic Review*, XII (1921), pp. 135—45.

[5] Ramón Menéndez Pidal, *Roncesvalles, Revista de Filología Española*, IV (1917), pp. 105—204.

swooning and Doña Sancha's ominous dreams, both taken from the Oxford *Roland* or some later reworking. Such a reworking was certainly used for the episode of the Flight of Don Rodrigo and the Deliberation as to the mode of Rodrigo's death.

Flat River, Mo., U. S. A.

Alexander H. Krappe.

Französisch *viste, vite.*

Die Versuche, die man gemacht hat, franz. *viste, vite* etymologisch zu deuten, sind nicht völlig befriedigend. Das Diez-Toblersche *vĕgĕtus* muss ja offenbar aufgegeben werden (vgl. ZfrPh. XL, 343). Mehr ansprechend ist das ebenso von Diez vorgeschlagene *vĭsĭtus*, das später ziemlich allgemein aufgenommen worden ist und neulich von Rohlfs verteidigt wurde (ZfrPh. XL, 343). Indes stehen schwere Bedenken in bedeutungsgeschichtlicher Hinsicht dieser Etymologie entgegen, wie schon Meyer-Lübke (REW.) hervorgehoben hat, und wie Schuchardt nachträglich betont (ZfrPh. XL, 604). Für Schuchardt ist *visitus* auch aus dem Grunde unannehmbar, dass er *viste* mit italienischem *visto* zusammenhält und dies als onomatopoetisches Wort ansieht. Weiter bereitet die Form eine bedeutende Schwierigkeit, die Rohlfs nicht genügend beseitigt. *Visitus* sollte *vist* geben, wie *appositus, compositus, repositus* u. s. w. *apost, compost, repost* gegeben haben (s. Wahlgren, Étude sur les actions analogiques réciproques du parfait et du part. passé, p. 60 et s.). *Viste* als ein gelehrtes Wort anzusehen oder sein finales *e* mit dem *e* in *coude* u. s. w. zu erklären geht nicht gut.

Was nun Schuchardts Erklärung vom it. *visto* als Schallwort betrifft, ist sie ja möglich. Indes sind Erklärungen dieser Art immer sehr unsicher, und dürften nur 'faute de mieux' zugegriffen werden, wie dies schon Parodi Schuchardt vor-

gehalten hat (ZfrPh. XL, 604). Dass *viste* einen Schall habe, der die Idee 'hurtig' auszudrücken geeignet wäre, kann kaum geläugnet werden. Aber es wäre sonderbar, wenn dieses Schallwort mit seiner Bedeutung von etwas Äusserem eine so reiche semasiologische Entwicklung auf dem rein psychologischen Gebiete durchmacht hätte, wie *viste* dies getan hat.

Das Etymon, das ich vorschlage, ist *vĕxitus* ⟨ *vexatus*. Die vulgären Formen auf *-ĭtus* von *-atus* sind wohl bekannt seit Diez, der im EtWb. unter *Liévito* einige solche anführt: *levĭtus*, *dolĭtus*, *vocĭtus* u. s. w. *Vexare* ist ein Intensivum von *vĕhere* und bedeutet also 'heftig führen', 'hinraffen': 'qui fertur et raptatur, atque huc illuc distrahitur, is vexari proprie dicitur', sagt Gellius (s. Forcellini). Also ist *venit vexitus* altfr. *vient vistes* 'er kommt hingerafft, eilig'.

Die phonetische Entwicklung ist die regelmässige: *ĕ* + Pal. gibt *iei* ⟩ *i*, wie *sextus* ⟩ *siste*, *textus* ⟩ *tiste*, *legere* ⟩ *lire* u. s. w. *ksi* + Dent. gibt *-iste*, wie in *buxida* ⟩ *boiste*, *muccidus* ⟩ *moiste* (ZfrPh. III, 260), *flaccidus* ⟩ *flaistre*, vgl. *fraxinus* ⟩ *fraisne* u. s. w. Das auslautende *e*, das für *visitus* keine Berechtigung hat, ist für *viste*, Derivatum aus *vexĭtus*, völlig befugt, denn *vexĭtus* kann nicht zu den schon im Lateinischen oder Urfranzösischen synkopierten Wörtern (vgl. Meyer-Lübke, Hist. Gramm. der fr. Sprache, § 119) gerechnet werden, ebensowenig wie *buxida*, *muccidus* u. s. w.

Im Vorbeigehen sei gesagt, dass auch die ursprünglich lateinische Gruppe *kst* ein Stütze zu erfordern scheint. Aus *sextus* ist *siste* (nie *sist*, vgl. ZffSuL. XXI², 166), aus *textus* ist *tiste* geworden. Man hat diese Formen als gelehrte oder halbgelehrte erklärt, aber Wörter, die eine so eingreifende populäre Umwandlung durchmachen wie *ek* ⟩ *iei* ⟩ *i*, können schwerlich als gelehrte betrachtet werden. Dies dürfte aber der Fall mit fr.-prov. *miste* aus *mĭxtus* sein, denn diese Wörter scheinen erst spät in den betreffenden Sprachen aufzutreten. Das prov. *mest* im REW. finde ich nirgends; es ist Mistral unbekannt. Dass *ĕxit* nicht *iste* gegeben hat, ist aus morphologischen Gründen erklärlich.

Kehren wir zu *vĕxĭtus* > *viste* zurück, um die Bedeutungsentwicklung zu untersuchen. In ältester Zeit bedeutet *viste* 'schnell' und ist Adjektiv. Der Übertritt in die ideale Bedeutungssphäre ist nicht für *viste* in derselben Weise wie für *vexatus* vorgegangen. Dieses wird synonym mit *afflictus*, während *viste* die Bedeutung 'klug', 'gescheit' u. ä. angenommen hat. Dies ist eine semasiologische Entwicklung, die ganz natürlich ist und viele Analogien hat. So hat schw. *snäll*, ursprünglich 'schnell', die Bedeutungen 'gut', 'einsichtig' angenommen, und das Substantiv *snille*, d. *Schnelle*, bedeutet 'Klugheit', 'Genie'; schw. *kvick*, urspr. 'lebhaft', dann 'geistreich'; schw. *slängd*, urspr. 'hingeworfen', dann 'kundig'; isl. *svinnr*, d. *geschwind*, urspr. 'schnell', 'heftig', dann 'klug' (s. Weigand) u. s. w. Gustaf Stern hat eine grosse Anzahl ähnlicher Fälle im Englischen studiert und erläutert, wie *snel*, *cwic*, *ready*, *hræd*, *smart* u. ä. (Swift, Swiftly, and their Synonyms, Göteb. 1921, passim, besonders S. 207). Vgl. auch altslav. *chytrŭ*, 'schnell' und 'klug', 'listig', vom Verb *chytiti* 'raffen' (Mitteilung von Prof. Lidén). In den romanischen Sprachen finde ich wenige solche Bedeutungsentwicklungen; vgl. indes sp. *listo*, 'rasch', 'hurtig' und 'wachsam', 'aufmerksam'; ferner das von Schuchardt angeführte *espert*, 'munter' und 'gewandt' (ZfrPh. XL, 604, Note).

Das prov. *viste*, *vite* u. ä. ist sicher dem Franz. entlehnt (vgl. Appel im Supplementwörterb. VIII, 800). Prov. *vist* (ibid.) kann *visitus*, aber auch Italianismus sein. Italienisch *visto* könnte in Anbetracht von *vispo*, *visco* als Schallwort erklärt werden, wie Schuchardt will; aber es hat sich ohne Zweifel mit dem Partizip *visto* berührt, daher die übersinnlichen Bedeutungen, die die echten Schallwörter *vispo*, *visco* nicht haben.

Johan Vising.

Besprechungen.

Wilhelm Horn, *Sprachkörper und Sprachfunktion* (Palaestra 135). Berlin 1921 (2. Aufl. 1923).

Das Buch von Horn will zeigen, dass die Entwicklung des Sprachkörpers von der ihm innewohnenden Funktion abhängig ist oder genauer abhängig sein kann. Die Hauptthesen, die er aufstellt, sind folgende (S. 135—):

1) Ein funktionslos gewordener Teil eines Wortes oder einer Wortverbindung kann abgeschwächt werden oder völlig schwinden.

2) Ein funktionsarm gewordener Teil eines Wortes oder einer Wortverbindung kann abgeschwächt werden.

3) Funktionswichtige Laute können erhalten bleiben, auch wenn ihr Schwund unter normalen Funktionsbedingungen zu erwarten wäre.

4) Wenn ein Sprachkörper zu schwach ist für die von ihm zu tragende Funktion, so kann er sich ihr anpassen durch Verstärkung seines Körpers.

5) Ein mit Funktionen überlasteter Sprachkörper kann zugrunde gehen.

Wenn wir von der letzten These absehen, die ich nicht für genügend fundiert durch das von Horn beigebrachte Material ansehen kann, so bleiben uns vier in methodologischer Hinsicht ausserordentlich wichtige Lehrsätze. Die ihnen zugrunde liegenden Gedanken sind nicht neu, vielmehr sind sie schon lange in Einzelfällen zur Anwendung gelangt. Aber das grosse Verdienst Horns ist, dass er von Einzelfällen ausgehend die methodologischen Konsequenzen gezogen und die allgemein gültigen Lehrsätze formuliert hat. Dass ihm in dieser Hinsicht zielbewusst vorgearbeitet worden ist — bes. von Behaghel —, schmälert keineswegs die grossen Verdienste Horns. Wie fruchtbar die von Horn aufgestellten Lehrsätze sind, zeigt die Leichtigkeit, mit welcher sich von ihnen ausgehend manche Streitfragen überzeugend lösen lassen (vgl. z. B. die Anwendung der ersten These zugunsten der Zusammensetzungstheorie bei der Erklärung des schwachen germanischen Praeteritums); in allen Fällen ist die Beweisführung Horns gemäss der Natur der Dinge keineswegs bindend und Manches muss als recht gewagt bezeichnet werden (z. B. die S. 84— gegebene Erklärung einiger lat. Adverbien). Horns Buch enthält nicht abstrakte Theorien, im stätigen Kontakt mit einem reichhaltigen Sprachmaterial beleuchtet er von

verschiedenen Seiten das von ihm klar formulierte Prinzip und zeigt auch seine praktische Anwendung, die noch manchen Gewinn für die Sprachgeschichte verspricht.

Die prinzipielle Bedeutung des von Horn verfochtenen Gedankens tritt klar zutage, wenn man ihn vom Standpunkt des junggrammatischen Lehrsatzes von der Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze aus betrachtet. Nun ist ja die Zeit schon längst vorbei, wo dieser Satz in seiner ganzen Strenge als unanfechtbar galt. Man ist immer mehr und mehr dazu gekommen einzusehen, dass Ausnahmen — auch andere als die durch den Einfluss der Analogie bedingten — vorkommen. Und man fing an die Einschränkung zu betonen, nach welcher die Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze nur bei gleichen lautlichen Bedingungen Geltung habe. Ein Buch wie dasjenige Horns zeigt wie manche sonstigen Beobachtungen auf dem Gebiete der Sprachforschung, dass auch diese Formulierung nicht aufrechtzuerhalten ist. Die Bedingung muss eine Erweiterung erfahren, um allen Anforderungen zu genügen: Die Lautgesetze wirken ausnahmslos bei sonst gleichen Bedingungen. Diese Bedingungen brauchen also nicht nur «lautlich» zu sein, es müssen die verschiedensten sowohl physischen wie psychischen Voraussetzungen berücksichtigt werden. Diese Bedingungen genau nachzuprüfen und womöglich zu kodifizieren, wird eine der wichtigsten Aufgaben der Prinzipienwissenschaft in der nächsten Zukunft sein. Erst wenn diese Aufgabe einigermassen gelöst ist, wird es sich herausstellen, inwiefern es zulässig ist in der angewandten Sprachwissenschaft mit der Ausnahmslosigkeit zu operieren. Dass in dieser Hinsicht Vorsicht geboten ist und dass ein allzu mechanisches Festhalten an dem junggrammatischen Lehrsatz auch in der vorsichtigsten Formulierung für die Erkenntnis der Sprachentwicklung hinderlich sein kann, ist ein Buch wie dasjenige Horns in mancher Hinsicht geeignet darzutun.

Im Einzelnen möchte ich folgende Randbemerkungen anbringen.

S. 9 § 8 wird die Beobachtung erörtert, dass Ortsnamen gern gekürzt werden und diese Erscheinung wird darauf zurückgeführt, dass für die Bewohner des Ortes und der Nachbarschaft die volle Namensform zum Verständnis nicht nötig ist. Zu den von Horn angeführten Beispielen möchte ich noch als ein Beispiel für das Finnische *Mustio* aus *Must(a)joki* 'schwarzer Fluss' anführen.

S. 16 stellt Horn fest, dass bes. in Lehn- und Fremdwörtern der Schwund von Lauten und Silben vorkommt. Diese Erschei-

nung ist jedoch nicht auf Funktionsverarmung zurückzuführen, sondern erklärt sich zwanglos daraus, dass die Lehn- und Fremdwörter nicht so fest eingeprägt im Bewusstsein der Sprechenden sind wie der einheimische Wortschatz, und deswegen leichter nicht-lautgesetzlichen Veränderungen ausgesetzt sind. — Das S. 16 angeführte *tawdry* ⟨ *St. Audry(lace)* und *tantony* ⟨ *St. Anthony* gehören zu den nom. propr. (§ 7).

S. 18 behandelt Horn die Grussformeln, bei denen es aber nicht immer ohne weiteres zu entscheiden ist, ob die Verringerung ihres Wortkörpers durch allmähliche Abschleifung oder durch eine Ellipse zustande gekommen ist, die allerdings auch aus der Bedeutungsarmut der Formeln zu erklären wäre. — Aus dem Finnischen seien hier noch angeführt *päivää* aus *hyvää päivää* '(guten) tag' und *iltaa* aus *hyvää iltaa* '(guten) abend'.

In diesem Zusammenhang kommt Horn (§ 13) auf den häufigen Gebrauch gewisser Wörter bzw. Wortverbindungen als Faktor bei ihrer nicht «lautgesetzlichen» Abschleifung zu sprechen; dieselbe Frage wird auch § 119 behandelt. Horn nimmt den sehr einleuchtenden Standpunkt ein, dass nicht die Überhäufigkeit an und für sich die lautliche Abschwächung verursacht, sondern die Bedeutungsschwäche, die vielfach Hand in Hand mit der Überhäufigkeit geht. Im Grunde genommen besteht zwischen dem Standpunkt von Horn und demjenigen von E. Herzog (Zeitschr. f. franz. Sprache u. Literat. 33,2, 28), der die abgeschwächten Formen als Schnellsprechformen mit Haplologie erklärt, kein Gegensatz. Denn Herzog gibt die rein mechanische Ursache der lautlichen Abschwächung an, die letzten Endes ihrerseits auf die psychische der Bedeutungsschwäche zurückgeht.

S. 32— behandelt Horn den Imperativ, der in verschiedenen Sprachen die Tendenz zeigt, den nicht hauptonigen Teil des Lautkörpers abzuschwächen; aus dem Finnischen sei *kas* ⟨ *katso(s)* 'sieh' genannt. Hier kann ich dem Verfasser nicht folgen, wenn er die lautliche Abschwächung daraus erklärt, dass diese Imperativformen «bedeutungsschwach oder funktionsschwach seien, da Situation, Ton und Gebärde den Befehl ausdrücken helfen». Den Imperativ, der einen über das Normale hinausgehenden Empfindungsgehalt aufweist, als bedeutungs- oder funktionsschwach zu bezeichnen ist nicht angängig — ausser etwa in einigen formelhaften Wendungen, und hier handelt es sich keineswegs ausschliesslich um solche Die Erklärung ist vielmehr rein dynamischer Art. In den Imperativformen neigt die Tonsilbe dazu, durch ihr Übermass an Intensität den übrigen Lautkörper abzuschwächen, indem die Verstärkung eines Teiles des

Wortes als Kompensation die Abschwächung des übrigen Lautkörpers nach sich zieht.

Die Erklärung der germ. Kurzform *gān* neben *gangan*, die Horn S. 40— vorträgt, hat mich nicht überzeugen können. Horn nimmt an, dass zuerst der Imperativ gekürzt wurde: *gang!* zu *ga!* Gewiss hat Horn Recht, wenn er S. 37 bemerkt, dass man viele Seiten eines Buches lesen oder lange Vorträge hören kann, ohne einem Imperativ zu begegnen, dass aber der Imperativ in der gesprochenen Sprache des täglichen Lebens häufig ist, und dass somit der Einfluss des Imperativs auf die übrigen Formen des Verbums nicht auffallend ist. Als ein besonders begünstigendes Moment für die Beeinflussung der übrigen Formen durch den Imperativ wäre noch die Affektbetontheit des letztgenannten hervorzuheben. Und trotzdem spricht die Überlieferung gegen Horns Erklärung. Die Kurzform *gān* (und *stān*) ist im Ahd. schon gang und gäbe im ganzen Praesens, wogegen die 2. Pers. Singul. Imperat. in allen Dialekten nur *gang* (und *stant*) lautet (vgl. Braune, Ahd. Gr.[4] § 383 Anm. 1). Die Hauptursachen für die Entstehung der Kurzform werden wohl gewesen sein, dass das Verbum *gangan* oft in der Funktion eines «Hilfsverbums» verwendet wurde und dass diese Funktionsverarmung eine Abschwächung des Lautkörpers nach sich zog, und der Umstand, dass die beiden Silben des Wortes mit einem *g*-Laut begannen, was einen haplologischen Silbenschwund begünstigte. Dagegen spricht bei *lāzan — lān* die Überlieferung für die Erklärung Horns; auch in diesem Falle wird aber die Funktionsverarmung sowie das Vorbild von *gān* und *stān* mitgewirkt haben. Auch für die Erklärung der frz. Form *aller* ⟨ lat. ambulare, wird die Bedeutungsabschwächung bzw. Funktionsverarmung in Betracht zu ziehen sein.

Die Tatsache, dass ein Substantiv in adverbialem Gebrauch andere Veränderungen erleidet als im paradigmatischen Gebrauch, erklärt Horn daraus, dass die Kasusendung des Substantivs in adverbialem Gebrauch nicht mehr als solche empfunden wurde und als überflüssig schwand, bzw. dass in diesen Fällen eine Funktionsverarmung stattfand (§§ 45 und 71—). Eine sehr wichtige Rolle bei den Veränderungen adverbiell gebrauchter Substantiva ist noch einem anderen Vorgang zuzuschreiben und zwar der Isolierung, deren Bedeutung m. E. für solche Fälle nicht genügend gewürdigt wird. Die Tatsache, dass eine zum Adverb gewordene Form eines Substantivs aus dem Zusammenhang mit den übrigen Formen desselben Wortes gelöst wird wegen ihrer Bedeutungsdifferenzierung, hat zur Folge, dass diese entwurzelte

Form besonders leicht Abschwächungen anheimfällt. Der Umstand, dass es sich nicht nur um das Schwinden funktionslos gewordener Teile — d. h. Flexionsendungen — handelt, sondern auch um die Abschwächung des übrigen Lautkörpers, zeigt zur Genüge, welche Bedeutung der Isolierung des Wortes als begünstigendem bzw. prädisponierendem Moment beizumessen ist.

Den engen Zusammenhang zwischen Funktion und Betonung hat Horn m. E. nicht genügend gewürdigt. So bemerkt er S. 47 § 41 anlässlich der romanischen Kurzformen von velle, posse und facere, dass manche von ihnen nicht nur durch den tonlosen Gebrauch, sondern durch Bedeutungsminderung bedingt seien. Letzten Endes beruht aber der tonlose Gebrauch in der Regel auf Bedeutungsminderung und es kann somit hier nicht die Rede sein von zwei entgegengesetzten Erklärungen. Vielmehr wäre hier die Reihenfolge so zu denken: psychische Ursache: Bedeutungsminderung — lautmechanische Folgeerscheinung: Tonabschwächung und als deren Folge Abschwächung des Lautkörpers (vgl. auch das oben anlässlich der häufig gebrauchten Wörter und Wortverbindungen gesagte). Auch § 114 S. 121 stellt Horn die schwache Betonung und die herabgeminderte Funktion einander gegenüber. Dagegen hat Horn auch selbst gelegentlich den Zusammenhang von Funktion und Betonung beiläufig festgestellt. So S. 118: «Die Akzentschwäche der Endungen ist eine Folge ihrer Funktionsschwäche.» — Die von Horn § 12 gegebenen Beispiele für Kurzformen, die betonte Bestandteile verloren haben, sind nicht beweiskräftig, da es sich um gewollte, d. h. mehr oder weniger bewusst gebildete Kurzformen handelt.

Als ein weiterer Beleg für die in der vierten Horn'schen These erwähnte Tendenz wäre z. B. nhd. *ehe* 'matrimonium' und 'prius' zu erwähnen: da die Sprache hier eine Abneigung zeigt, einen einzigen Laut als Träger der Wortbedeutung zuzulassen, werden zwei *e*-Laute bzw. ein zweigipfliger *e*-Laut gesprochen (zu S. 136 Anm. 1).

Die von Horn formulierten Thesen sprechen davon, dass ein funktionslos gewordener Teil eines Wortes u. s. w. abgeschwächt werden kann, konstatieren also das Aufkommen der Tendenz zur Abschwächung als Folge der Funktionslosigkeit. Es ergibt sich dabei die Frage, wann diese Tendenz zur Auswirkung kommt, wann sie eine solche Stärke erreicht, dass sie zu einer «nichtlautgesetzlichen» Entwicklung führt. Auf diese Frage gibt Horns Buch gewissermassen bereits die Antwort. Bei den Untersuchungen Horns stellt es sich heraus, dass die von ihm beobachteten Vorgänge besonders in gewissen Formen, Wortkategorien und

Wortverbindungen vorkommen. Und in diesem Punkte zeigen nicht nur die von Horn herangezogenen Sprachen eine auffällige Übereinstimmung; es wäre ein leichtes auch aus anderen Sprachen Parallelen in Hülle und Fülle herbeizubringen.[1] Dies wird auch eine der nächsten Aufgaben sein, um den Geltungsbereich dieser Tendenz womöglich schärfer als bis jetzt umreissen zu können.

Emil Öhmann.

Otto Basler, *Altsächsisch.* Freiburg im Breisgau. Fr. Wagner'sche Universitätsbuchhandlung, 1923.

Trotz der wichtigen Bedeutung des Altsächsischen für das Studium der deutschen Philologie ist ein geeignetes altsächs Lesebuch lange ein Desideratum gewesen. Denn was Braune an Altsächsisch in seinem ahd. Lesebuch und Holthausen in seinem altsächs. Elementarbuch an Textproben bei dem auf einem anderen Gebiet liegenden Hauptzweck dieser Werke bieten, konnte diesen Mangel nicht beseitigen. Als ein Versuch diese empfindliche Lücke auszufüllen ist das Buch von Basler lebhaft zu begrüssen.

Wie der Verf. es selbst in seinem Vorwort betont, soll sein Buch dem deutschen Seminar, der Heliandvorlesung und dem Selbstunterricht dienen.

Die Textauswahl ist von diesem Standpunkt aus betrachtet als gut getroffen zu bezeichnen. Den grössten Raum nehmen Auszüge aus dem Heliand ein; ausserdem ist auch die altsächs. Genesis gut — obgleich natürlich bei weitem nicht in demselben Umfange — vertreten. Neben diesen auch rein literarisch wichtigen Denkmälern bietet das Buch eine genügende Auswahl von den kleineren inhaltlich unbedeutenden altsächs. Denkmälern, die als Vertreter einer späteren Entwicklungsstufe des Altsächsischen einen grossen sprachlichen Wert besitzen.

Im Anschluss an die Textstücke gibt der Verf. einen Abriss der altsächs. Grammatik. In unter dem Texte stehenden Noten werden die Bedeutungen der einzelnen Wörter gegeben — ein alphabetisches Glossar ist nicht beigegeben worden — und einzelne Formen, etymologische Zusammenhänge — bes. mit dem Ahd. und dem Got. —, literarische und sonstige Fragen ausgiebig erläutert.

Neben den Textproben aus dem Heliand wird eine sehr ausführliche Geschichte der Heliandforschung gegeben, sowie eine eingehende Behandlung der Handschriftenfrage. Auch über

[1] Das in dieser Hinsicht bereits geleistete verzeichnet Horn als Nachtrag in der zweiten Aufl. seines Buches; vgl. bes. das reichhaltige Material für die baltisch-slavischen Sprachen bei E. Fraenkel, IF XLI (1923) S. 393—.

die strittige Heimatsfrage des Gedichts orientiert der Verf. gewissenhaft. Besondere Abschnitte behandeln die Metrik, die Quellen und die Arbeitsweise des Dichters, *praefatio* und *versus*, sowie die Abfassungszeit des Heliand und endlich auch den Stand des Dichters. — Im Anschluss an die Proben aus der Genesis werden die Überlieferung, die Verfasserfrage, die Quellen und das Verhältnis des Denkmals zur ags. Genesis erörtert. — Bei den kleineren Denkmälern wird kurz über die Entstehungszeit und Handschriften orientiert; für die Literaturnachweise u. a. benügt sich der Verf. mit kurzen Hinweisungen auf die entsprechenden Stellen in Wadsteins Ausgabe der kleineren altsächs. Sprachdenkmäler sowie in Ehrismanns Geschichte der dtsch. Literatur, was als durchaus zweckmässig zu bezeichnen ist.

Der vom Verf. gewählte Aufbau konzentriert die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Einzelprobleme, die womöglich durch die entsprechenden Textstücke besonders beleuchtet werden.

Der Verf. ist bei seiner Darstellung sehr vorsichtig und gewissenhaft und vermeidet gewagte Hypothesen. Seine Literaturangaben bes. in dem Heliandabschnitt sind manchmal so reichhaltig, dass sie auf den Anfänger verwirrend wirken könnten. Aber wenn dem Anfänger hier allzu viel geboten wird, so erleichtern diese reichhaltigen Angaben es dem weiter Fortgeschrittenen ungemein, tiefer in die Einzelfragen einzudringen. — Gern hätte ich eine eingehende Behandlung der bedeutsamen Beziehungen des altsächsischen Wortvorrates zum Angelsächs. gesehen, wozu die gegebenen Textproben reichlich Gelegenheit geboten hätten; ein Eingehen auf diese Fragen ist auch in einem für den Anfänger bestimmten Buch erwünscht, da sie von einer wichtigen Seite die Stellung des Altsächsischen beleuchten.

Alles in Allem ist das Buch Baslers ein willkommenes und geeignetes Hilfsmittel zum Studium des Altsächsischen.

Emil Öhmann.

Rittertreue, *eine mittelhochdeutsche Novelle,* herausgegeben von **Herbert Thoma** (= Germanische Bibliothek, herausgegeben von Wilhelm Streitberg. III. Abt. 5). Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung, 1923. XI + 30 S.

Das kleine kaum 900 Verse umfassende Gedicht, welches zuerst nach einer Heidelberger Hs. aus dem ersten Drittel des 14. Jhs. von Fr. v. d. Hagen in dem Gesamtabenteuer I, 104—128 herausgegeben wurde, war nur in dieser einzigen Hs. bekannt bis Pfannmüller vor zehn Jahren in PBB. XL, 381—395 eine zweite, der Universität zu Strassburg gehörende Handschrift bekannt machte.

Pfannmüller, der die von der Heidelberger Hs. (H) abweichenden Lesarten alle mitteilt, schlägt den Wert der aus dem 15. Jh. stammenden Strassburger Hs. (S) nicht hoch an und spricht die Ansicht aus, dass sie für eine eventuelle neue Rezension der Rittertreue nicht viel mehr leisten würde als unser Vertrauen auf H allerortes noch mehr zu erschüttern, während der positive Ertrag sehr spärlich wäre.

Thoma hat sich indessen nicht davon abschrecken lassen auf Grund der beiden Hss. eine kritische Ausgabe zu veranstalten, wobei er auch die vielen textkritischen Bemerkungen, welche v. Kraus in der ZsfdA. XLVIII, 103—128 mitgeteilt, berücksichtigen konnte. Diese Emendationen, welche v. Kraus in der ihm bekannten einzigen Hs. H gemacht hatte, waren dem Prinzip entsprungen, dass der Textkritiker, der in einem Gedichte glattes Metrum und einheitlichen Charakter der Sprache festgestellt hat, diese als wertvolle kritische Mittel verwenden kann, indem er das Metrum und die Einheitlichkeit der Sprache durchführt und auf Grund dessen den Text herstellt. Dass aber diese textkritischen Mittel auch in der kunstgeübtesten Hand nicht ganz zuverlässig sind, wird für den hier vorliegenden Fall durch den Fund der Handschrift S erwiesen, welche zwar einige von den Besserungen v. Kraus' bestätigt, andere aber als unrichtig erweist.

Leider ist die Hs. S im Vergleich mit der älteren Hs. H minderwertig und ihr Wert besteht hauptsächlich nur darin, dass sie uns hilft eine Anzahl von Fehlern in H aufdecken, welche auf die Tendenz zurückgehen dialektische Reime umzuarbeiten. So ist denn noch der kritische Herausgeber des Gedichts, der die beiden Hss. zu seiner Verfügung hat, vielfach auf dieselben textkritischen Mittel hingewiesen, welche v. Kraus empfohlen hatte. Von diesen hat Thoma besonders dem Metrum seine Aufmerksamkeit gewidmet und durch das genaue Studium desselben die Herstellung des Textes zu fördern versucht. In manchem Punkt treffen seine Emendationen vermutlich auch das Richtige, aber in vielen Fällen bleiben die Fragen noch offen. So lange wir keine besseren Hss. besitzen als die zwei jetzt vorliegenden, bleiben manche Konjekturen blos hypotetische Konstruktionen, an die man je nach Belieben glauben oder nicht glauben kann.

In der kurzen Einleitung erörtert Thoma — ohne viel Neues zu bringen — die Quellenfrage und die Heimatfrage und bespricht das gegenseitige Verhältnis der Hss.

Dass S als eine jüngere Bearbeitung des Gedichtes anzusehen ist, steht ja ohne weiteres fest. Sie gehört einer Zeit an, in welcher die ritterliche Bildung schon in Sinken war und die

ritterlichen Termini nicht mehr geläufig waren. Daher wird — wie Thoma bemerkt — das Fremdwort *garzun* durch *bote* ersetzt und *tjust, tjustieren* vermieden. Er hätte dazu noch hinzufügen können, dass *rotte* durch *schar* ersetzt wird, dass die höfische Wortform *turnei* nur im Reime stehen geblieben ist, sonst aber vom Schreiber durch die neue Form *turnier,* bezw. durch *sturm* oder *hof* ersetzt worden ist und dass für die niederländ.-höfische Form *ors* immer die gewöhnliche hochdeutsche Form *ross* gesetzt wird. — Charakteristisch ist ferner, dass die Anrede an das ritterliche Publikum (V. 19. 859) in S ausgelassen ist. Dass aber, wie Thoma meint, die grosse Lücke V. 639—682 (nicht 621—682, wie S. VIII irrtümlich angegeben wird) ähnlich zu erklären sei und die hier stehende Beschreibung der Brautnacht deshalb ausgelassen worden sei, weil die zarten höfischen Töne der Schilderung dem Geschmack des nach derberer Kost verlangenden Publikums nicht mehr entsprachen, will mir nicht einleuchten. Der Schreiber von S scheint die Beschreibung der beiden Abende und Nächte der Neuvermählten verkürzen und zusammenziehen zu wollen. Diese Tendenz zu verkürzen und Tautologie zu vermeiden tritt wohl auch zu Tage in der Auslassung der Verse 717—718 und 763—772. Dagegen möchte ich in der Auslassung der Verse 371—378 und 791—796 eine Rücksichtnahme auf das nicht mehr ritterliche Publikum erblicken. — Dass H und S einen verderbten Archetypus voraussetzen, ist möglich, wird aber noch nicht durch die von Thoma (Einleitung S. III) erbrachten Beispiele bewiesen.

Die vorliegende Ausgabe der Rittertreue bringt nicht viel Neues über das hinaus, was schon früher bekannt war. So lange wir nur auf die beiden Hss. H und S angewiesen sind, wird man vom Herausgeber des Gedichtes auch nicht mehr verlangen können als was hier geleistet worden ist. Wir müssen ihm dafür dankbar sein, dass er mit grosser Sorgfalt die Resultate der Forschung an einer Stelle gesammelt und veranschaulicht und durch seine Kritik die Kenntnis des Textes in Einzelheiten gefördert hat.

Hugo Suolahti.

La fille du Comte de Pontieu. Conte en prose. Versions du XIV^e^ et du XV^e^ siècle. Publiées par **Clovis Brunel.** Société des Anciens Textes Français. Paris, Libr. anc. Honoré Champion. 1923. LXXXV + 158 p. in-8^0^.

Die anonyme Tochter des Grafen von Pontieu wurde zur Heldin einer nordfranzösischen Novelle und gleichzeitig in Beziehungen mit geschichtlichen Personen gebracht. Die Novelle

führte den Titel: *Voyage d'outre-mer du comte de Pontieu* oder *Histoire d'outre-mer* oder *La comtesse de Pontieu.* Mit der Legende Saladins verbunden wurde sie *Histoire d'outre-mer et du roi Saladin* genannt und ist in diesen zwei Redaktionen des 13. Jahrhunderts sehr bekannt gewesen. Im 15. Jh. wurde derselbe Stoff mit *Jean d'Avesnes* in genealogische Beziehung gebracht. Die Textausgaben von Méon (*Nouveau Recueil* I 437—454 und neuer Abdruck von Delvau 1865), L. Moland und d'Héricault (1856), die Auszüge und Umarbeitungen (Delvau 1869, Hensel 1920) liessen nur Vermutungen über die Beziehungen der verschiedenen Fassungen zu. Söderhjelm (*La nouvelle française au XV^e siècle.* Paris, 1910, S. 8) dachte noch an eine Umarbeitung eines Versromans, wie im Falle des *Empereur Constant.* Brunels kritische Textausgabe beleuchtet die Beziehungen sämtlicher Bearbeitungen und bringt drei Fassungen mit Varianten zum Abdruck.

Die erste wird die primitive Bearbeitung genannt (in der einzigen Handschrift der Bibl. Nat. in Paris, fr. 25462), deren Sprache auf Pas-de-Calais hinweist. Dieselbe entstand im 13. Jh. und zwar auf Anregung von Marie, Tochter des Grafen von Pontieu (gest. 1251). Die Kreuzfahrt des Grafen Gui II. und seines Sohnes Jean de Pontieu, die beide im Orient starben, gab vielleicht Anlass, die Sage mit diesem Geschlechte in Verbindung zu setzen. Im 17. Jahrhundert meinte man sonst ein Geschichtsdokument darin zu besitzen, und das Werk von Jacques Sanson (Pater Ignatius, 1657) wurde zum Ausgangspunkt von geschichtlichen Betrachtungen.

Die erweiterte Fassung in zwei Handschriften (Bibl. Nat., fr. 770 dient als Grundlage) wurde der Saladinchronik beigegeben, deren legendenhafte Züge G. Paris meisterhaft hervorgehoben hat (*Journal des Savants* 1893, S. 363). Der Bearbeiter war ein Kleriker, der Belehrendes und Erbauliches in die urwüchsige Erzählung hineinstreute, vieles überflüssig erklärte oder höfisch abdämpfte. Seiner Sprache nach stammte er aus der Gegend von Tournay. Die Bearbeitung begleitet unter dem Strich den Urtext, wodurch die Vergleichung sehr erleichtert ist.

Die dritte Bearbeitung bildet die Fortsetzung der Geschichte von Jean d'Avesnes, des Vaters des Grafen von Pontieu, woran sich die fabelhafte Geschichte des Sultans Saladin anschliesst, nach einem verlorenen französischen Versroman. Hilding Kjellman hat die ganze Kompilation nach zwei Handschriften untersucht, wovon (BN. fr. 12572, zur Grundlage genommen) das Mittelstück, die Legende der Tochter des Grafen von Pontieu,

durch Brunel veröffentlicht wurde. Die Quelle war die Chronik Saladins, deren einfache Erzählung durch Beschreibungen von Kämpfen und Turnieren, durch Seelen- und Herzensergüsse verunziert, durch sinnlose Veränderungen verunstaltet wurde.

Die Bearbeitung des 13. Jahrhunderts lieferte den Stoff zum Roman von La Vieuville de Vignacourt (1723), zur lyrischen Tragödie von Saint-Marc (1772) mit Musik von Piccini (1781) und von Noverre (1774). Pongerville benützte die Legende als geschichtlichen Beitrag von Pontieu (1877), Mondolet als Stoff zu einem Gedicht in sechs Gesängen (1834). Die Heldin wurde in diesen Bearbeitungen Adele *(Edèle, Adèle)* getauft und rückte an Stelle des Grafen über Pontieu in den Vordergrund. Die erweiterte Fassung wurde durch La Guette (1679), Madame de Gomez (1723), Antoine de la Place (1757) erneuert, durch den letzteren als Tragödie. Ernest Prarond (Pseudonym Jehan Barbafist [1868]) hat die Legende episch und lyrisch behandelt, während Dr. A. Cahon (1898) den Leiden der Heldin fünf Gesänge widmete. Das Endurteil über diesen reichen Nachwuchs mit dem Original verglichen lautet: «De toutes les formes prises pas notre légende, la meilleure reste la plus ancienne, bien qu'elle soit toute gênée encore par une inhabilité primitive. Sa discrétion, sa sincérité, son style et jusqu'à sa gaucherie attirent et retiennent par un charme profond» (Brunel, l. c. LXXV).[1] Ein Personenverzeichnis und ein Wörterverzeichnis begleiten den Text. Da die Schrift nicht einheitlich rekonstruiert wurde, wären im letzteren auch graphische Abweichungen manchmal anführbar gewesen, z. B. *caviaus* 28 (gleich *Aucassin und Nicolete*), *chaviaus* 30 *(Chanson de Roland: chevels, Roman de Troie: cheveus)* und *keviax* 31 (Henri de Valenciennes: *queueus*), wovon nur die dritte Form im Wörterbuche verzeichnet wird (S. 146). Sicher bietet die Ausgabe eines Prosawerkes bei gleicher Zahl von Fassungen grössere Schwierigkeiten als ein Gedicht, und die gewissenhafte, sorgfältige Bearbeitung hat uns einen literarisch, kulturgeschichtlich[2] und sprachlich interessanten Stoff näher gebracht.

Budapest. *Ludwig Karl.*

---

[1] S. G. Paris' ähnliches Urteil (*Journal des Savants* 1893, 363), dazu Söderhjelms von einem anderen Gesichtspunkte aus gefasste Ansicht (*La Nouv. fr.* 1910, 23).

[2] Ein Beispiel: Flandrische Kaufleute retten die in ein Fass eingeschlossene Gräfin auf dem Meere. Sie landen in Aumarie, wo sie keine Anstände zu befürchten haben: «il avoient leur conduis des haus homes qu'il pooient aler en totes parties sauvement» (éd. Brunel S. 21).

Don Diego Hurtado de Mendoza's Guerra de Granada contra los moriscos. Mit Einleitung und Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. **Adalbert Hämel** (Würzburg). Sammlung spanischer Schulausgaben, herausgegeben von Professor Gustav Haack in Hamburg. Verlag von Velhagen und Klasing, Bielefeld und Leipzig, 1923. VII und 100 S., mit einer phot. Abbildung und einer Karte.

«Diego Hurtado de Mendoza is one of the greatest names on the bead-roll of Spanish literature. An accomplished scholar and skilled diplomatist, he had an innate love of learning and a real reverence of letters . . . He was gifted moreover with dramatic vision, a power of analysis and a knack of adequate narration.» Dieses treffende Urteil über den Verfasser und sein Werk von Fitzmaurice-Kelly (Cambridge Readings in Spanish Literature. Cambridge, 1920, p. 20) rechtfertigt eine Schulausgabe seines bedeutendsten Prosawerkes. Dieselbe geschichtliche Episode wurde durch Gines Pérez de Hita erzählt (Historia de los vandos de los Zegries y Abencerrages in 1688, mit einer Fortsetzung Segunda Parte de las Guerras civiles de Granada g. 1604) und hatte spätere literarische Reflexe. Calderon bearbeitete den Stoff in einem Drama (Amar despues de la muerte) mit einer Umtaufe fast sämtlicher Personen. Mendozas G. de G. gewann durch den klassischen Stil eine literarische Bedeutung . . . Es fehlt jedoch noch eine zuverlässliche Biographie des Verfassers und eine kritische Ausgabe seines Werkes. — H.s Vorwort enthält eine Lebensskizze und eine allgemeine Würdigung. Es ist zweifelhaft, ob Mendoza sich mit dem Arabischen in seiner Jugend befasste oder zur Zeit seiner Verbannung in Granada (1568), als er sein Werk verfasste. Dasselbe wurde zuerst durch Handschriften verbreitet, und zwar in mehr oder weniger verstümmelter Gestalt wegen gewisser Anspielungen auf lebende Personen. Zu den bekannten Handschriften (s. Morel-Fatio, Les manuscrits espagnols de la Bibliothèque nationale. Paris, 1892, S. 66) wäre eine in der Wiener Hofbibliothek zu erwähnen (Codex 5544 fol. 1—59), worin die letzten Kapitel (20—24) des vierten Buches fehlen. Der Text zeigt manche graphische und stilistische Abweichungen von der Vulgärausgabe.[1] Dieselbe erschien bei Luis Tribaldos de Toledo in Lissabon (1627) und wurde durch den Grafen von Portalengre mit den unterdrückten Abschnitten ergänzt. Eine vollständige Ausgabe wurde in Valencia gedruckt:

[1] J. Chmel, Die Handschriften der K. K. Hofbibliothek in Wien I. B. Wien, 1840. 729—773.

Guerra de Granada que hizo al rei D. Felipe II contra los moriscos de aquel reino sus rebeldes. Escrivola D. Diego Hurtado de Mendoza etc. En Valencia en la oficina de Benito Montfort año 1776.[1]

H. scheint diese Ausgabe als Grundlage für seine stark gekürzte Schulausgabe gewählt zu haben. Ob die Behandlung des Textes den Unterrichtszwecken entspricht, das mag der praktische Schulmann entscheiden. Die Einteilung in Kapitel ist ziemlich willkürlich, alle persönlichen Reflexionen des Verfassers und noch manches Weitere ist geopfert worden. Eine Vergleichung mit der Ausgabe von Valencia zeigt das Fehlen folgender Abschnitte: Libro primo I, VI, l. segundo VII, IX, XVII, XIX, XXI, XXVI, XXIX, XXX–XXXII, XXXIV, XXXV, l. tercero III, XII, XV—XVIII, XXV—XXVII, XXXI, XXXIII, l. quarto VII, XIX. Die gebliebenen Kapitel sind verstümmelt oder zusammengezogen. Die Anmerkungen enthalten sachliche Erklärungen; einige stilistische Angaben wären erwünscht gewesen bei einem Autor, dessen Vorbilder Sallust und Tacitus waren. Ein Wörterbuch erleichtert das Verständnis für Anfänger. Die Abbildung der Alhambra mit der Sierra Nevada schmückt das gut ausgestattete Bändchen (dasselbe in Fitzmaurice-Kelly, l.). Wenn eine Wahl getroffen werden müsste, so hätten wir vielleicht Mendozas männliches Porträt bevorzugt, welches durch Foulché-Delbosc in der Revue Hispanique reproduziert wurde.[2] Als Ergänzung über Mendozas Beziehung zu Deutschland erwähnen wir noch, dass eine deutsche Übersetzung seines Werkes von Dr. R. O. Spazzier erschien: Geschichte der Empörung der Mauren in Granada (bei Cotta) in Stuttgart und Tübingen (1831).

Budapest. *Ludwig Karl.*

Hilding Kjellman, *Le troubadour Raimon-Jordan, vicomte de Saint-Antonin.* Édition critique, accompagnée d'une étude sur le dialecte parlé dans la vallée de l'Aveyron au XII^e^ siècle. Upsala, Almqvist & Wiksell, et Paris, Champion, 1922; in-8°, 142 pages.

Parmi les biographies de troubadours qu'un compilateur anonyme a, dans le courant du XIII^e^ siècle, jointes au recueil de chansons archétype au moins des principaux chansonniers provençaux qui ont été conservés jusqu'à nos jours, figure aussi

[1] Don Nicolaus Antonius, Bibliotheca hispanica Nova T. I. Matriti p. 290.

[2] R. Foulché-Delbosc. Étude sur la Guerre de Grenade. Revue Hispanique. T. I., 1894, 101—165, et t. XXIII, (?).

celle de Raimon-Jordan de Saint-Antonin. En voici une traduction un peu abrégée.

Le vicomte de Saint-Antonin, dans l'évêché de Cahors, aima une noble dame, épouse du seigneur de Penne, riche château-fort[1] de l'Albigeois. La dame était belle et ornée de qualités précieuses, estimée et honorée, et lui était valeureux et bien appris, généreux et courtois, expert dans le maniement des armes, beau et agréable, et bon troubadour. Raimon-Jordan et la vicomtesse de Penne s'aimèrent excessivement. Or il arriva que le vicomte de Saint-Antonin alla au-devant de ses ennemis. Il y eut une grande bataille, où il fut blessé mortellement, et ses ennemis répandirent le bruit qu'il avait été tué. La nouvelle de sa mort vint aux oreilles de la vicomtesse, qui en eut un si grand chagrin qu'elle entra en religion chez les hérétiques. Cependant, par la volonté de Dieu, le vicomte guérit de sa blessure. Mais personne ne voulut lui dire qu'elle s'était faite religieuse. Lorsqu'il fut complètement rétabli, il s'en retourna à Saint-Antonin, et c'est là seulement qu'il apprit que la vicomtesse de Penne était entrée au couvent pour la grande tristesse qu'elle avait eue en apprenant la fausse nouvelle. Il en perdit toute gaîté, n'alla plus à cheval ni ne fréquenta la haute société, mais vécut une année entière dans l'isolement, au grand chagrin des gens de son pays. Alors la dame Elis de Monfort, épouse de messire Guilhem de Gordon et fille du vicomte de Turenne, qui était pleine de jeunesse, de beauté, de courtoisie et d'autres qualités, le pria instamment d'abandonner, pour l'amour d'elle, la tristesse, en disant qu'elle lui faisait don de sa personne et de son amour, en compensation du chagrin qu'il avait eu, et en le suppliant d'aller la voir; en cas de son refus, c'est elle qui se rendrait auprès de lui. Lorsque le vicomte apprit le message de la dame, une grande douceur entra dans son cœur. Il redevint gai, se mit de nouveau à fréquenter la société, se para, lui et ses compagnons, et se rendit auprès de dame Elis de Monfort, qui le reçut avec joie et lui fit grand honneur. Elle trouva en lui beaucoup de bonté et d'autres qualités et n'eut pas à regretter le message d'amour qu'elle lui avait envoyé. Et lui l'en remercia et la pria de lui donner une telle preuve d'amour qu'il sût que c'est par bonté de cœur qu'elle lui avait mandé le message joyeux, en ajoutant qu'il le(?) portait dans son cœur(?). Elle fit ce qu'il lui demanda, car elle le prit pour son chevalier et reçut son hommage et devint sa dame, en l'embrassant, et elle lui donna comme gage

[1] A 40 km. de Montauban.

l'anneau de son doigt. Et le vicomte se sépara de la dame plein d'allégresse et recouvra l'art de *trouver* et de chanter et reprit goût à la vie mondaine. Et il fit alors d'elle cette chanson qui dit: «Je vous supplie, vous que j'aime...». Une nuit qu'il dormait il lui sembla qu'Amour lui adressait une *cobla* qui dit: «Raimon-Jordan, de vous-même je veux apprendre...».

Telle est la biographie qui se lit, avec des variantes sans importance, dans les manuscrits *ABIK*. Le manuscrit *R* en a une rédaction plus courte, qui s'arrête à l'entrée en religion de la vicomtesse de Penne. Nous y apprenons que son mari s'appelait R[aimon] Amielh et que c'est chez les hérétiques cathares qu'elle se rendit.

Pour apprécier l'historicité de cette biographie, nous n'avons pas à tenir compte des détails fantaisistes dont Jehan de Nostredame l'a ornée. Ils sont dus à la préoccupation constante — que M. Kjellman a oublié de signaler — qui entraîne cet auteur à rattacher l'histoire des anciens troubadours à celle des grandes familles de la Provence de sa propre époque.

On peut dire des anciennes biographies de troubadours, d'une manière générale, qu'elles ont été composées, comme nous venons de le dire, au XIII^e^ siècle, à une date qu'il serait difficile de préciser. M. Kjellman, qui estime, sans doute avec raison, comme nous allons voir, que notre troubadour était en pleine activité vers 1180, émet une opinion bien hasardeuse en déclarant (p. 24, n. 2) que «l'auteur de la biographie était le contemporain de Raimon-Jordan». S'il est incontestable qu'elles contiennent des éléments provenant des chansons mêmes qu'elles ont pour but de commenter, d'autre part elles contiennent des données dont la valeur biographique est certaine, malgré quelques erreurs de détail qu'on a pu y constater. L'ancienne biographie de Raimon-Jordan correspond assez exactement au caractère général de ces récits.

Voyons d'abord, avec l'aide de l'étude de M. Kjellman, ce que l'on trouve dans les documents historiques sur le vicomte troubadour et les personnages secondaires nommés dans sa biographie.

La petite ville de Saint-Antonin, dans le département actuel du Tarn-et-Garonne,[1] constitua, avec ses environs immédiats, dès le XI^e^ siècle, sous la souveraineté des comtes de Toulouse, une vicomté qui pourtant n'eut qu'une existence éphémère. Comme tant d'autres seigneurs méridionaux, les vicomtes de Saint-Antonin

[1] A 53 km. au N. E. de Montauban.

embrassèrent l'hérésie albigeoise, et en 1212 la ville fut prise par Simon de Montfort, qui la céda au roi de France. Dès lors, le titre de vicomte de Saint-Antonin fut purement honorifique, et en 1247 Izarn IV, fils de Frotard, fit, par un acte solennel, abandon complet de ses droits à saint Louis. Dans la généalogie de la famille, la place de notre troubadour est assez bien déterminée. En 1178 est ratifiée, en présence de Frotard, vicomte de Saint-Antonin, ci-dessus nommé, de Sicard, son frère, et de Raimon-Jordan, son cousin, une donation faite, quelques années auparavant, par Adhémar, vicomte de Bruniquel,[1] aux religieux de Beaulieu. De l'identité du second nom il est permis d'inférer que Raimon-Jordan, le troubadour, était fils d'un autre frère de Frotard et de Sicard, Guillaume-Jordan, dont on sait qu'il était encore en vie en 1157. *Mon senhor gai, lo pro marques,* mentionné dans l'envoi d'une des ses chansons (n° VII: *Amors, no·m posc partir ni dessebrar*) est, selon M. Kj., Raimon V, comte de Toulouse (1148—1194), qui était en même temps marquis de Provence, et non, comme on l'a prétendu, le successeur de celui-ci, Raimon VI (1194—1222), qui n'avait pas droit à ce dernier titre. Notre troubadour, puisqu'il figure comme témoin dans un acte officiel de 1178 — celui dont il vient d'être question —, était donc déjà majeur à cette époque.

Passons aux personnages mentionnés dans la biographie. Selon la rédaction du manuscrit *R*, le vicomte de Penne dont Raimon-Jordan aima la femme était nommé Raimon Amielh. Ce nom se rencontre dans un acte incomplet de 1173—1178, puis dans une suite de documents de 1179—1192. Deux personnages du même nom, père et fils, figurent dans une charte de 1196, enfin, un de ces personnages est témoin dans un acte par lequel Frotard et sa femme Bertrande vendent, en 1198, à Ratier de Caussade tous les droits qu'ils avaient sur le château de Caussade[2] et sur la ville de Saint-Circ. Lequel de ces personnages est le nôtre? Rien ne permet d'en décider. On ignore les noms de leurs femmes et on n'a, non plus, aucun renseignement sur une vicomtesse de Penne qui serait entrée en religion. Il est tout à fait probable que Raimon-Jordan a été en relations étroites avec les seigneurs de Penne. Il n'y a rien d'invraisemblable non plus à ce qu'il ait rendu hommage à la vicomtesse par ses chansons. Mais l'histoire romantique de leurs amours appartient selon toute probabilité à ces inventions poétiques par lesquelles l'auteur

[1] A mi-chemin entre Montauban et Lexos.
[2] Aujourd'hui chef-lieu de canton, dép. Tarn-et-Garonne.

— ou les auteurs — des biographies ont cherché à rehausser l'intérêt des chansons réunies en collections.

Les renseignements que l'on possède sur la seconde dame aimée par Raimon-Jordan, à en croire la biographie, Elis de Monfort, sont autrement précis. Elle était fille de Raimon II, comte de Turenne, qui se croisa en 1190 et mourut en Terre Sainte, et épouse de Bernard de Cazenac, seigneur de Monfort. La biographie lui donne pour mari Guilhem de Gordon, mais cette information est dénuée de fondement, comme l'a démontré M. Stanislas Stronski. Elis était sœur de Contors, femme d'Helias de Comborn, et de Marie de Ventador, chantée par Gaucelm Faidit. Ces trois sœurs étaient célèbres à leur époque. Bertran de Born les nomme «les trois de Turenne». Le même Bertran, le moine de Montaudon et Gaucelm Faidit nomment Elis expressément. Elle vivait encore en 1214, d'après un document de cette même année relatant un acte de cruauté dont — par étrange contradiction avec les qualificatifs élogieux de la biographie — elle se serait rendue coupable, avec son mari, pendant la guerre des Albigeois: on prétend qu'ils avaient fait prendre, par pure méchanceté, plus de cinquante personnes, tant hommes que femmes, qui s'étaient réfugiées dans l'abbaye de Sarlat, et qu'ils avaient fait couper les pieds et les mains aux uns et arracher les yeux aux autres.

Qu'y a-t-il à tirer de la seconde histoire d'amour de la biographie? Je crois qu'il faut garder là-dessus la même réserve que j'ai exprimée au sujet de la première. Notre poète a probablement été en relations avec Elis de Monfort; mais ces relations avaient sans doute un caractère purement courtois.

Si les neuf chansons d'amour de Raimon-Jordan — ajoutons-y un sirventés contre les anciens troubadours misogynes (allusion à Marcabru) et une tenson entre Amour et le poète, et c'est là tout son bagage poétique[1] — ont été classées par l'éditeur en deux séries, dont la première chantant un amour contrarié se rapporterait à la vicomtesse de Penne, et la seconde, d'un ton moins désespéré, célébrerait son amour heureux pour Elis de Montfort, ce n'est là qu'un jeu d'imagination dont rien ne permet d'affirmer ni de contester le bien fondé.

L'introduction de M. Kjellman, où sont traitées les différentes questions que je viens de résumer, est complétée par une

[1] M. A. Jeanroy, dans un compte rendu qui paraîtra prochainement dans la *Romania,* révoque en doute le bien fondé de certaines attributions.

étude du dialecte parlé dans la vallée de l'Aveyron au XII[e] siècle. Cette étude, basée sur un certain nombre de documents, inédits en partie, provenant de Saint-Antonin ou des pays voisins, est faite avec compétence, comme les autres parties de l'introduction, mais la manière dont M. Kjellman en applique les résultats à son édition des poésies de Raimon-Jordan soulèvera probablement des critiques. L'éditeur constate tout d'abord que certaines formes qui ne se trouvent pas dans les documents linguistiques provenant de Saint-Antonin se trouvent par contre dans les poésies de Raimon-Jordan et «étaient depuis longtemps incorporées dans la langue des troubadours» (p. 56). Certaine autre forme, attestée par la rime, «nous permet de reconnaître une différence réelle entre la langue de Raimon-Jordan et le dialecte de Saint-Antonin» (p. 57). «En présence de ce fait, conclut M. Kjellman, et ne pouvant donc établir, à l'aide des documents, une base solide pour l'orthographe de mes textes, je me suis décidé, en m'inspirant des principes de Chabaneau exposés par M. Anglade dans l'introduction de son édition de Rigaut de Barbezieux, à adopter l'orthographe conventionnelle des récentes éditions des troubadours(?). J'écris donc partout *lh* et non *ill, il.* *D* et *c* assibilés sont toujours remplacés par *z*; *s* est réservée pour *s* douce provenant de *s* latine. Le *z* final primitif est représenté par *tz, ct* toujours par *it*, non par *g, ch.* Aussitôt qu'il ne s'agit pas de simples graphies et là où l'usage de Saint-Antonin est bien établi, je tiens cependant compte du résultat de mes recherches sur ce dialecte. C'est ainsi qu'en ayant soin de ne pas anticiper un développement phonétique postérieur à notre troubadour, je fais figurer *ĕ, ŏ* latins à l'état non-diphtongué. Enfin, pour ne pas introduire dans mes textes des formes absolument étrangères à Saint-Antonin, j'adopte, pour *c* initial devant *a*, la notation *c*; d'accord avec la plupart des manuscrits, j'écris pourtant *chantar, chanson, chauzir, chauzimen, eschai,* toutes formes familières depuis longtemps aux troubadours.»

Pour me rendre un compte exact du procédé de M. Kjellman, qui n'indique même pas au bas des pages la leçon du manuscrit base, j'ai collationné sur l'unique manuscrit *(C)* la chanson III *(Per solatz et per deport).* Voici les retouches graphiques introduites par l'éditeur. V. 5, ms. *eras] aras*; 6 ms. *say] sai*; 7 ms. *morray] morrai*; 8 ms. *assay] assai*; 9 ms. *folh] fol*; 10 ms. *don] dont*; 14, 43, 68 ms. *vuelh] volh*; 19 ms. *metray] metrai*; 20 ms. *sieu] seu*; 23 ms. *preyar] preiar*; 24, 36 ms. *lieys] leis*; 27 ms. *quar, leys, puesc] car, leis, posc*; 28 ms. *hieu] eu*; 30 ms. *Dieu, vay] Deu, vai*; 34 ms. *mieu]*

meu; 36 ms. *quey] quei*; 37, 45 ms. *dey] dei*; 39, 40 ms. *ieu] eu*; 40 ms. *tray] trai*; 41 ms. *diray] dirai*; 48 ms. *ie·lh, homs] e·lh, hom*; 51 ms. *may] mai*; 52 ms. *folh, ay] fol, ai*; 54 ms. *seray] serai*; 60 ms. *loinhdas] lonhdas*; 61 ms. *erguilhos] orgolhos*; 62 ms. *eschay] eschai*; 65 ms. *abelhis] abelis*; 67 ms. *Guaris] Garis.*

On conviendra que l'utilité d'un tel procédé ne saute pas aux yeux. On devient de plus en plus convaincu, dans le monde des romanistes, que le meilleur service qu'un éditeur puisse rendre est de suivre autant que possible les manuscrits. M. Kjellman est parti de la prémisse hypothétique que Raimon-Jordan écrivait la langue de Saint-Antonin et il a lui-même trouvé un démenti de cette hypothèse dans le fait que le poète employait des «formes depuis longtemps incorporées dans la langue des troubadours», comme il dit par deux fois dans son introduction (p. 56 et 57). N'est-il pas, en effet, plus probable que Raimon-Jordan écrivait la même langue *littéraire* que les autres troubadours, Bertran de Born par exemple, que M. Kjellman invoque à ce propos? Or, cette langue littéraire, le chansonnier *C*, écrit en Languedoc même, à une date un peu tardive, il est vrai — seconde moitié du XIII^{e} siècle —, nous permet certainement de la connaître mieux qu'un texte artificiel composé d'éléments hétéroclites par un philologue, à savoir: 1:o des formes se rencontrant dans des documents provenant de Saint-Antonin; 2:o des «formes familières depuis longtemps aux troubadours», et 3:o des formes du manuscrit base auxquelles, pour une raison ou une autre, l'éditeur n'aura pas touché.

Des treize pièces de Raimon-Jordan — si tant est qu'elles soient toutes de lui —, six sont conservées dans un seul manuscrit, *C*, et ont déjà été excellemment publiées par M. C. Appel dans ses *Provenzalische Inedita*. La seule critique que j'aie à formuler à leur sujet est celle qui concerne la graphie arbitraire adoptée par le nouvel éditeur.

Des six pièces conservées par plusieurs manuscrits, M. Kjellman déclare, quant au n° II, après avoir signalé quelques leçons susceptibles de servir au classement des manuscrits, qu'«une stricte filiation des manuscrits est impossible à établir» et renonce à la représenter par un arbre généalogique, comme il le fait pour les autres chansons. Je crois que cette impossibité est plus apparente que réelle. Voyons d'un peu plus près le raisonnement de l'éditeur.

«Par les vers 22, 32 et 44, dit-il, *AB*, qui sont presque identiques, s'accusent comme des rédactions indépendantes; ces

deux manuscrits, qui paraissent reproduire le plus fidèlement l'original et qui n'ont de fautes en commun avec aucun des autres, forment donc une branche particulière.»

Au v. 22, le texte critique porte *So que no·us aus mostrar ni far parer,* qui est la leçon de *C (MT). D* a une leçon équivalente, au point de vue du sens, mais la forme enclitique de *vos* est attachée à *eu (So q'e·us non aus),* et non a *non,* comme dans l'autre leçon. *IK* ont, par une erreur facilement concevable, la forme enclitique aux deux endroits: *So qu'e·us no·us aus. AB* enfin omettent ce pronom enclitique, faute que commettent souvent les copistes italiens *(So q·ieu non aus),* et qui, en l'espèce, est d'une valeur minime pour un classement; elle prouve tout au plus la parenté étroite de *A* et *B,* que personne ne conteste. — Même observation pour le début du vers 32, *Tan sui eu,* où *AB* lisent seuls *Tant vos sui,* et pour celui du v. 44, où *AB* lisent seuls *qe·ill,* tandis que le texte critique, et sans doute tous les autres mss., ont *que·l*; c'est une simple variante graphique.

M. Kjellman continue: «*DIK* vont ensemble aux vers 34 et 42.»

Au v. 34, *DIK* lisent *m'en son,* au lieu de *me sui,* et au v. 42, *vau,* au lieu de *vai,* ce qui suffit à la rigueur à confirmer l'étroite parenté de *D* avec *IK,* connue par ailleurs.

«*CMT* sont très apparentés, ce qui ressort des vers 16, 25, 39 et 41.»

Le vers 16 ne prouve rien pour *M,* puisque, si la *varia lectio* est correcte, ce manuscrit a, comme la majorité des copies, la leçon correcte *Domn', endreit vos,* tandis que *CT* ont la faute commune *Domn'estiers vos.* — Au v. 25, au lieu de la leçon, qui est probablement originale, *Vostre bel fait fan, CM* ont *Vostres ricx faitz,* et *T* a *Vuostre ric fatz,* ce qui parle en effet en faveur d'une parenté, tout à fait probable, de *CT* et *M.*

Mais le v. 39, où l'*s* du cas sujet manque dans *CTM,* n'est d'aucune utilité pour le classement.

Enfin, au v. 41, où, au lieu de *poder, CM* ont le mot à peu près synonyme *saber,* il s'agit sans doute d'un cas fortuit, puisque *T,* souvent fautif, mais d'habitude très étroitement apparenté à *C,* a la leçon *poder,* comme les familles *AB* et *DIK. Poder,* substantif, se trouve à la rime du v. 5, *saber,* verbe, à la rime du v. 29. Comme à la rime du v. 41 il faut un substantif, on peut même se demander si *saber* n'est pas plus autorisé ici que *poder,* qui se trouve déjà à la rime comme substantif.

Jusqu'à présent, le classement établi par M. Kjellman est conforme aux faits acquis quant à la filiation des chansonniers

provençaux. Mais ce qui suit tend à prouver des contaminations entre les familles: «Les vers 15 et 23 font conclure que *IKMT* ont un original commun.»

Voyons d'abord le v 15: *Qu'ades jauzir del plus ric joi qu'eu sai.* C'est la leçon du texte critique, qui reproduit *ABDC,* tandis que *IKMT* lisent *ric loc.* Les deux leçons paraissent également acceptables. «Aimer en haut lieu», dans la terminologie que les troubadours nous ont transmise, veut dire «aimer une grande dame», de même que «aimer *ailleurs*» veut dire «en aimer une autre». Il est même possible que *ric loc* soit la leçon primitive et que les copistes de *AB, C* et *D* aient remplacé, indépendamment l'un de l'autre, sous l'influence de *jauzir* qui précède, *loc* par *joi* (on peut noter la ressemblance, au point de vue paléographique, de *ioi* et *loc*). En tout cas, ce passage ne suffit pas à établir une contamination entre les deux familles *IK* et *CM.* L'autre passage invoqué par M. Kjellman est moins concluant encore. La fin du v. 23 doit sans doute se lire, avec *ABDC, e·us o querrai. K* lit *e·us e querrai,* c'est à dire que le copiste de *K* — ou plutôt celui du modèle — a écrit *e* au lieu de *o*; cet *e* incompréhensible a été omis par le copiste de *I.* Ce même monosyllabe manque dans *M* et *T* et le vers ainsi raccourci a été mis sur pied par l'introduction de la forme pleine, au lieu de la forme enclitique du pronom *vos: e vos qerrai.* On conviendra que l'omission simultanée — des quatre manuscrits en question *(IK, M, T), M* et *T* seuls ont une leçon identiquement altérée — ne suffit pas pour affirmer une contamination entre les deux familles.

«Enfin *C,* qui aux vers 15 et 23 [que nous venons d'examiner] va avec *AB,* s'accorde au vers 43, où *T* a une leçon particulière [que l'on peut laisser de côté], avec les autres manuscrits de ce même groupe *[ABDIK].*» C'est l'avant-dernier vers de la tornade:

VI Tan vos det Deus d'astre et de poder,
Bona domna, que hom no·us vai vezer,
S'al cor marrit no li *torne* en jai,
Salv vostre pretz, segon so que·l n'eschai,

que M. Kjellman traduit ainsi: «Dieu vous a donné, noble dame, tant de bonheur et de pouvoir que nul homme, bien que son cœur soit triste, ne peut vous voir sans que la joie y renaisse par ce que votre mérite, qui reste sauf, lui réserve.» *Torne* est la leçon de *ABD(T),* tandis que *CIK* lisent *tornetz* (2e pers. pluriel de l'indicatif) et *M tornes* (qui pourrait être la 3e pers.

de l'imparfait du subjonctif). «Si on admet la forme *torne,* écrit M. Kjellman en note (p. 119), il faut voir ici une tournure impersonnelle de l'ordre de celles examinées plus bas, p. 127 et s.» A l'endroit indiqué il y a une longue note sur les verbes provençaux susceptibles d'être employés impersonnellement. A notre passage, il faudrait donc entendre: «sans que *cela lui tourne* en joie» (leçon du texte critique), ou «sans que *cela lui tournât* en joie (leçon de *M: tornes*). Le texte *CIK* semble dire: «sans que *vous le lui tourniez* en joie pour son cœur attristé». Or, si *torne en* est la leçon primitive, divers scribes ont pu être tentés d'écarter l'hiatus entre *torne* et *en,* en introduisant une forme verbale à terminaison consonantique. En tout cas, ce passage ne pourrait, lui non plus, suffire à établir une contamination entre les familles.

«Avec ces données, une stricte filiation des manuscrits est impossible à établir», conclut M. Kjellman. Je crois qu'il faut sans subtiliser accepter le classement tel qu'il ressort de l'étude de ces manuscrits dans leur ensemble, savoir:

Je ne conteste pas la possibilé d'une contamination entre le groupe *DIK* et un ou plusieurs mss. de l'autre groupe, contamination que laissent en effet supposer certaines chansons d'autres troubadours, mais dans le cas présent, une pareille contamination n'est pas suffisamment prouvée.

«Je prends comme base du texte critique *AB,* continue M. Kjellman, tout en remplaçant leurs leçons particulières par celles de l'autre groupe; en général, je choisis dans ces cas les leçons représentées par *C.*» A vrai dire, M. Kjellman ne s'est écarté que trois fois de la leçon de *AB*: aux v. 22, 32 et 44. Au v. 22, en effet, l'ordre des mots n'est pas conforme à l'usage provençal; au v. 32 on pouvait hésiter, la leçon de *AB,* acceptable en elle même, ne se retrouvant dans aucun autre manuscrit; mais au v. 44 (*qe·ill* pour *que·l* du texte critique) il s'agit d'une simple graphie qu'on pouvait conserver. Sous cette réserve, et en tenant compte de ce que j'ai dit ci-dessus de la graphie artificielle adoptée par l'éditeur, son texte est très satisfaisant.

J'ai toutefois une observation à ajouter sur les notes explicatives de cette pièce. Elle concerne l'interprétation du v. 23:

III Si sentissetz un pauc de la dolor
Qu'eu sent per vos, adoncs mi graziratz
Los mals qu'eu trac, don mi tenc per pagatz
D'un ardimen qu'ai endreit vostr'amor,
Qu'eu aus de vos desirar e voler
So que no·us aus mostrar ni far parer,
Mas ab lo cor vos quer e·us o querrai,
Pois la lengua m falh en tan ric assai.

«Si vous sentiez un peu de la douleur que j'éprouve à cause de vous, alors vous me sauriez gré des maux que je traîne et qui excusent la hardiesse de mon amour pour vous, car j'ose désirer et vouloir de vous ce que je n'ose vous montrer ni faire paraître, *et* mon cœur vous le demande et vous le demandera, puisque la langue me fait défaut dans une entreprise si belle.» Pour M. Kjellman (p. 119) — et sa traduction est conforme à cette conception —, «*mas* doit avoir ici le sens de «et», ce qui est fréquent, cf. Levy, *Supplement-Wörterbuch*». Au contraire, le sens adversatif est très marqué ici, puisque le poète veut dire qu'il n'ose révéler son amour par parole ni par geste, *mais* son cœur néanmoins, etc. *Mas* a donc son sens ordinaire ici et la note est à supprimer.

Il va de soi que je ne saurais examiner ici avec la même minutie toutes les autres pièces. Les textes et les traductions se lisent en général très facilement, et cette facilité même inspire une certaine inquiétude, car elle est le résultat d'une fréquente intervention de l'éditeur. Il classe les manuscrits minutieusement, et des pointillés indiquent les contaminations présumées. Mais en réalité les détails du travail des remanieurs nous échappent et ne se laissent que sommairement figurer par des schémas. Le texte critique semble généralement s'appuyer sur la famille *ABDIK*. Mais le choix des variantes est quelque peu inconséquent. Pour le n° XIII l'éditeur le dit lui-même: «Dans les couplets 2 et 5 le choix des variantes est assez arbitraire. Je prends dans chaque cas spécial celui qui me paraît donner le meilleur sens au vers.» Il est évident que c'est un moyen facile d'obtenir un texte excellent. Mais la méthode est critiquable, et cette absence d'une méthode sûre, inspirée par le respect aussi scrupuleux que possible de la version prise pour base, est précisément la critique la plus importante qu'on puisse adresser à ce travail diligent.

La musique de deux pièces (nos IV et XIII) a été conservée par le manuscrit *W*. Ces pages sont données en fac-similé. Un petit glossaire, comprenant aussi quelques mots intéressants de la biographie, n'aurait pas été de trop.

Arthur Långfors.

Adam le Bossu, *Le Jeu de la Feuillée et le Jeu de Robin et Marion, traduits par* **Ernest Langlois** (Poèmes et récits de la vieille France, publiés sous la direction de A. Jeanroy, membre de l'Institut); Paris, E. de Boccard, 1923; in-16 raisin, XXXI-159 pages.

C'est le premier numéro — le seul que j'aie vu — d'une collection qui doit comprendre les œuvres les plus attrayantes et les plus caractéristiques de la France médiévale et a pour but de les rendre accessibles au grand public, curieux de cette littérature, mais qui ne possède pas les connaissances techniques ou qui recule devant l'effort nécessaire pour prendre connaissance des éditions existantes, faites généralement pour les spécialistes. Le prospectus joint au volume annonce comme devant paraître prochainement: *Le théâtre religieux au XIII^e siècle,* par M. A. Jeanroy; *Le Roman du roi Flore et de la belle Jeanne,* par M. G. Michaut; *Le Roman d'Erec et Enide* de Chrétien de Troyes, par M^me M. Lot-Borodine; *Le Roman de Flamenca,* par M. J. Anglade; *La Chanson de la Croisade contre les Albigeois,* par M. J. Audiau, et *Les Quinze joies de mariage,* par M^lle E. Droz. Les deux pièces dramatiques d'Adam le Bossu méritaient de figurer en tête de cette liste, non seulement par leurs qualités propres, mais aussi à cause de la personnalité de leur auteur, figure centrale de cette école littéraire d'Arras qui nous a laissé tant d'œuvres remarquables et sur laquelle nous sommes renseignés avec une rare précision, grâce à l'Obituaire de la Confrérie des jongleurs et des bourgeois d'Arras découvert par feu A. Guesnon. Dans une élégante introduction, débarrassée de toute discussion qui pourrait paraître fastidieuse à un public profane, M. Langlois le renseigne sur l'auteur et son milieu et donne une analyse des deux «jeux», dont l'un est une satire sur la vie à Arras vers 1276—1277 — date probable du *Jeu de la Feuillée* — et l'autre une pastorale dramatique. La plupart des nombreux personnages contemporains nommés dans le premier sont identifiés en note.

Le travail de M. Langlois ouvre très heureusement la nouvelle collection. Si celle-ci se maintient au même niveau, son avenir est assuré. *Arthur Långfors.*

G. Marseille und **O. F. Schmidt,** *Englische Grammatik.* 3. verb. Aufl. 1922. XIV + 225 S. 8:o. Preis M. 1.— (Schlüssel des B. V. z. Z. 2,500). — *Englisches Elementarbuch.* 1914. XI + 138 S. 8:o. — *Englisches Übungsbuch. 1. Teil* (Deutsche und englische Einzelsätze). 2. veränd. Aufl. 1922. XVI + 197 S. 8:o. Preis M. 1.— (× 2,500). —

Schlüssel dazu 1922. 92 S. 8:o. Preis M. 1.— (× 2,500). — *Englisches Übungsbuch. 2. Teil* (Zusammenhängende deutsche Stücke). 1923. XII + 116 S. 8:o. Preis M. 1.— (× 2,500). — Schlüssel dazu. 1923. 52 S. 8:o. Preis M. 1.50 (× 2,500). Marburg i. H., N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung (G. Braun).

Die vorliegende Serie beginnt mit dem *Elementarbuch*. Dieses erinnert in seiner Aufstellung an das hier so bekannte Elementarbuch von Frl. Hanna Andersin An English Primer. Jedoch fehlen hier die Stücke, die das englische und amerikanische Geld berühren, die Beschreibung von England mit seinen Reichtümern und sonst einige praktische Stücke, die Frl. Andersins Buch als Vorbereitung für Schulen aller Art, auch für Handelsschulen, so wertvoll machen. Drei längere Erzählungen geschichtlichen Inhalts machen den Schluss. — Im Appendix befinden sich noch 8 Gedichte. — Deutsche Sätze sind den Stücken nicht beigegeben. Die Verfasser rechnen damit auf den Beifall der Lehrer, «die durch das Buch nicht in ihrer freien Lehrtätigkeit gehemmt werden wollen, sondern der Ansicht sind, dass eine lebende Sprache auch durch eine lebendige Methode angeeignet werden muss».

Der gesamte Übungsstoff erscheint in gewöhnlicher Schrift und daneben in Lautschrift. Die letztere fusst auf dem Alphabet der Association phonétique internationale mit einigen Abweichungen.

Das Wörterverzeichnis gibt die Wörter zu jeder Lektion. (Ein alphabetisches Verzeichnis ist nicht vorhanden.) Es enthält mehr Wörter als sich im Lesestück finden (*face* — alle Gesichts- und Körperteile), Synonyma, Phrasen, Hinweisungen auf das Französische *(cross — croix),* auf das Deutsche *(home — Heim, Heimat)* und auf die Grammatik, welches die Umarbeitung des Lesestückes erleichtert.

Die Grammatik (225 Seiten!) ist auf Übersetzung basiert. Sie unterscheidet sich von den meisten Schulgrammatiken durch eine kurze Geschichte der englischen Sprache und durch einen deutschen und einen englischen Index. Die Lautlehre enthält zahlreiche Beispiele. Anhang I, Homonyma, ist ein willkommener Zuschuss. Die Formen- und Satzlehre sind getrennt. — Der bestimmte Artikel, sagen die Verfasser, etwas abweichend von der üblichen Erklärung der Schulgramm., ist im Sing. u. Plur. und in allen Kasus *the* ([ði], betont [ðī]); vor konsonantischem Anlaut verflüchtigt sich das *i* zu *ə*; ebenso der

unbestimmte Artikel *an,* verflüchtigt *ə* (betont *e*ⁱ). Für das Substantiv und Pronomen liegt ein regelrechtes Deklinationsschema mit Nom., Gen. (mit *of*), Dat. (mit *to*) und Akk. vor. Die starken Verben sind nach ihrem Ablaut gruppiert. Die unvollständigen Hilfsverben sind in einer übersichtlichen Tabelle mit ihren Ersatzformen gegeben, was jedem Lehrer willkommen sein wird. — Um einiges aus der Satzlehre hervorzuheben sei hier genannt, dass das Komma vor den Relativsätzen bei der Erklärung derselben gleich mit behandelt wird. Die Reihen von Verben ohne Reflexivpronomen, von Adverbien, die im Englischen mit Verben wiedergegeben werden *(I happened to meet him, I suppose he will come),* sind sehr anwendbar. — In der Präpositionslehre gibt es eine Unzahl von Beispielen, wie auch übrigens durchgehend in allen Kapiteln, was zu dem Umfang des Buches beiträgt, wogegen die Anzahl der Regeln verhältnismässig klein ist. — Warum benutzt man aber nicht die passenden Sätze und Wörter aus dem Elementarbuche als Beispiele in der Grammatik? Das Elementarbuch ist den Schülern gewöhnlich von Anfang bis zu Ende beinahe auswendig bekannt. Jeder Hinweis darauf erregt Befriedigung, scheint mir, und macht die Regeln der Grammatik ausserordentlich lebendig.

Zu der obigen, sorgfältig ausgearbeiteten Grammatik gehören nun die zwei Übungsbücher, der erste umfangreichere Teil nur isolierte Einzelsätze enthaltend, der zweite zusammenhängende Texte, alles zum Übersetzen ins Englische. Im ersten Buch sind noch eine Anzahl englischer Stücke hier und da eingestreut, doch sagen die Verfasser, dass diese letzteren nach Belieben behandelt oder auch ganz weggelassen werden können. — Die Texte im zweiten Teil sollen zu der anstrengenden Beschäftigung mit den Einzelsätzen des ersten Teils die notwendige und willkommene Abwechslung bieten.

Die Verfasser sind «gelegentlich selbst vor einer unschönen Neubildung wie *verteidigbar* nicht zurückgeschreckt oder haben z. B einen Satz wie *Streu dem Vogel Salz auf den Schwanz* mit *Streu Sand auf des Vogels Schwanz* wiedergegeben», wenn sie dem Schüler die Übersetzungsaufgabe vorlegen. Mir scheint, dass, wenn man solche Ausdrücke im englischen Text gehabt und erklärt hat, es wohl angebracht sein dürfte, den Unterschied zwischen den beiden Sprachen hervorzuheben, indem man den richtigen deutschen Satz angibt.

Die Wortkunde (nicht Wörterverzeichnis) ist ebenso inhaltreich und vielseitig wie die des Elementarbuchs.

Hierzu kommen nun noch die Schlüssel zu den Übungs-

büchern, die natürlich dem Lehrer das Korrigieren der Übersetzungen ausserordentlich erleichtern.

Mit der grossen Stundenzahl, die in den Schulen Deutschlands dem englischen Unterricht zu Gebote stehen, müssen die Schüler die Sprache schreiben und sprechen lernen, so gut man es von einem Ausländer fordern kann, nachdem sie den vorliegenden Kursus mit dazu gehöriger englischer Lektüre durchgearbeitet haben. Mit unserer geringen Stundenzahl dürfen wir dankbar sein, wenn unsere Schüler sich nur die Hälfte der Kenntnisse aneignen.

Ich habe die Bücher (820 Seiten) zu flüchtig durchgesehen, um mir eine eingehendere Kritik der Texte und ein Aufzählen der Druckfehler zu erlauben. Es scheint mir als ob die letzteren recht selten wären. *Anna Bohnhof.*

J. E. Pichon und **Juan Aragó,** *Lecciones prácticas de Lengua Española.* Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag, 1922. 136 S.

Das hier zu besprechende Lehrbuch des Spanischen ist dem ersten Schulunterricht gewidmet. Über den Lehrkursus ist nichts angegeben. Die Verfasser bedienen sich der direkten Methode und gestatten nur ein Minimum von Theorie, besonders bei den Verben. Die Unterrichtsmethode dürfte dem Lehrer keine Schwierigkeit bieten, denn das methodische Verfahren ist genau angegeben. Der Lehrer erhält durchgehends Hilfsanweisungen. Eine Hauptbemerkung zu der Methode ist, dass die Verfasser den Gebrauch der zweiten Person des Singulars erst am Schluss des Buches einführen. Sonst scheint es, dass die Schüler das Spanische bei geschickter Anwendung des Lehrbuches schnell und gründlich erlernen müssen. *Elin Johansson.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 24. November 1923. Anwesend waren der Vorsitzende und 15 Vereinsmitglieder.

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll vom Unterzeichneten geführt.

§ 2. Das Protokoll vom 3. November wurde verlesen und geschlossen.

§ 3. Professor Dr. *Uno Lindelöf* erstattete in schwedischer Sprache Bericht über Wilhelm Horns: «Sprachkörper und Sprachfunktion», eine im Jahre 1921 erschienene Arbeit, in welcher der Verfasser geltend machen will, dass die Sprachforscher in ihren Bestrebungen, die Lautentwicklung zu erklären, gar zu einseitig das physiologische Element der Wörter, den «Sprachkörper» berücksichtigt hätten. Der Verfasser hebt hervor, dass der Anwendungs- und Bedeutungswert der Wörter, die «Sprachfunktion»' bei den Lautveränderungen eine grosse Rolle spiele.

In fidem:
Evert Ekroth.

Protokoll der Jahressitzung des Neuphilologischen Vereins vom 26. Januar 1924. Der Vorsitz wurde vom ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. *A. Wallensköld,* geführt.

§ 1. Das Protokoll vom 24. November 1923 wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Jahresbericht des Vereins für das Kalenderjahr 1923 wurde vom Schriftführer verlesen:

Jahresbericht des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1923.

Im Laufe des Jahres 1923 wurden sieben Sitzungen abgehalten, wobei die Verhandlungen, ausser laufenden Angelegenheiten, folgende Vorträge, Referate und Diskussionen umfassten: 1) Vorträge: Die japhetitisch-germanische Hypothese, im Anschluss an die Arbeit von Fr. Braun «Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen» (24 Februar, von Prof. Dr. *Gustav Schmidt*), La crise intellectuelle de Renan (31. März, von Universitätslektor *Eugène Revert*), Die Frage der zum Studentenexamen gehörenden Übersetzungsaufgabe mit Hinblick auf die Übersetzung aus der Muttersprache in die fremde Sprache (28. April, von mag. phil. *Matias Wasenius*), Programmes scolaires en Suisse française (29. September, von M. *Louis Perret,* licencié ès lettres à l'Université de Genève). 2) Referate: Albert Dauzat: La géographie linguistique (27. Januar, von Prof. Dr. *A. Wallensköld*), P. Boissonnade: Du Nouveau sur la Chanson de Roland (31. März, von Prof. Dr. *A. Wallensköld*), G.-G. Nicholson: Recherches philologiques romanes (28. April, von Prof. Dr. *A. Wallensköld*), Prof. Hjalmar Lindroth: Malepert och Marstrand, en namnundersökning (3. November, von Prof Dr. *Hugo Pip-*

ping), Adolf Wuttke: Die Beziehungen des Felibrige zu den Trobadors (3. November, von Prof. Dr. *A. Wallensköld*), Wilhelm Horn: Sprachkörper und Sprachfunktion (24. November, von Prof. Dr. *U. Lindelöf*). 3) Diskussionen: Freie Diskussion über sprachpädagogische Fragen (29. September, geleitet von Geheimrat *Max Walter* aus Frankfurt am Main).

Als Gäste des Vereins haben Geheimrat *Max Walter* aus Frankfurt am Main und M. *Louis Perret,* licencié ès lettres à l'Université de Genève, der Sitzung am 29. September beigewohnt.

Das Jahresfest wurde am 15. März gefeiert.

Im Repräsentantenkomitee der Periodischen Forschertage ist der Verein durch den ersten Vorsitzenden, Prof. Dr. *A. Wallensköld,* vertreten worden.

Die «Neuphilologischen Mitteilungen» erschienen im Jahre 1923 in drei Lieferungen von zusammen acht Nummern (1/4, 5/6 und 7/8) mit 200 Seiten; die Schriftleitung der Zeitschrift setzte sich zusammen aus dem ersten und zweiten Vorsitzenden mit Dozent Dr. *O. J. Tallgren* als Schriftführer. Das Blatt wurde ausser an 153 Mitglieder und 100 Abonnenten (gegen zusammen 235 Vereinsmitglieder und Abonnenten im Jahre 1922) unentgeltlich an 123 Institutionen, Zeitschriften und Personen im In- und Auslande, davon an die 2 Ehrenmitglieder, gesandt (gegen 111 im Jahre 1922). Zur Bestreitung der Druckkosten der Neuphilologischen Mitteilungen, die sich für das Jahr 1923 auf insgesamt Fmk. 17,096: 70 beliefen, wurden von der Regierung Fmk. 9,000: — und vom Consistorium Academicum der Universität Helsingfors Fmk. 5,000 angewiesen. — Das Abonnement der Zeitschrift ist Anfang des Jahres 1924 auf Fmk. 20: — erhöht worden.

Den Vorstand des Vereins bildeten Professor Dr. *Axel Wallensköld,* erster Vorsitzender, Professor Dr. *Hugo Suolahti,* zweiter Vorsitzender, und Dr. phil. *Ragnar Öller,* Schriftführer und Kassenverwalter.

Ragnar Öller.

§ 3. Als neues Mitglied wurde vorgeschlagen und gewählt M. *Jean-Louis Perret,* licencié ès lettres à l'Université de Genève.

§ 4. Es wurde beschlossen, in Schriftenaustausch mit *Princeton University Library,* Princeton, N. J., U. S. A., und mit *Lietuvos Universitas,* Kaunas, Litauen, zu treten.

§ 5. Der Verein beschloss ein Gratisexemplar der Neuphil. Mitteil. an M. *Bernhard Bouvier,* Professor der französischen Literaturgeschichte an der Universität Genf, zu senden.

§ 6. Es fand die Wahl des Vorstandes und der Revisoren statt; zum ersten Vorsitzenden wurde Professor Dr. *Axel Wallen-*

sköld, zum zweiten Vorsitzenden Professor Dr. *Hugo Suolahti* und zum Schriftführer und Kassenverwalter Dr. phil. *Ragnar Öller* wiedergewählt. Zu Revisoren wurden Fräulein *Berta Solitander* und Herr *Edmund Westman,* mit Herrn *Ewert Ekroth* als Ersatzmann, ausersehen.

§ 7. Es wurde beschlossen, den Mitgliederbeitrag und das Abonnement der Neuphilologischen Mitteilungen für das nächste Jahr auf Fmk. 20: — festzusetzen.

§ 8. Dozent Dr. *O. J. Tallgren* hielt, teils in französischer, teils in finnischer Sprache, einen Vortrag über das Spanische: Geographische und numerische Stärke des Spanischen, das von über 100 Millionen gesprochen wird. Zunahme seiner Bedeutung als Kulturvehikel in jetziger Zeit. Vorführung nebst Analyse kürzerer, extrem gestalteter, bzw. eigens ausgewählter Sprachproben, die im ganzen dazu dienen sollten, gewisse unlateinische und romanisch bedeutungsvolle Sonderzüge der spanischen Sprache in progressiver Folge hervorzuheben. Es wurde dabei mit der bekannten sapphischen Odenstrophe angefangen, die, von ein paar orthographischen Dingen abgesehen, wie lateinisch aussieht. Die beiden folgenden, bereits romanisch lebendigeren Textproben, mit strengstmöglicher Ausscheidung gelehrter Elemente, stellten eine Neuauflage zweier, zu dem Zweck bearbeiteten, hier, Bd. XXIII (1922), S. 164, Fussn., mitgeteilten Stücke dar: 1. nur lautlich-syntaktisch weiterentwickelte, 2. viel stärker entlatinisierte, weil auch wortsemasiologisch differenzierte Sprache Auf die Wichtigkeit des statistischen Verhältnisses von 2. zu 1., z. B. bei Cervantes, wurde andeutungsweise eingegangen. Der Redner ging zur speziellen Hervorhebung zweier besonders tief unlateinischen und romanisch bemerkenswerten Idiotismen der spanischen Syntax über: 1. *lo* mit Adjektiv im Femin. oder im Plural (*lo largas*; spät zu belegen und wahrscheinlich noch heutzutage in Weiterausbildung begriffen); 2. Gerundium und besonders Infinitiv mit «nichthauptsätzlichem» Subjekt *(perderte yo podrá ser).* Belege hierzu aus Alfonso X., Lazarillo, Cervantes, Calderón, Estébanez Caldéron, Armando Palacio Valdés, Cantos populares españoles, aus lexikographischer *(parir la puerca)* und sonstiger sachlich-wissenschaftlicher Sprache. Numerische und stilistische Schwäche ähnlicher Belege aus dem älteren Italienischen und Französischen; Einschlägiges aus dem Altgriechischen, aus älterem bzw. vulgärem Englisch, aus dem Finnischen. Der Redner skizzierte seine Stellungsnahme zu diesen Dingen: Wahrscheinlichkeit und Versuch einer affektgenetischen Erklärung. Dabei wurde es nun als etwas den hispanischen Satzbau Charakterisierendes bezeichnet,

dass Züge volkstümlich-romanischer Frische, die im Italienischen und im Französischen von einer stärker latinisierenden, teils humanistischen, teils akademischen Syntaxregelung frühzeitig verwischt wurden, in dem überwiegend realistischen Schrifttum Spaniens bewahrt, standardisiert und mit feinsinniger Weiterbildung im stilistischen Sinne ausgiebig verwertet worden sind.

In fidem:
Ragnar Öller.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 23. Februar 1924; den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. *A. Wallensköld.*

§ 1. Das Protokoll vom 26. Januar wurde verlesen und geschlossen.

§ 2. Folgender Bericht der Revisoren wurde verlesen:

«Bericht der Revisoren

über die Kassenverwaltung des Neuphilologischen Vereins für das Kalenderjahr 1923:

Einnahmen:

Kassenbestand am 1. Januar 1923	FM.	7,043: 85
Zinsen	»	864: 27
Jahresbeiträge und Abonnements, sowie verkaufte Exemplare früherer Jahrgänge der Neuphil. Mitteil. und der Mémoires	»	4,743: 32
Vom Staate angewiesen	»	9,000: —
Vom Consistorium Academicum angewiesen .	»	5,000: —
Summe	FM.	26,651: 44

Ausgaben:

Druckkosten der Neuphil. Mitteil. (Jahrg. 1922, H. 6—8; 1923, H. 1—6)	FM.	16,968: 40
Portoauslagen	»	590: 50
Anzeigen	»	591: —
Bedienung und Einkassierung	»	189: 50
Verschiedenes	»	487: 50
Kassenbestand am 31. Dez. 1923	»	7,824: 54
Summe	FM.	26,651: 44

Bei der heute bewerkstelligten Revision der Kassenverwaltung haben wir sämtliche Posten mit den uns vorgelegten Verifikaten übereinstimmend gefunden und schlagen deshalb vor, dem Kassenverwalter Entlastung zu erteilen.

Helsingfors, den 14. Februar 1924.

Berta Solitander. *Evert Ekroth.*»

Dem Kassenverwalter wurde Entlastung erteilt.

§ 3. Der Vorsitzende verlas ein Dankschreiben des litauischen Geschäftsträgers in Helsingfors anlässlich der Übersendung der Neuphilologischen Mitteilungen an die litauische Universität Kaunas.

§ 4. Es wurde beschlossen, in Schriftenaustausch mit *Slavia,* Zeitschrift für slavische Philologie (Prag), zu treten und zu der Versendungsliste über die Gratisexemplare der Neuphilologischen Mitteilungen die Adresse von Prof. Dr. *Eugen Lerch* (München) hinzuzufügen.

§ 5. Zu Mitgliedern des Jahresfestausschusses wurden gewählt: mag. phil. *M. Wasenius* (Vorsitzender), Frl. *B. Solitander,* Frl. *A. Tammelander,* mag. phil. *Bruno Forss* und stud. phil. *E. Ekroth.*

§ 6. M. *Jean Louis Perret,* licencié ès lettres à l'Université de Genève, hielt in französischer Sprache einen Vortrag: Un écrivain suisse romand, C. F. Ramuz. Der Redner hat folgende Zusammenfassung über seinen Vortrag gegeben:

«La Suisse littéraire est divisée d'après ses trois langues en trois régions, qui se rattachent à l'Allemagne, à la France et à l'Italie. La Suisse française, qui est formée de 3 cantons et 3 demi-cantons, présente une grande variété; on y trouve de nombreuses différences dans la tradition historique, dans les coutumes, dans la religion; chaque canton, et même chaque région, a ses particularités. On y a gardé la tradition particulariste et un certain régionalisme plus marqué qu'en France.

Les écrivains suisses français, s'ils ne sont pas absorbés par Paris ou ne se vouent pas à la littérature locale, se sont donné pour tâche d'apporter un élément spécial dans la littérature française. Celui qui est le plus en vue est M. *C. F. Ramuz,* auteur de nombreux romans. Son style, conscient et voulu, moulé sur le rythme des collines et destiné à transposer littérairement le langage du peuple, n'est pas le français classique; il viole la syntaxe et la grammaire, ne suit d'autre règle que celle de rendre exactement une sensation ou une pensée avec leur fraîcheur naturelle. Ce style a valu à M. Ramuz beaucoup de reproches et

a éloigné de lui bien des sympathies, celles surtout des gens chez qui la raison est toute-puissante.

L'art de M. Ramuz s'adresse à l'instinct et au sentiment; pour l'apprécier, il faut abdiquer son intellect et son esprit critique, se laisser aller, comme lorsqu'on écoute de la musique. M. Ramuz s'est penché avec amour sur des êtres simples et bons, qui agissent par instinct et ne s'analysent pas. Dans ses livres, il les place tels qu'ils sont devant le lecteur, sans commentaires ni analyse psychologique. C'est de la vie directe.

M. Ramuz est un peintre incomparable de la nature, du lac Léman, des vignobles et des montagnes; chez lui, les hommes et la nature sont intimement liés, s'expliquent les uns par les autres. Et il réussit à unir le réalisme le plus vigoureux au mysticisme le plus profond, donnant ainsi l'image parfaite du pays qu'il présente, et enrichissant du même coup le patrimoine littéraire français.

Parmi ses œuvres, les meilleures sont: *Les Circonstances de la vie, La Vie de Samuel Belet, Le règne de l'esprit malin, La Guérison des Maladies, Nouvelles et morceaux, Passage du poète,* et surtout *La Guerre dans le Haut pays,* son chef d'œuvre.»

In fidem:
Ragnar Öller.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 15. März 1924 (Jahresfest).

§ 1. Das Jahresfest des Vereins wurde vom Vorsitzenden des Festausschusses, mag. phil. *Matias Wasenius,* eröffnet.

§ 2. Beim Souper sprach der Schriftführer, Dr. phil. *Ragnar Öller,* dem ersten Vorsitzenden, Professor *Axel Wallensköld,* «der Seele des Vereins», den Dank der Mitglieder aus. Die Rede wurde vom Prof. *Wallensköld* beantwortet, der einen Rückblick auf die frühere Wirksamkeit des Vereins warf.

§ 3. Auf Vorschlag des ersten Vorsitzenden wurde beschlossen, dem Ehrenpräsidenten des Vereins, Minister *Werner Söderhjelm* in Stockholm, ein Grusstelegramm zu drahten.

§ 4. Eine Nummer der zum Feste herausgegebenen humoristischen «Unphilologischen Mitteilungen» wurde von mag. phil. *M. Wasenius* vorgelesen.

§ 5. Nach dem Souper folgte ein geselliges Beisammensein, während dessen u. a. einige Gesangsnummern vorgetragen wurden.

In fidem:
Ragnar Öller.

Eingesandte Literatur.

D. Juan Ruiz de Alarcón, La Verdad sospechosa. Mit Einleitung und Anmerkungen her. von *Adalbert Hämel*. München, Max Hueber, 1924 (= Romanische Bücherei Nr. 2). 86 S. 8:o. Preis Mk 1.50.

Philipp Aronstein, Englische Stilistik. Leipzig—Berlin, B. G. Teubner, 1924. VIII+194 S. 8:o. Preis Goldm. 4.60.

Otto Behaghel, Deutsche Syntax, eine geschichtliche Darstellung. Band II: Die Wortklassen und Wortformen. B: Adverbium. C: Verbum (= Germ. Bibl., her. von W. Streitberg, I, 10). Heidelberg, C. Winter, 1924. XII+444 S. 8:o. Preis Fmk. 80.—.

A. Brun, Recherches historiques sur l'introduction du français dans les provinces du Midi. Paris, H. Champion, 1923. XV+505 p. gr. in-8°. Prix 27 fr.

Cambridge Anglo-Norman Texts, edited by *O. H. Prior: J. P. Strachey*, Poem on the Assumption; *H. J. Chaytor*, Poem of the Day of Judgment; *O. H. Prior*, Divisiones Mundi. Cambridge, Univ. Press, 1924. XXXVIII+66 pag. 8:o. Price 7/6.

Complete Catalogue of the Tauchnitz Edition of British and American Authors. Leipzig, B. Tauchnitz, Jan. 1924. 332 S. 8:o. Preis Fmk. 2.50.

Wilhelm Gemoll, Das Apophthegma. Literarhistorishe Studien. Wien u. Leipzig, Hölder-Pichler-Tempsky A.-G.; G. Freytag, 1924. VIII+178 S. 8:o. GM. 5.60, geb. 6.60.

A. Grund und *W. Schwabe*, Englisches Lehrbuch. Ausgabe A. II. Teil. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1923. VIII+204 S. 8:o.

C. Jaberg e *G. Jud*, Un atlante linguistico-etnografico svizzero italiano, I—II. Estratto dalla Rivista mensile del Touring Club Italiano «Le Vie d'Italia», 1923. 13+13 pag. 8:o.

Alfred Jeanroy, Jongleurs et Troubadours gascons des XII^e^ et XIII^e^ siècles (= Class. franç. du moyen âge, 39). Paris, H. Champion, 1923. VIII+80 pag. in-8°. Prix 5 fr. 50.

Marshall Montgomery, Friedrich Hölderlin and the German Neo-Hellenic Movement. Part I: From the Renaissance to the Thalia-Fragment of Hölderlin's 'Hyperion' (1794). Oxford University Press, Humphrey Milford, 1923. VIII+232 pag. 8:o. Price: Paper 10/6, cloth 12/6.

Åke W:son Munthe, Spansk läsebok. Andra genomsedda och något tillökade upplagan. Uppsala & Stockholm, Almqvist & Wiksell, 1924. 83 S. 8:o. Preis Kr. 3.—.

Kr. Nyrop og *Carl Bratli*, Moderne spanske Forfattere, udgivne med Noter. Første Hæfte. Kjobenhavn og Kristiania, Gyldendalske Boghandel—Nordisk Forlag, 1924. 72 S. 8:o.

Lucien Refort, Essai d'introduction à une étude lexicologique de Michelet. Paris, Éd. Champion, 1923. IV+50 p. gr. in-8°. Prix 10 fr.

Report of the Joint Committee on Grammatical Nomenclature. Appointed by The National Education Association, The Modern Language Association of America, The American Philological Association. Washington, 1923. X+75 pag. 8:o. Price, postpaid, 25 cents.

Walter Ripman och *Emil Rodhe*, Italiensk Nybörjarbok. Stockholm, P. A. Norstedt & Söner, 1924. 178 S. 8:o. Preis Kr. 5.25.

Fritz Roeder, Englischer Kulturunterricht, Leitfaden für seine Gestaltung. Vorträge, gehalten auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren und Mittelschulen vom 2.—4. Juli 1923. Leipzig—Berlin, B. G. Teubner, 1924. IV+76 S. 8:o. Preis Goldm. 2.40.

H. Schuchardt, Primitiae Linguae Vasconum. Einführung ins Baskische. Halle (Saale), Max Niemeyer, 1923. VIII+33 S. gr. 8:o. Preis Fmk. 24.—.

Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft. Festschrift für **Wilhelm Streitberg.** Von *J. Friedrich*, *J. B. Hofmann*, *W. Horn*, *I. Iordan*, *G. Ipsen*, *H. Junker*, *F. Karg*, *C. Karstien*, *K. H. Meyer*, *V. Michels*, *W. Porzig*, *H. Reichelt*, *E. Sievers*, *F. Sommer*, *F. Specht*, *A. Walde*, *A. Walter*, *J. Weisweiler*, *H. Zeller*. Heidelberg, C. Winter, 1924. XIX+683 S. gr. 8:o. Preis Mk. 22.—.

Dieses hochinteressante Werk enthält folgende Aufsätze: *Heinrich F. J. Junker*, Die indogermanische und die allgemeine Sprachwissenschaft; *Eduard Sievers*, Ziele und Wege der Schallanalyse; *Fritz Karg*, Sprachwissenschaft und Schallanalyse; *Walter Porzig*, Aufgaben der indogermanischen Syntax; *Alois Walde*, Ofarbige Reduktionsvokale im Indogermanischen; *Gunther Ipsen*, Der Alte Orient und die Indogermanen; *Hans Reichelt*, Indisch; *Ferdinand Sommer*, Zum vedhischen Sandhi; *Hans Reichelt*, Iranisch; *Heinrich L. Zeller*, Armenisch; *Johannes Friedrich*, Die bisherigen Ergebnisse der hethitischen Sprachforschung; *Adolf Walter*, Griechisch; *Joh. Bapt. Hofmann*, Altitalische Dialekte; *Carl Karstien*, Altgermanische Dialekte; *Josef Weisweiler*, Bedeutungsgeschichte, Linguistik und Philologie. Geschichte des ahd. Wortes *euua*; *Victor Michels*, Deutsch; *Wilhelm Horn*, Die englische Sprachwissenschaft; *Iorgu Iordan*, Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft; *Franz Specht*, Baltische Sprachen; *Karl H. Meyer*, Slavisch.

Karel Titz, Glossy Kasselské (= Rozpravy České Akademie věd a umění, třída III, číslo 55). V Praze, 1923. 139 str. [«Les Gloses de Cassel», avec un résumé détaillé en français, p. 96—133.]

Erik Wellander, Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen. Zweiter Teil. Uppsala, A.-B. Lundequistska bokh, 1923 (= Uppsala Universitets Årsskrift 1923, Filosofi, språkvetenskap och historiska vetenskaper, 4). VII+187 S. gr. 8:o.

P. Widegren, Manuel de conversation de voyage, établi sur l'initiative du Directeur général des postes de Suède. Stockholm, 1923. 209 p. in-8° avec un plan des lignes de tramway de Stockholm. Prix: 2 cour. en s'adressant à Kungl. Generalpoststyrelsens bibliotek, Stockholm 1.

Emil Winkler, Das dichterische Kunstwerk (= Kultur und Sprache. 3. Band). Heidelberg, C. Winter, 1924. 104 S. 8:o. Preis Mk. 2.—.

Schriftenaustausch.

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XIII (1923) 4.

Eesti Vabariigi Tartu Ülikooli Toimi used — Acta et Commentationes Universitatis Dorpatensis, B: Humaniora, IV (1923).

Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures, 13: Gérard de Nevers, a Study of the Prose Version of the Roman de la Violette, by Lawrence F. H. Lowe, 1923; 14: Le Roman des Romans, an Old French Poem, edited by Irville C. Lecompte, 1923; 15: A. Marshall Elliott, a Retrospect, by Edward C. Armstrong, 1923.

Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie, her. von D. Behrens, XIII: Studium zur Geschichte des Wortspiels im Französischen, von Elisabeth Kredel, 1923; I. Zusatzheft: Über deutsches Sprachgut im Französischen, von D. Behrens, 1924.

Hamburgische Universität. Reden, gehalten bei der Feier des Rektorwechsels am 5. November 1923. — Dazu Auszüge aus folgenden Hamburger Dissertationen, deren vollständiger Text nicht gedruckt ist: *Hans Böttcher*, Vergleichende Untersuchungen über die epische Technik und den Stil bei Fooke Hoissen Müller und Klaus Groth, 1922; *Wilhelm Giese*, Waffen nach der spanischen Literatur des 12. und 13. Jahrhunderts, 1924; *Amalie Levy*, Die Bedeutung der Ethik bei Plato und ihre Grundlegung durch die Logik, 1923; *Georg Meyer*, Fichtes Darstellung der Wissenschaftslehre aus dem Jahre 1801, 1924; *Alfred Pauli*, Erhard Schön, ein Nürnberger Maler und Holzschneider aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, 1923; *Günther Reichel*, Die Balladendichtung Clemens Brentanos, 1923; *Wilhelm Reyer*, Untersuchungen zur Phänomenologie des begrifflichen Gestaltens, 1924; *Hans Schröder*, Das Lüneburger Ratssilber, 1922; *Kurt Stapelfeldt*, Beiträge zu Wilhelm Poecks Romantechnik mit besonderer Berücksichtigung des Niederdeutschen, 1923.

The Journal of English and Germanic Philology, XII (1913) 1–4; XIII (1914) 1–2, 4; XIV (1915) 1–4; XV (1916) 1–2; XVII (1918) 3; XXII (1923) 4; XXIII (1924) 1.

Junta para ampliación de estudios e investigaciones científicas: Teatro antiguo español. Textos y estudios, V: Lope de Vega, La Corona merecida, publicada por José F. Montesinos, 1923. 215 pag. — Memoria correspondiente a los años 1920 y 1921. 1922. XV+336 pag.

Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (Hamburg), Jahrg. 1922/23, Heft XXXVIII, Nr. 1—3.

Leuvensche Bijdragen, XIV (1922) 3—5; XV (1923) 3—4.

Lietuvos Universitetas — The University of Lithuania. Kaunas, 1923.

Lunds Universitets Årsskrift. N. F. Avd. 1. Bd 19. Nr. 8: Notationes Norrœnæ, anteckningar till Edda och skaldediktning. Andra delen av Ernst A. Kock (1924).

Modern Language Notes, XXXVIII (1923) 8; XXXIX (1924) 1—3.

Modern Languages, IV (1923) 6; V (1923) 2—4.

Moderna Språk, XVII (1923) 9; XVIII (1924) 1—4.

Museum, XXXI (1923—1924) 3—7.

Namn och Bygd, XII (1924) 1—2.

Die Neueren Sprachen, XXXI (1923) 4.

Nuovi Studi Medievali, rivista di filologia e di storia, vol. I (1923) 1 (Bologna).

Nysvenska Studier, IV (1924) 1—2.

Publications of the Modern Language Association of America, XXXVII (1922) 3—4, XXXVIII (1923) 1—2, 4; List of Members = Suppl. to vol. XXXVIII.

Revista de Filología Española, X (1923) 4.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, II (1923) 4.

Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, IV (1923) 4.

Slavia. Časopis pro slovanskou filologii. S podporou ministerstva školstvi a národni osvěty vydávaji O. Hujer a M. Murko. Ročnik II. Sešit 1—3 (1923).

Il Strolic Furlan pal 1924, an V (1923).

University of California Bulletin, Third Series, vol. XVI, no. 11 University of California Publications, Price List 1923.

University of Illinois Studies in Language and Literature, VIII (1923) 1: Emerson Grant Sutcliffe, Emerson's Theories of Literary Expressions; 2.

Virittäjä, XXVIII (1924) 1—2.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Arthur Långfors*, Bespr. von F. J. Tanquerey, Deux poèmes moraux anglo-français, Le Roman des Romans et le Sermon en vers

«Oyez, seigneurs, sermun», in Rom. XLIX (1923), S. 444–9; *derselbe*, Bespr. von J. Morawski, Le Facet en françoys, ebend. S. 449–51; *derselbe*, Bespr. von Romanische Forschungen, vol. XXXV–XXXIX, fasc. 1, ebend. S. 466; *derselbe*, Bespr. von Werner Söderhjelm, Pierre de Provence, romanens uppkomst och karaktär, ebend. S. 479–80; *derselbe*, Bespr. von W. Suchier, Der Schwank von der viermal getöteten Leiche, ebend. S. 627; *derselbe*, Bespr. von La fille du comte de Pontieu, p. p. Clovis Brunel, ebend. S. 627–8; *derselbe*, Bespr. von Œuvres de Guillaume de Machaut, t. III, p. p. Ernest Hoepffner, ebend. S. 628–9; *derselbe*, Bespr. von A. Hilka, Ein bisher unbekanntes Narcissusspiel, ebend. S. 629–30. — *Emil Öhmann*, Zur Krone Heinrichs von dem Türlîn in: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur, Bd. 48 (1923), S. 137–8.

Ferienkurse im Auslande 1924: In *Bagnères-de-Bigorre* (Hautes-Pyrénées) vom 15. Juli bis 15. September (von der Universität Toulouse organisiert). — In *Besançon* vom 1. Juli bis 20. Okt. — In *Boulogne-sur-Mer* (Univ. de Lille) vom 15. Juli bis 30. August. — In *Burgos* (Spanien), spanischer Sprachkursus, von der Universität Toulouse organisiert (die beiden letzgenannten Kurse auch kombiniert). — In *Dijon* vom 1. Juli bis 31. Oktober. — In *Florenz* vom 12. bis 31. Mai und vom 21. Juli bis 8. September. — In *London* vom 18. Juli bis 14. August; University College Hall, Ealing, vom 4. bis 16. August und vom 5. bis 18. August; University College (Departement of Phonetics), vom 4. bis 16 August («Spoken English for Foreigners»). — In *Nancy* vom 7. Juli bis 27. Sept. — In *Paris* (Alliance Française) vom 1. bis 31. Juli und vom 1. bis 30. August. — In *Pörtschach am Wörthersee* (Österreich) vom 15. Juli bis 12. August (italienischer Sprachkursus). — In *Venedig* vom 1. bis 30. Sept. — Näheres bei der Redaktion dieses Blattes (A. Wallensköld).

L'Institut Normal d'Études Françaises à l'Université de Toulouse. «Cet Institut a été créé — — — pour assurer dans des conditions vraiment pratiques *l'étude intensive du français* et *la formation des professeurs de français* à l'étranger. L'Institut donne aussi un *enseignement complémentaire de l'espagnol*... L'enseignement est réparti en *deux semestres*, dont l'un commence le 1er novembre et l'autre le 1er mars. Un *enseignement préparatoire* est donné à partir du 16 septembre pour permettre aux étudiants présents à Toulouse avant la rentrée de commencer leurs études et de mieux profiter ensuite des cours normaux.» — S'adresser, pour des renseignements ultérieurs, à la Rédaction de cette revue (A. Wallensköld).

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld, Professor der romanischen Philologie
H. Suolahti, Professor der germanischen Philologie

Nr. 3

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 20 bei der Redaktion, Fmk 25 durch die Buchhandlungen. Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften, den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte bittet man an Prof. A. Wallensköld (Parkgatan 1) einzusenden.

XXV. Jahrg.
1924

Réponse à M. Gunnar Biller à propos de son compte rendu des *Remarques sur le Roman de Renart.*[1]

Dit en avez vostre plaisir,
S'avez perdu un bon taisir.
Renart V 853–4.

Dans le numéro du 20 septembre 1923 M. Gunnar Biller, depuis 1917 docent à la Göteborgs Högskola, a donné de mes *Remarques sur le Roman de Renart* un compte rendu qui est plus notable par sa longueur que par sa bienveillance. M. Biller, quoique philologue, s'est empressé, et le premier entre tous, d'annoncer un travail purement linguistique pour rendre évident et clair que cet ouvrage, loin d'être des Rem. sur Renart, consiste en des Rem. sur n'importe quoi, sans ordre ni raison; M. B. veut faire croire aux lecteurs que ces

[1] [La Rédaction de cette revue, qui, sur la demande de M. Biller, avait accepté son compte rendu de l'ouvrage de M. Tilander, n'a pas voulu refuser l'insertion de la «réponse» de M. Tilander telle quelle, tout en regrettant le ton acerbe et trop personnel qu'a pris cette polémique.]

Rem. ne sont pas au-dessus des notes qu'on trouve à la fin d'éditions de texte. Certainement M. B. ne peut nier qu'il n'y ait dans mes Rem. des choses auxquelles on ne s'attendrait pas dans un commentaire, mais c'est évidemment à contre-cœur qu'il les y constate, car il cherche par toutes sortes de supercheries à montrer qu'il aurait mieux valu ne pas les introduire dans un ouvrage de ce genre. La manière dont M. B. annonce mon ouvrage est original. On s'attend à ce qu'un compte rendu, écrit d'un esprit équitable et juste, blâme ce qu'il y a de blâmable et loue ce qu'il y a de louable. M. B. ne s'occupe cependant que de ce qui à son opinion à lui est incorrect et faux. Au lieu cependant d'indiquer et de mentionner avec bienveillance les nouvelles acquisitions à la science qu'offre mon ouvrage, M. B. proclame d'une voix hautaine que de telles choses n'ont rien à faire dans un simple commentaire.

Mon ouvrage manque de conclusion, et c'est aux yeux de M. B. une faute impardonnable, car lui n'est que pour les thèses à conclusion. M. B. oublie que son anathème frappe bien des travaux qui comptent parmi ceux que nous avons de plus précieux dans la littérature scientifique sur les langues romanes. Les *Vermischte Beiträge* de Tobler manquent aussi de conclusion et sont évidemment à l'avis de M. B. un ouvrage «sans tête ni queue», parce qu'on y trouve aussi toutes sortes de choses qui ne sont pas reliées par une disposition préconçue. Une nouvelle découverte scientifique ne vaut donc rien, à l'avis de M. B., si elle est présentée isolée et toute seule; elle n'a de valeur que du moment qu'elle entre dans un ouvrage terminé par un résumé des résultats acquis! M. B. relève dans mon ouvrage la première et la dernière ligne pour montrer combien il est composé de choses disparates. Du moment qu'il s'occupe de tels passe-temps, il aurait pu soumettre à la même recherche les *Verm. Beiträge* de Tobler et d'autres ouvrages pour avoir son soûl de curiosités de ce genre. M. Thomas ne finit pas non plus ses *Essais* et ses *Mélanges* par une conclusion. Tant M. Thomas que M. Tobler sont à féliciter de ne pas avoir été annoncés par M. B. Mais

pardon! M. Thomas présente ses étymologies dans l'ordre alphabétique, il a donc suivi une certaine méthode. — Moi, en présentant mes Rem. sur Renart, j'ai suivi, pour des raisons pratiques et pour faciliter l'étude du *Roman de Renart*, la numérotation des vers de l'éd. Martin. C'est sur ce fait que M. B. fonde son verdict que mes Rem. ne valent plus qu'un simple commentaire — quoiqu'il ne puisse nier que p. ex. les étymologies, qu'il trouve du reste incontestables, sont au-dessus de ce genre. Quoique plus que la moitié de mon livre consiste en des recherches étymologiques, auxquelles M. B. ne s'attend pas dans un commentaire, il se croit tout de même autorisé à constater que mes Rem. ne sont qu'un commentaire! On le voit, M. B. ne juge un ouvrage que sur l'extérieur. L'utilité et les nouvelles acquisitions d'un ouvrage n'entrent pas en cause devant son haut tribunal.

J'avais accentué dans l'introduction que mes Rem. embrasseraient des questions spéciales qui demandent des études prolongées, réservant les mots qui ne demandent pas une étude spéciale à un Lexique. Je croyais avoir indiqué assez nettement les principes de mon choix. M. B. pour jeter encore de l'ombre sur mon ouvrage se demande: «Est-ce que l'interprétation de tous les mots qui n'ont pas été relevés dans ce commentaire (sic!) est claire et ne donne pas lieu à des remarques détaillées? On a peine à le croire en feuilletant notre texte.» Cette question était tout à fait hors de place, du moment que j'avais indiqué mon plan de publier un glossaire sur les mots qui peuvent encore présenter des difficultés. Si donc d'un côté je n'ai pas donné assez, j'ai de l'autre côté selon M. B. donné trop. Il est difficile de satisfaire à M. B. Il dit que l'expression *changer les dez* (p. 151) est usuelle et n'aurait pas dû être introduite. C'est vrai, cette locution n'est pas rare, mais M. B. oublie qu'au vers de Ren. elle est employée dans un sens figuré secondaire. M. B. me demande pourquoi je n'ai pas traité le proverbe XVIII 3—4 *Que cil a sovent mau matin Qui pres de lui a mau voisin.* — Réponse: Ce n'est pas la peine de traiter un proverbe qui se rencontre dans

tous les recueils les plus connus et qui se trouve fréquemment dans la littérature populaire du moyen âge. — M. B. se demande encore pourquoi la locution I 1229 *Et gerpist le chef por la qeue* n'a pas été traitée. Si M. B. avait lu mon ouvrage avec un esprit moins troublé par l'antipathie, il aurait observé que cette locution a été traitée avec une autre de sens identique *(Lai le coissin, si pren la cote)* à la page 122.

S'ensuit maintenant un reproche des plus drôles: M. B. ne peut contester la valeur des étymologies proposées. Mais ne trouvant pas autre chose à y redire, il prétend que plusieurs entre elles: *seri, estanchier, quatir, larris, buisnart*, etc. sont «hors de place dans un commentaire (sic!) sur *Renart*, d'autant plus que notre texte ne contribue en aucune manière à la solution du problème». Si cette dernière supposition était vraie, le reproche aurait eu une certaine portée, quoique ce soit tout de même une manière extraordinaire d'annoncer des découvertes scientifiques d'une valeur incontestable disant que vous avez mal fait de les résoudre et publier. Un beau tour de passe-passe pour chercher à diminuer la valeur de découvertes incontestables qu'a élaborées avec amour un confrère! M. B. se trompe prétendant que notre texte ne contribue pas à la solution du problème présenté par ces mots. *Seri* est certainement fréquent; si le mot a été introduit aux Rem. c'est parce que j'y ai démontré que l'étymologie du vb. *asserisier* ne pourrait être résolue qu'en le mettant à côté de *seri*. C'est le vb. *asserisier*, pas *seri*, qui est le point de départ de mes recherches sur ces mots. Or le vers V 655 présente le second ex. connu du vb. *asserisier* au sens de «faire nuit», sens qui est très précieux pour l'étym. de ces deux mots, et le v. de Ren. contribue fortement à la solution du problème. — Au v. III 183 on trouve un des peu nombreux ex. de l'adj. verbal *estanc* «fatigué» en v. fr., et l'idée ne pourrait me venir que la valeur de mes Rem. serait diminuée par la solution, selon M. B. incontestable, d'un problème si difficile que celui offert par le vb. *estanchier*. Dans mes Rem. c'est l'adj. verbal bien rare *estanc* «fatigué», pas le vb. *estanchier*, qui forme le point

de départ. La solution du premier mot était impossible sans l'introduction du vb. — M. B. me reproche encore d'avoir résolu et introduit aux Rem. le problème des mots *quatir* et *larriz*. Or la solution du mot obscur et très débattu *s'aquatuet* V 1: 87 amenait logiquement et forcément le vb. simple *quatir*. Et pour ce qui est de *larriz*, le v. XIV 593 La charete vit en la voie, Qui vint decendant d'un *laris*, présente un ex. indiscutable du sens «pente, coteau» du mot. C'est grâce à cet ex. que j'ai trouvé l'étym. du mot, et je croyais qu'on allait m'en être reconnaissant à mon Alma mater au lieu de me le reprocher. Dans ces deux cas notre texte contribue donc aussi fortement à la solution du problème. — La prétention que l'étym. du sb. *buisnart* est hors de place dans mes Rem. est tout aussi irréfléchie; le v. XXVII 57 G offre le seul ex. que je connais où le mot indique l'oiseau appelé autrement *buisart: Busnardo lo criaor*, que je me suis fait un devoir d'expliquer. C'est du reste ce vers qui m'a révélé le mystère du v. fr. *buisnart* «sot». J'ai traité ce mot dans l'art. sur *oisel st. Martin*, et toute personne sans parti pris ne me le reprochera certes pas.

Quoique l'art. de M. B. respire assez clairement l'antipathie et la malveillance, il ne peut pas s'empêcher de dire d'une manière positive et nette combien l'auteur lui est désagréable. Ne pouvant comprendre mon naturel vif et mon enthousiasme et grand amour pour la science, M. B. n'a pas honte de me qualifier, dans un journal scientifique, de «bavard, qui aime à faire étalage de son érudition». Au nom de la science je proteste contre un tel dénigrement des bonnes intentions d'un confrère, même s'il s'agit d'un concurrent futur, qui a travaillé sous l'inspiration d'amour et d'enthousiasme pour la science et qui pour atteindre ses buts a eu à se soumettre à toutes sortes de privations et de sacrifices.

M. B. me lance encore une accusation très grave: il prétend que «l'argumentation n'est pas toujours strictement logique». On s'attendrait à ce qu'une accusation si grave soit appuyée par plusieurs ex. probants et indiscutables et que

M. B. rende évident qu'à cause d'illogismes je suis arrivé à des résultats faux et ébranlables. M. B. ne cite cependant qu'un seul ex. d'illogisme, et cet ex. ne prouve que le contraire de ce qu'il allègue. Il prétend que des nombreux ex. que je cite de *larriz* pour appuyer le sens «pente, coteau», «les dix premiers ne prouvent absolument rien». Pour démontrer le sens «pente» je pars de l'ex. de Ren.: La charete vint . . . *decendant d'un lariz*, où le sens «pente» est transparent, et constatant que God. et P. Paris avaient déjà vu dans *larriz* un mot indiquant «terrain inégal», je prétends que, dans la juxtaposition avec «plain», *larriz* a le sens de «coteau», et que ce sens est encore plus évident dans les vers où *larriz* se trouve à côté de subst. tels que «mont, pui». S'ensuivent de nombreux ex. qui appuient cette hypothèse. Je ne comprends pas ce qu'y a vu M. B. d'illogique, sinon qu'il y aurait eu avantage peut-être à mettre les ex. où *larriz* est juxtaposé à «plain» et «mont» après les autres où le sens «coteau» est plus évident encore. Mais je ne fais pas attention à cette accusation de M. B. Des romanistes illustres, devant lesquels la gloire de M. B. s'évanouit, m'ont déclaré par écrit que ma présentation est claire et convaincante, et l'Ecole des Hautes-Etudes, qui m'a décerné le titre d'élève diplômé, dit que le débat de ma thèse est excellent. Il est évident que M. B., poussé par un trop grand élan agressif, a employé un terme trop fort. Ce qu'il désigne par illogisme n'est qu'inadvertance ou lapsus calami, qui peuvent se faufiler dans les travaux même de personnes qui ont eu l'avantage de travailler avec bien plus d'aise que moi, qui ai eu à gagner ma vie en même temps que j'ai poursuivi mes études.

M. B., faute de critique réelle touchant les nouvelles théories que j'émets, prétend encore que je n'ai pas réussi tout à fait dans ma tentative d'arranger les matières de sorte que cette étude puisse être lue aisément sans la lecture parallèle du Roman de Ren., «parce que l'auteur ne donne pas toujours l'explication des expressions et des mots obscurs dont il parle». Encore une accusation grave qui n'est pas fondée sur

un seul renvoi. Toutes les expressions et tous les mots sont expliqués dans les art. qui les suivent. M. B. paraît exiger que je traduise mot à mot chaque vers cité. J'ai seulement à dire à M. B. que mes Rem. sont écrites pour les gens qui possèdent des connaissances approfondies du v. français, pas pour les débutants et les dilettantes.

M. B. est devenu docent sur une thèse de stylistique. C'est aussi au point de vue de l'esthétique qu'il juge ma thèse. J'ai été amené par le texte de Ren. à traiter plusieurs expressions et mots de la langue érotique. M. B. n'a rien de réel à objecter aux solutions de ces mots, assez nombreux du reste, qui ont été jusqu'à présent inexpliqués ou mal compris. L'esprit esthétique délicat de M. B. a été cependant très choqué par ces études. M. B. n'a évidemment pas compris que par ces articles j'ai voulu réagir *(Honni soit qui mal y pense!)* contre la pudeur, à mon avis trop grande et très malplacée, de certains savants. Combien fâcheux p. ex. qu'on cherche en vain chez Littré un mot tel que *foutre* (que M. B. me pardonne ce vilain mot!). L'éditeur de Ren., Martin, va plus loin encore. Il prétend qu'un éditeur futur de Ren. devrait exclure «les obscénités qu'on y trouve et qui répugnent» I p. XXVII. Ce serait évidemment une édition bien à-propos pour M. B. Moi, je prétends au contraire qu'on doit être reconnaissant envers les vieux trouvères de nous avoir préservé ces mots, qui présentent bien souvent des ex. très intéressants de la psychologie de la langue, et j'espérais avoir montré que ces mots peuvent être étudiés avec profit. Est-ce qu'un savant doit avoir honte de tout ce qu'il y a de plus naturel? N'est-ce pas dans la nature de la science de nommer les choses par leurs vrais noms et d'aller jusqu'au fond des choses, de dévêtir la nature de tous les préjugés humains et de voir la nature dans sa nudité pure, laquelle présente parfois, c'est vrai, des laideurs, mais dans la plupart des cas de grandes beautés? Mais pour bien apprécier la beauté de la nature et de la vérité scientifique il faut avoir l'esprit bon, nettoyé des partis pris et des préjugés de la société humaine.

C'est de même au point de vue esthétique que M. B. signale les miniatures de mss. que j'ai fait reproduire pour faciliter l'étude de certains mots. M. B. dit p. 123: «L'article sur les différentes espèces de piège est amusant; son intérêt est encore rehaussé par quelques jolies gravures.» — M. B. semble croire que j'ai introduit ces gravures seulement pour rendre mon livre plus beau et l'art. sur les pièges plus amusant. Il n'a évidemment pas compris que par ces reproductions j'ai voulu réagir contre la légèreté de bien des savants qui se mettent à chercher l'origine et l'étymologie de mots désignant des installations avant d'avoir étudié leur construction. Si M. B. avait lu mon ouvrage avec de l'intérêt pour les choses qui y sont traitées, il aurait appris par ces gravures qu'il ne faut jamais chercher l'étym. d'un mot avant de bien connaître la construction de la chose qu'indique le mot. Je sais que c'est aussi le principe que suivent les romanistes suisses dans les magnifiques et admirables travaux qu'ils préparent sur les dialectes suisses. Pour M. B., les figures qui accompagnent des solutions étymologiques ne sont que jolies, évidemment parce que lui en qualité de philologue ne se fiche pas mal de ces études-là. Sur l'art. traitant les noms de piège (Rem. p. 128—50) M. B. dit ensuite: «Je ne m'arrêterai pas à critiquer quelques petits détails.» M. B. semble s'imaginer que les autres rem. qu'il présente touchent autre chose que de petits détails!

M. B. prétend «qu'il est impossible de donner, dans un compte rendu, une idée exacte de la variété et de l'abondance de ces Rem.». Ce sont là des mots qu'on devrait mettre comme motto au-dessus de l'art. de M. B. Chaque fois que M. B. trouve une chose, pour petite et mesquine qu'elle soit, à redire à mes Rem., il devient très verbeux. Mais du moment qu'il trouve des choses incontestables, il se retire tout à fait ou ne dit qu'un ou deux mots. En dehors des mots «variété et abondance des Rem.» cités ci-dessus, j'ai relevé encore deux passages d'approbation: «on ne peut pas ne pas apprécier et admirer la connaissance prodigieuse de l'ancien

français dont l'auteur fait preuve» p. 117; M. B. finit son compte rendu prétendant que je me suis voué à l'étude de Renart «avec un résultat si heureux». Ces mots, s'ils ne sont pas ironiques, sont étonnants et ne s'accordent pas bien avec le reste du compte rendu, l'auteur s'étant forcé sur une dizaine de pages de montrer combien mes Rém. sont mal faites, mal arrangées, bavardes, vaines et illogiques. Chaque lecteur de ce compte rendu s'étonnera évidemment que M. B. n'ait pas signalé plus largement ce qu'il y a d'heureux dans ces Rem., du moment qu'il devient si exubérant aux endroits qu'il imagine n'être pas corrects. Mals il faut savoir gré à M. B. de n'avoir pas abordé, en qualité de philologue, les questions vitales et substantielles et de s'être contenté de l'extérieur et de choses qui sont sans importance.

Mais même aux endroits si peu nombreux où M. B. ne peut me refuser son approbation, il y a pourtant une réserve dans l'approbation. Ainsi ma connaissance du v. français est «prodigieuse», c. à d. abnorme et miraculeuse et hors de place chez une personne normale. A propos de l'étym. d'*estanchier* M. B. dit: «C'est une des bonnes trouvailles de M. T.» Il est évident que derrière cette expression de M. B. se cache le prov. suédois: Une poule aveugle trouve parfois aussi une perle. M. B., en qualité de philologue, ne s'est évidemment jamais rendu compte de l'énormité du travail qu'exige une seule petite question étymologique. Il semble croire que cela se trouve tout seul, on a seulement à rester bouche bée. L'idée ne paraît pas non plus être venu à M. B. que pour être étymologiste il faut en avoir le flair. Pour lui cette étude est un jeu d'imagination et de combinaison, voilà tout!

M. B., après s'être forcé de montrer que le plan que j'avais choisi pour mes Rem. n'en était pas un, adopte cependant pour présenter ses critiques ce plan. Voilà une belle approbation après tout! En théorie M. B. critique mon plan, mais il admet qu'en pratique c'est le seul possible! Cependant, si le plan que j'ai adopté, c. à d. celui de suivre la numérotation des vers, était le seul possible pour un travail

qui aspire à expliquer un texte, si l'auteur veut activement faciliter l'étude du texte, je suis d'avis que ce plan n'était pas de rigueur dans un compte rendu. Les rem. de M. B. représentent une véritable *olla podrida*. Pour donner «une idée exacte de la variété et de l'abondance de ces Rem.» (M. B. en nie la possibilité), il aurait pu traiter séparément les étymologies, les proverbes, les questions syntaxiques, etc. Cet ordre aurait amené la nécessité d'indiquer aussi ce qu'il y avait de bien fondé et d'incontestable, et ça, c'est chose que M. B. se garde bien de faire et qu'il paraît croire ne pas entrer dans ses devoirs.

De mes étymologies M. B. ne cite au petit bonheur que *seri*, *estanchier*, *buisnart*, *cocengle* et *ermofle*. Il passe sous silence *aongler*, *serdre*, *conongle*, *desnocher*, *luire*, *brouiller*, *esmonger*, *engrangier* et bien d'autres. Il fait quelques rem. générales. Pour ce qui est de *recoie*, je n'ai pas rappelé — pour ne pas faire étalage inutile de ma science — le fait bien connu que dans les verbes, par analogie, l'influence de la palatale sur la voyelle a été enrayée; voyez Schwan-Behrens § 39 I b Anm.: *cire*, mais *ceile*. M. B. s'offre gracieusement à venir à l'aide de l'auteur rappelant *reçoit*. Pardon, je n'ai pas crié au secours, surtout pas à celui de M. B. — *Estanchier*. M. B. prétend que cet art. est trop long. Il n'est pas extraordinaire de constater qu'un philologue trouve une œuvre linguistique trop longue. Quand je me mets à lire un traité sur la stylistique, je constate aussi des longueurs, justement parce que ces études-là ne m'intéressent pas trop. *Ne, sutor, ultra crepidam!* — A la p. 56 j'ai oublié de dire: sens neutre *et réfl.* Je n'ai pas distingué deux adj. verbaux en v. fr. J'ai dit seulement que *estanc* «fatigué» est le sb. verbal de *estanchier* au sens de «fatiguer», *estanc* «desséché, sec» le sb. verbal de *estanchier* au sens de «arrêter une liquide». La même rem. s'applique aux subst. verb. *estanc* «étang» et *estanc* «droit exclusif», etc. Le développement du sens des différents emplois des mots *estanc*, *estanchier*, de même que celui de *quatir*, peut évidemment s'expliquer sur plus d'une voie. Quand,

pour expliquer un tout petit détail, je cite un ex. qui n'est pas tout à fait convaincant, M. B. dans son amour pour les mots forts constate un «cercle vicieux» et se croit autorisé à dire que mes Rem. ne sont pas logiques. — Il est beaucoup trop hardi de supposer un adj. **stanticus*. Toute personne qui s'est occupée, même légèrement, du latin vulgaire sait que, quoique les subst. en *-icus, -ica* soient fréquents, les adj. en *-icus* sont à peu près inconnus; voyez Meyer-Lübke, Gramm. II § 410. — L'évolution sémantique «frapper, heurter > enfoncer = ficher > cacher», que M. B. prétend donner le premier, a été supposée par moi à la p. 66, où j'en ai donné des ex. Je n'ai pas dit que *ficher* a le sens de «frapper»; j'ai cité ce vb. pour montrer qu'un vb. signifiant «enfoncer, jeter, mettre» peut se développer au sens de «cacher». M. B. prétend que les ex. que je cite à la p. 66 sont douteux, mais il ne dit pas en quoi ils sont douteux. M. B. n'est pas convaincu de l'étym. **quatitare* de *quatir* «cacher». Il ne doute donc pas de la dérivation de *quatir* «briser» de **quatitare*. Qui s'avisera de voir dans *quatir* «cacher» un autre vb., vu qu'il y a des ex. de développement analogue? — Dans *s'aquatuet, se* est un dativus possessivus; je me suis rendu coupable d'une inadvertance. M. B., ne comprenant pas *s'aquatuet* et n'ayant rien appris par mon ouvrage, suit la vieille routine, proposant de biffer du moment qu'il rencontre une forme qui lui est incompréhensible. Il prétend que dans les vers *Mengier l'a va, si s'aquatuet Son chief, son cors quantque il puet* V 1: 87, il faut biffer *s'*; *chief* et *cors* se rapportent à la corneille et *aquatuet* a le sens de «secouer». Si l'on change à volonté un texte, on peut arriver à lui faire signifier tout ce qu'on voudra. — Renart cherche un endroit où il puisse manger à l'aise et sans être vu la corneille qu'il a prise. Dans ces circonstances on ne s'explique pas pourquoi Renart se met à secouer de toutes ses forces la tête et le corps de la corneille. Quiconque a vu un renard manger sa proie, sait qu'il *s'aplatit* sur terre de tout son long comme les chiens et qu'il tient la proie entre ses pattes de devant. Si M. B. ne peut attraper

un renard, je lui conseille de se mettre à étudier un chien qui p. ex. ronge un os; Rabelais, on le sait, dit que c'est une étude très à recommander. Les inquiétudes de M. B. sur l'imparfait doivent être rassurées par le fait qu'on rencontre l'imp. aussi dans le vers suivant.

Pour ce qui est de l'étym. **seritus* > *seri*, M. B. paraît très heureux de constater que M. Meyer-Lübke a été le premier à proposer le radical *ser-*. J'avais rappelé ce fait à la page 75, et à quoi bon le répéter? M. B. ne peut se passer de le rappeler encore aux lecteurs, content chaque fois qu'il croit pouvoir retrancher de mon travail un peu de sa valeur. — C'était bon de souligner que **seritus* était à l'origine un ptc., parce que les verbes en *-iare* sont faits le plus souvent sur des participes, plus rarement sur les adj. Si **seritus* avait été seulement un adj., la supposition d'un vb. **seritiare* aurait eu moins de probabilité. — Il est hors de place de supposer un **assecritiare* sur un seul ex. relevé de *secritus*, qui ne doit représenter qu'une autre graphie, comme me l'a aimablement indiqué M. E. Langlois. **Assecritiare* aurait donné *assegrisier*, mais jamais *asserisier*, qui resterait à expliquer.

A propos de *booel* V 1147: 130 M. B. se demande: «S'il était question d'un conduit par lequel on pouvait passer, pourquoi le chat ne s'enfuit-il pas?» — M. B. ne sait pas que très souvent on «estoupait» les *boel*; voyez par ex. XIV 532—8. Or Renart, pour bien faire attraper le chat et l'ours, ferma les issues de la maison avant de «plaquer» ses amis (v. 68 ss). Il se peut qu'il s'agisse ici d'une niche ou plutôt d'un trou dans le mur comme à la page 88, où j'ai donné des ex. de *boel, boet* au sens général de «trou» dans la vieille langue et dans les dialectes. — A la p. 89 je n'ai pas dit que le mot discuté de ces vers veut dire «lucarne d'une porte», mais seulement que les vers rendent évident que «l'installation était placée assez haut». Je ne me suis donc pas rendu coupable de contradiction. — M. B. est mécontent de ce que je n'ai pas trouvé de «difficulté à expliquer toutes les variantes de *boel* et *boet*», et se déclare ne pas toujours convaincu. L'affir-

mation que je n'ai pas cité d'ex. de la forme *beot* trahit cependant que M. B. a lu cet art. d'un esprit troublé et avec trop peu d'attention. *Beot*, écrit avec *h* intercalée *behot*, a été signalé p. 87 d'après God., qui en donne 4 ex. sous *buhot*. — L'affirmation que *Roonel* est plus fréquent que *Reonel* ou *Roenel* montre la légèreté avec laquelle M. B. aborde ces questions. Est-ce que M. B. a examiné tous les mss. de Ren. dans le but de constater laquelle de ces trois formes est la plus fréquente? Avec ma connaissance actuelle des mss. de Ren. je n'ose, moi, rien dire sur la fréquence de ces formes. Je constate seulement leur existence, ce qui suffit dans ce cas. — A la p. 89 la partie de l'ex. cité en italiques montre qu'il s'agit d'un trou «*Qui estoit droit derriere l'uis*». — A la p. 90 je n'ai pas dit que le vb. *aboeter* est souvent employé au sens actif, mais «qu'un vb. neutre ayant ce sens a facilement pu glisser au sens actif», ce qui n'est pas la même chose. God. donne 3 ex. du vb. actif. Les ex. que je donne ont le mérite de compléter ceux donnés par God. — Je ne sais ce que M. B. trouve de stupéfiant dans l'assimilation *érailler* ⟨ *esroeillier* et *eslaacer* ⟨ **exlaetitiare*. La première est reconnue par le *Dict. Gén.* Je vais donner plusieurs ex. de la seconde dans mon Lexique de Renart.

P. 101: Si ma supposition est vraie que le sens primitif de *eslideor* est «glissoire sur la glace», et M. B. n'y objecte rien, *ringloir* et *eslideor* présentent une belle analogie. — Le renvoi à Meyer-Lübke, Gramm. II § 66 me fait croire que M. B. a vu dans *eslideor* le même suffixe que dans *gregnour*. J'ai dit p. 101 que dans ces mots il s'agit de *-atorium*. Les formes en *-eor* pour *-eoir* de ce suffixe trahissent peut-être une contamination avec *-eor* ⟨ *-atorem*. — P. 124: M. B. se demande ce que je veux dire par: «Après la transition de *sts* en *z* on a dû perdre de vue que le sb. était au pluriel.» Les ex. de la locution où *desarez* est précédé de *au* montrent qu'on a fini par y voir un mot au sing. Cela saute, il me semble, aux yeux. — P. 127: La forme *chauciere* de *calcitrare* est assez claire; cf. les ex. de *eschaucirer* dans God. — P. 180:

M. B. croit avoir à m'apprendre de l'italien. C'est à cet endroit superflu: j'ai dit en haut de cette page que l'it. *maliziare* signifie «operare e pensare con malizia».

Dans son compte rendu M. B. n'a ébranlé aucune des étym. ou explications proposées par moi. Il prétend parfois n'être pas convaincu, ou ne pas y croire, mais il s'abstient de donner des raisons probantes. Or il me semble que de telles expressions n'ont de raison d'être que prononcées par un vieil expert en ces matières, mais elles sonnent mal dans la bouche d'un philologue qui s'aventure dans le domaine de la linguistique.

J'ai donné encore l'explication d'une cinquantaine de mots et d'expressions qui ont généralement demandé un nombre de pages plus restreint que les grands articles étymologiques. M. B. présente des rem. sur 7 de ces art. M'imputant des motifs louches, M. B. me demande si c'est à dessein que je n'ai pas donné l'explication du v. I 1433, p. 25. Je croyais avoir travaillé honnêtement et sans humbug. Comme M. B. n'a pas trouvé d'autres endroits pour montrer mes mauvais desseins, l'accusation retombe sur lui-même, car j'ai dit clairement que la trad. de God. de ce vers «annuler l'engagement» est bonne. Renart, en partant pour la Terre-Sainte, a à annuler ses engagements envers le roi Noble et ses barons, car il ne doit plus jamais revenir (v. 1414). Il se laisse cependant aussi penser qu'à cet endroit l'expr. «ne désigne pas un acte matériel», comme le dit M. Bloch à la p. 164, la traduisant «se séparer de qn». — Je croyais de plus qu'une Bibliographie sur l'expr. *rompre le festu* pourrait être utile.

Pour ce qui est du v. I 1587 Si li *poillent* le pelicon, M. B. aura la satisfaction d'apprendre que là je me suis trompé. MM. les Professeurs A. Jeanroy et E. Walberg ont, d'une manière très aimable, tiré mon attention sur le fait que nous avons indiscutablement affaire ici au vb. *poiler* ⟨ *pilare*.

P. 45. Contre la supposition de M. B. je demande: Pourquoi le passage de la br. XVI ne serait-il pas une imitation d'un passage de la br. II? Dans les deux cas Renart

s'approche d'une ferme, alléché par le coq et les poules. Comme il ne peut sauter la «haie d'espines», Renart entre dans les deux cas par un trou dans la clôture: Ou retour de la soif choisist Un pel froissie: dedenz se mist II 71—2; Trouva un pel par aventure Qui ert use de pourreture XVI 155—6. Les circonstances sont les mêmes dans les deux cas. — Mais à quoi bon discuter sur de tels détails, qui n'ont ni intérêt ni importance? C'est la faute de M. B. qui amène de telles questions — n'ayant pas autre chose à dire.

P. 46. L'*e* pour *ie*: Par mégarde j'ai dit que *e* est graphique. Il paraît que M. B. veut aussi par moment faire étalage de sa science. Il croit nécessaire de rappeler ici que le ms. A est parsemé d'anglo-normandismes, ce qu'il a appris dans les Obs. de Martin p. 2, qu'il ne cite cependant pas. — Je nc crois pas que M. B. ait grand'chose à m'apprendre sur le mss. de Ren., que j'ai étudiés soigneusement pendant trois années.

P. 47. M. B. est fâché que j'aie donné tant d'ex. du phénomène *chine* pour *achine*, *corce* pour *escorce*, etc. Les ex. qu'en fournissent les grammaires qui en parlent sont bien maigres, et je crois qu'on ne pourra jamais trouver trop d'ex. d'un phénomène si intéressant.

P. 118. Ici il y a quelque chose qui n'est pas convaincant, mais comme partout M. B. ne dit pas ce qui n'est pas convaincant. M. B. doute-t-il de l'équivalence de *ataper* et de *estaper*? Il me semble que le développement du sens «battu > fou» est tout évident dans tous les cas. M. Leo Spitzer me rappelle encore fr. mod. *toqué*. Dans *féru d'amour* ce n'est certes pas, comme le veut M. B., «l'expression entière qui a subi un certain changement sémantique», parce qu'on trouve dans ce sens *féru* avec encore d'autres compléments; voyez Littré.

P. 177. Ici M. B. aurait pu et dû augmenter la valeur de son compte rendu par une solution positive. M. E. Walberg a eu l'amabilité de me rappeler que God. sous *savoir* traduit le v. 3479 d'*Eneas*: Mais bien li peist o *mal li sace*

par «déplaire à», voyant dans *sace* le présent subj. de *savoir*. C'est bien la juste explication. Dans mon Lexique de Ren. je vais donner encore de cet emploi de *sache* des ex. que j'ai trouvés après coup dans les mss. Le sens primitif de *sache* est ici «sentir mauvais à».

P. 183. M. B. a raison de dire qu'il faut plutôt supposer un changement de suffixe pour expliquer la forme *Faisius* à côté de *Faissiax* (*fascellus*). — A quoi bon accentuer encore que *Fromonz* désigne généralement «l'âne» dans Ren., quand j'avais moi-même rappelé ce fait en bas de la p. 184. Cela ne manque donc pas à mon argumentation, qui, sans appui, est désignée comme d'habitude «pas convaincante». — Si M. B. est étonné de voir la fourmi figurer avec de grands animaux, je peux le rassurer en constatant que surtout dans les branches récentes de Ren. (et la br. 26 est une des plus récentes) bien des insectes figurent à côté de grands animaux: le *ciron* XVII 732 M, *l'araignée*, le *papillon*, le *hanneton*, etc. dans les armées décrites dans la br. XI ms. E (XI 2052: 8, 2052: 3, 2046, etc.). — A quoi bon faire étalage dans ce compte rendu de la citation de Salomon, laquelle se retrouve dans tous les commentaires de Bestiaires; voyez *Le Bestiaire de Phil. de Thaün*, éd. Walberg, p. 129. C'est évidemment là que M. B. a trouvé cette rem., mais il n'y renvoie pas.

M. B. présente trois rem. sur les proverbes et locutions proverbiales que j'ai traités; ces rem. sont plus intéressantes et font preuve de plus de connaissance de cause que le reste de ce qu'il produit, car il cite à propos du v. XIV 537: 219 un second ex. du prov. *en savoir plus que bues d'arer*. M. E. Langlois, dans les rem. très aimables et très bienveillantes qu'il m'a adressées sur mon ouvrage, rappelle encore Rose 13090 *S'en savreiz plus que buez d'arer*. — P. 98. C'est à l'occasion de ma soutenance que M. B. a appris que le sens de la loc. est à comprendre de cette manière. J'avais par mégarde oublié d'insérer ces mots à sous-entendre dans le texte. Là, je n'ai pas, il me semble, été trop bavard! — P. 101. Dans le v. de Ren. *meinte* n'a certes pas le sens de

«friponnerie». Le loup, dans Ren., est représenté bête, mais jamais fripon ou fourbe. Le sens est ici clairement «bêtise». C'est Hersent qui parle: Ysengrin a poussé sa femme à annoncer le viol que Ren. lui avait fait. Mais c'est dans sa nature de faire des «bêtises». — M. B. dit que je cite un très grand nombre de locutions proverbiales, et il est comme partout hargneux et mécontent, je ne sais pas bien de quoi. J'ai cité 25 loc. prov., ce qui n'est pas «un très grand nombre», vu l'abondance d'expr. prov. dans Ren. De ces 25 expr. 6 sont citées pour la première fois, 9 pour la seconde fois. Les 10 autres présentent un intérêt spécial: elles n'avaient p. ex. pas été bien comprises, comme l'expr. *Encontre vezie recuit*; d'autres ont été citées parce qu'elles se présentent sous une forme exceptionnelle: II 364, V 849, 850, etc.

J'ai traité enfin dix fois des questions d'ordre stylistique et syntaxique: pp. 27—8, 34, 37, 41—2, 61—2, 68, 117—8, 128, 160 et 160—1. M. B. a d'abord l'amabilité de dire que mon art. sur *vendre* (p. 27—8) est terriblement chaotique, sans dire en quoi il est chaotique. Pourquoi verser tant de bile, du moment qu'il ne peut y constater une seule erreur? Je ne prétends certes pas donner des choses remarquables dans cet art., mais j'ai cru faire œuvre utile en réunissant quelques emplois figurés de ce vb. M. B. semble préférer l'art. de God. Les personnes qui ne prétendent pas être si ferrées dans la stylistique que M. B. pourront, j'espère, lire sans dommage mon art. — Dans l'ex. *Un coutiel* etc., *soi vendre* est synonyme de *soi deffendre*. *Soi deffendre* équivaut, il me semble, à «ne pas succomber sans avoir fait beaucoup de mal à l'ennemi». Je ne comprends pas pourquoi M. B. dit que «cela ne rime à rien». — Les ex. de *vendre — acheter* jettent de la lumière sur le ptc. curieux *vendu*. — M. B. déclare enfin d'une voix hautaine *sanz beste vendre*: «Emploi exceptionnel? Allons donc!» — Malgré qu'en ait M. B., je prétends que cet emploi était bien digne à noter. M. E. Langlois me rappelle encore *sans terre vendre* et *mettre a terre vendre* Rose 10863.

P. 37 *Quex dous barnesses;* p. 41 *de grant maniere.* Selon M. B. j'ai donné trop d'ex. de *de grant maniere*, mais pas assez d'ex. de *tel* + nombre cardinal. M. B. est difficile! De *tel* + nombre card. je n'ai cité d'ex. que de Ren. et des Fabliaux. C'est à dessein. Ce qui importe pour moi dans ce cas, c'est de montrer que cette construction se trouve dans la litt. populaire. — Je croyais qu'un art. d'ensemble sur les expr. *de grant fin*, etc. n'était pas mal à propos, vu que G. Paris même s'est trompé sur le vrai caractère de la locution.

P. 61. *Ne por force que l'en le fiere* paraît au premier abord avoir un sens concessif; c'était aussi mon opinion à moi aux premières lectures de Ren. Mais la leçon de H et les ex. de constructions analogues que je cite au sens causal rendent bien plus probable que la loc. a un sens causal. Comment s'expliquer le *ne*, si l'on attribue un sens concessif au vers? Ma trad. rend raison de ce *ne*. Cf., pour l'emploi de *ne* pour *non*, *neporuec*, *neporquant*, etc. — Je ne sais comment M. B. a lu les deux travaux cités. *Por cose que*, concessif, est très fréquent, ce que M. B. constate aussi dans son travail (*por cose qu'on die* etc.). — Les rapports syntaxiques des vers I 395—8? La vraie leçon est ici celle de BCDHLM: Qu'il a morte, que je *ne* face. Le ms. A donne aussi cette leçon, mais *ne* y manque, et Martin a eu la mauvaise idée de remplacer *ne* par *le*. J'ai eu le malheur de reproduire le texte de A, tout en traduisant celui de BCDHLM, que j'avais tout le temps devant les yeux. Le vers est donc du même genre que les ex. analogues donnés par Tobler *Verm. B.* II 112 ss: Il ne puet a Keu mesfaire *Qu'il ne face* grant felonie Escan. 1179; La flame s'i est mise, *Que* nus *ne sofle ne atise* Ch. Lyon 1780. — Quoique 7 mss. portent cette leçon, M. B. préfère recourir au ms. N, qui se sépare beaucoup des autres et qu'il faut traiter avec discernement. M. B. me reproche de «suivre à outrance» la méthode qui ne veut pas qu'on change à tort et à travers les mss. J'avais indiqué p. 3 de mon ouvrage qu'il faut appliquer cette méthode avec discernement. M. B. croit nécessaire de me donner une admonition. Quoi-

que j'aie montré à plusieurs endroits de mon ouvrage qu'un endroit ou un mot qu'on a voulu changer peut avoir un très bon sens (voyez par ex. *corce* II 617, *desnoche* VI 1479, *penchon, panchon, perchon* etc.), M. B. veut capricieusement et sans aucune raison changer *s'aquatuet* en *aquatuet, espleigne* en *espreigne*. Je suis triste d'avoir à constater que M. B. n'a rien appris de mon ouvrage. — Pour ce qui est de la construction p. 117, mon explication n'est certes pas bien heureuse, et le v. XXIII 1549 a bien un sens causal. — M. B. élucide enfin les ex. présentés aux pages 160—1.

J'ai traité à dix endroits des questions d'ordre stylistique ou syntaxique. Dans un cas mon explication n'a pas bien réussi. M. B. se croit autorisé à dire: «l'auteur n'a pas la main très heureuse en abordant des questions d'ordre stylistique ou syntaxique». Cela est encore passable. Dans le rapport qu'a donné M. B. — grâce au fait qu'il remplissait la vacance de la chaire des langues romanes à la Göteborgs Högskola pendant les 18 mois qui s'écoulaient entre la retraite de M. Vising et l'installation de M. H. Kjellman —, il prétend que je n'en comprends rien (visar sig icke behärska dessa). Dans ce même rapport M. B., ne pouvant ébranler mes étymologies et mes explications et n'ayant rien de réel à y objecter, cherche à diminuer la valeur de l'ouvrage et du service que j'ai rendu à la science par cet ouvrage, prétendant que mes recherches n'embrassent que des détails (gälla detaljer). C'est vouloir dire que l'étude étymologique plus que les autres branches de la science est un travail de détail! Ce ne sont pas des mots à encourager un jeune romaniste débutant qui a entamé et étudié des questions difficiles, dont il a donné, même selon M. B., des solutions incontestables. Je croyais que tout ouvrage scientifique, même celui de M. B. sur la stylistique, était un détail dans les efforts communs d'expliquer le développement de la vie et de la culture. Je proteste cependant contre l'insinuation que les recherches étymologiques sont, plus que les autres branches de la science, un travail de détail, et tous les linguistes m'appuieront certes

à l'unisson. Mais même si M. B. n'attache qu'une importance médiocre aux recherches étymologiques, je croyais que, du fait que notre connaissance de l'ancienne langue se fonde sur les vieux textes, l'explication d'un des textes les plus intéressants du moyen âge serait très utile. La conduite de M. B. élucide très bien le vieux proverbe: *Nul n'est prophète dans son pays.* J'ai été d'autant plus étonné du ton aigre du compte rendu et du rapport de M. B. que j'avais cité son nom à la première page de mon ouvrage. Mais c'est comme au moyen âge: *De bien fet, col fret.* Quand je demandai à un des professeurs de la Faculté pourquoi mon ouvrage avait été jugé avec tant d'aigreur, il m'informa que M. B. avait trouvé que l'ouvrage ne valait pas trop, *parce qu'il n'y avait pas de nouvelles lois phonétiques!* C'est beau, cela! Comme si les nouvelles acquisitions à la science ne peuvent consister qu'en de nouvelles lois phonétiques. Mais cette affirmation cadre très bien avec le rapport et le compte rendu de M. B., si vides de connaissance de cause.

Le compte rendu de M. B. n'est pas encourageant, mais il n'est pas décourageant non plus; il est irritant comme les piqûres de puces. Pour M. B. en sa qualité de docent il s'agissait d'abattre un jeune débutant inspiré par un trop grand enthousiasme et pour lequel la science était tout; *Chiens en cuisine son per n'i desire* (Prov. Vil. 10). Je vois enfin que les autorités ont commencé à reconnaître, combien c'est mal à propos qu'à l'occasion d'une vacance de chaire, de jeunes docents qui n'ont pas la compétence d'un professeur universitaire (on le sait, ce n'est pas M. Biller qui est devenu le successeur de M. Vising) aient à juger les thèses des jeunes docteurs.

Saltsjöbaden, près Stockholm, mars 1924.

Gunnar Tilander.

*

Réplique.

Il va de soi que je ne réponde pas à un article aussi rempli d'inexactitudes, de perfides insinuations et d'insolences

que celui de M. Tilander. D'ailleurs, depuis longtemps, je ne discute plus avec cette personne, qui ne peut ni ne veut comprendre ce qu'on lui dit. — Qu'on relise mon compte rendu! Qu'on s'informe aussi de la très belle note qu'à ma suggestion le Conseil des professeurs de l'Université de Göteborg a donnée à la thèse de M. T.! Qu'on juge après!

Gunnar Biller.

Raimon-Jordan, Ch. II, 43.

Dans le dernier fascicule de cette revue (p. 39—49) M. A. Långfors a consacré un compte rendu instructif et pénétrant, comme on pouvait s'y attendre, à la belle édition des poésies du troubadour Raimon-Jordan, publiée récemment par M. H. Kjellman. Dans cet article M. Långfors s'occupe tout particulièrement de la chanson II *(Aissi com cel qu'en poder de senhor)*.

A propos du classement des huit manuscrits qui nous ont conservé la pièce en question, le savant critique cite et discute la *tornada* du poème. En voici la teneur:

VI Tan vos det Deus d'astre e de poder,
Bona domna, que hom no·us vai vezer,
S'al cor marrit no li torne [*var. CIK* tornetz, *M* tornes] en jai, 43
Salv vostre pretz, segon so que·l n'eschai.

M. Kjellman traduit cet envoi ainsi: «Dieu vous a donné, noble dame, tant de bonheur et de pouvoir que nul homme, bien que son cœur soit triste, ne peut vous voir sans que la joie y renaisse par ce que votre mérite, qui reste sauf, lui réserve». Comme on le voit, la traduction est ici — de même qu'en bien d'autres endroits — trop libre pour que le lecteur puisse se rendre un compte exact de la façon dont l'éditeur interprète chaque membre de phrase. En partie, M. Kjellman remédie à cet inconvénient par une note (p. 119), dans laquelle il dit que, si l'on admet, avec lui, la leçon *torne*, il

faut y voir une construction impersonnelle. On verra tout à l'heure que je ne partage pas cette manière de voir, mais passons pour l'instant. D'un autre côté, comment l'éditeur comprend-il, au juste, les mots *S'al cor marrit?* Cela n'est pas clair.

M. Långfors[1] commente ainsi le vers qui nous occupe: «A notre passage, il faudrait donc [en voyant dans *tornar* un verbe impersonnel] entendre: 'sans que cela lui tourne en joie' (leçon du texte critique), ou 'sans que cela lui tournât en joie' (leçon de M, *tornes*). Le texte CIK semble dire: 'sans que vous le lui tourniez en joie pour son cœur attristé'.» M. Långfors voit donc, tout comme M. Kjellman, dans *al [cor marrit]* le représentant de ad illum.[2] Mais, dans ce cas, à quoi rime *S'*? Le subjonctif + *no* signifie évidemment 'de telle sorte que . . . ne', 'sans que'. Cette tournure remplace la construction plus fréquente *que* + subj. + *no*.[3] On pourrait donc penser à changer *S'al* en *Q'al*; mais rien ne nous y autorise, et ce serait parfaitement inutile.

Voici comment j'entends le v. 43. Il me paraît indubitable qu'il faut écrire *S'a l cor marrit, no li torne* [ou *tornetz*] *en jai.* A mon avis le verbe *tornar* est employé personnellement, comme à l'ordinaire, et le sujet, non exprimé, est *lo cor marrit*, expression qui équivaut à un substantif abstrait tel que *marrimen* ou *tristeza*. Le sens du passage doit être celui-ci: 'Nul homme ne peut vous voir sans que, s'il a le cœur attristé, celui-ci [ou 'sa tristesse'] se change en joie.' En ce qui concerne l'emploi de *tornar*, notre tournure est donc analogue à des phrases comme les suivantes: *Tostemps seray dolenta e marida, Car aquel gay que hieu aver solia, Tot m'es tornat en sospir et en ira*, Appel, Prov. Chrest., 103,22–24; *eu vei et conosc qe mant saber en son tornat en error et en tenso*, ibid., 123 (Razos de trobar), 6; ou l'exemple suivant, cité par

[1] Plus haut, p. 48.

[2] Dans la traduction de M. Långfors «cela» (avec la leçon de CIK, «le») doit se rapporter à *vai vezer*.

[3] Au sujet de celle-ci on peut voir, par exemple, Schultz-Gora, *Altprov. Elementarb.* (3e éd.), p. 130.

M. Kjellman, p. 129: *Que'l maltraitz me torn en pro*, Peire Vidal, 28,21. Si l'on préfère la leçon de CIK(M), *tornetz*, 'sans que vous le (= le cœur triste, la tristesse) lui changiez en joie', la Chrestomathie d'Appel fournit encore des parallèles: *Er pot Girarz tornar son plor en ris*, 1 (Gir. de Rossillon), 631; *Linhaure, si per aiso veill Ni mon seiorn torn en afan, Sembla que'm dopte de mazan*, 87 (Gir. de Bornelh), 22—24. Cependant, dans ce cas, il faut admettre que *li* est pour *lo li*, phénomène, on le sait, très fréquent — pour ne pas dire régulier — en ancien français, tandis qu'en provençal on trouve le plus souvent *loi*, fém. *lai*, à côté de *loilh*, *lailh*.[1]

Lund. *E. Walberg.*

Besprechungen.

Englischer Kulturunterricht. *Leitgedanken für seine Gestaltung.* Vorträge gehalten auf der Göttinger Tagung der Lehrer und Lehrerinnen des Englischen an höheren und Mittelschulen vom 2.—4. Juli 1923. Herausgegeben von **Fritz Roeder.** Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner, 1924. IV + 76 S. 8:o.

Das Interesse für die englische (und amerikanische) Kultur scheint sich in Deutschland in den Jahren nach dem Weltkriege immer mehr verbreitet zu haben. In weiten Kreisen herrscht die Ansicht, dass das Englische die moderne Hauptsprache der deutschen Schulen sein muss. Zugleich ist man bestrebt, den Unterricht in diesem Fache so vielseitig wie möglich zu gestalten, was bei der grossen Stundenzahl, die der Hauptsprache zur Verfügung gestellt werden kann, als ein durchaus erreichbares Ziel erscheint. Neben die Sprachbeherrschung, soweit sie auf dem Schul-

---

[1] M. H. Kjellman, à qui j'ai communiqué la note qu'on vient de lire, veut bien m'informer qu'il se range à mon avis au sujet de l'interprétation de *S'a'l cor marrit* et du caractère personnel de *tornar*. Il me fait savoir en même temps que la plupart des manuscrits (ABCDIK) portent en réalité *nolli*, ce qu'on pourrait sans doute, à la rigueur, écrire *no'l li*.

stadium möglich ist, soll die Erkenntnis der Hauptzüge und des Werdeganges der fremden Kultur treten. Das vorliegende Heft bringt ein schönes Zeugnis von der Lebenskraft dieser Bestrebungen. Die Lehrer und Lehrerinnen des Englischen, die in den ersten Julitagen des vorigen Jahres in Göttingen versammelt waren, hatten dort Gelegenheit, von bedeutenden Spezialforschern Vorträge über verschiedene Seiten eines derartigen Kulturunterrichts zu hören. Sechs von diesen Vorträgen sind in dem von Prof. Roeder herausgegebenen Büchlein veröffentlicht worden. Das allgemeine Programm wird von dem Herausgeber selber skizziert, wobei er freilich nachdrücklich hervorhebt, dass man eigentlich erst am Anfang stehe und dass nur die praktische Erfahrung zu einer festen Methodik führen könne. Keineswegs dürfe der Kulturunterricht in einem seelenlosen Einpauken sogenannter Realien bestehen. Der Altmeister der deutschen Anglisten Lorenz Morsbach schildert in seinem Vortrage über «Die geschichtlichen, kulturellen und literarischen Grundlagen der neuenglischen Sprachentwicklung» den Fortschritt der englischen Sprache von der Synthese zur Analyse, die Aufnahme romanischen Sprachgutes ins Englische sowie verschiedene Kultureinflüsse auf den Entwicklungsgang der Sprache. Hans Hecht spricht, hauptsächlich im Anschluss an die Forschungen des Franzosen Cazamian, über «Periodenbildung in der neueren englischen Literaturgeschichte». In dem einzigen englisch geschriebenen Aufsatz des Buches, «The ethical and religious structure of English life», weist Prof. Thomas C. Hall auf den nahen Zusammenhang der streng protestantischen und der demokratischen Strömungen in der englischen Geschichte hin. E. Boehler bezeichnet in einem Vortrag über «Englische Wirtschaftsethik» den «Spürsinn für die verborgenen Notwendigkeiten der Stunde» als den Hauptgrund der wirtschaftlichen Erfolge der Engländer; und Arnold Oskar Meyer sieht in seinem Aufsatze über «Die sittlichen Triebkräfte des englischen Imperialismus» die politische Stärke des englischen Volkes in der festen Verschmelzung der staatlichen Gesinnung mit dem Glauben an eine geradezu religiöse Bestimmung des Engländers zur führenden Stellung unter den Völkern. — Im grossen und ganzen muss man der Objektivität Anerkennung schenken, mit welcher die Verfasser der Vorträge so kurze Zeit nach dem Kriege dem ehemaligen Gegner gegenüber auftreten. Mit Recht betont der Herausgeber Prof. Roeder, dass der englische Imperialismus, im Gegensatz zu der Politik Frankreichs, «seine versöhnlichen Seiten» hat. Der Rez. ist jedenfalls fest davon überzeugt, dass nur durch die Annäherung und das Zu-

sammenwirken des englischen und des deutschen Volkes eine bessere Zukunft für Europa möglich ist.

U. Lindelöf.

Hugo P. Thieme, *Essai sur l'histoire du vers français.* Préface de M. Gustave Lanson. Paris, Éduard Champion, 1916. 432 p. in-8°.

Die Verslehre erscheint nach diesem auf bibliographischer Grundlage aufgebauten Versuche als eine Schöpfung der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Eine bibliographische Skizze enthielt das wohl bekannte frühere Werk des Verfassers: *Guide bibliographique* (Paris, 1907, S. 470—480), dessen Angaben ergänzt und erweitert wurden. Die neue Bibliographie wird chronologisch auf folgende Weise eingeteilt: 14. Jh. 1 Seite, 15. Jh. 3, 16. Jh. 8, 17. Jh. 10, 18. Jh. 15, 19. Jh. 118 Seiten, wovon auf den Zeitraum bis 1850 elf und von 1850 bis 1913 hundertsieben Seiten fallen. Inhaltsangaben und kritische Bemerkungen begleiten die bedeutenderen Werke *(Deuxième partie)*. Eine zweite Gruppierung mit Jahreszahl und Verfassernamen ist analytisch geordnet, wo die Gruppe Texte, Thesen und Studien zu weit gefasst und zu wenig belegt erscheint *(Troisième partie)*. Ein chronologisches, ein alphabetisches und ein allgemeines Namensverzeichnis schliessen den Band. — Der erste Teil enthält den Versuch einer Geschichte des französischen Verses, richtiger der französischen Verslehre. Ähnlich wie Stengel die Prinzipien des romanischen Verses historisch und kritisch gewürdigt hat (Gröbers *Grundriss des romanischen Philologie* I, 1, 1902), gibt uns Verfasser in zehn Kapiteln eine Ubersicht der verschiedenen Lösungen und hebt dabei besonders den Zusammenhang zwischen Verskunst und Kulturzustand hervor. Selten trifft er eine Entscheidung in den Streitfragen, da er die Objektivität bewahrt. Nur in einem Punkte fällt er ein Urteil: ob Franzosen oder Deutsche in dem Auffassen und Fühlen des französischen Verses den richtigeren Weg verfolgen. Die Frage wird zu Gunsten der Franzosen gelöst (S. 9: *les Français eux-mêmes ont seuls le sens intime et subtil de leur propre vers et de son rythme, de même qu'ils ont été des guides infaillibles dans leurs innovations hardies dans l'art et la musique*). Ein Franzose sollte, trotz Stengels und Sarans Bemerkungen, eine Geschichte der französischen Verslehre verfassen. In der Einleitung sagt Lanson für diese Unparteilichkeit Dank, aber wir können uns nicht enthalten, in dieser Einzwängung der Nationalitätenfrage in eine wissenschaftliche Frage eine Spur der Weltkriegsjahre zu sehen. Das Streben nach Vollstän-

digkeit und die erforderte Knappheit haben oft zu gedrängten Inhaltsangaben oder zur Häufung von Namen auf Kosten der Klarheit geführt. Trotzdem wird das Buch dem Forscher ebensoviel Dienste leisten wie die frühere Bibliographie und bald jedem Romanisten unentbehrlich sein.

Budapest. *Ludwig Karl.*

Werner Mulertt, *Studien zu den letzten Büchern des Amadisromans* (Romanistische Arbeiten, hrsg. von Karl Voretzsch, XI). Halle, Verlag von Max Niemeyer, 1923. 113+X Seiten.

In dieser Untersuchung werden zuerst die drei letzten Bücher, XXII—XXIV, des Amadisromans kurz charakterisiert (S. 1—22) und dann die deutsche und die französische Ausgabe derselben miteinander verglichen (S. 22—66); im Anhang (S. 67—108) werden noch einige Detailfragen der Amadisforschung erörtert. Nach sorgfältiger Prüfung gelangt der Verf. zu dem Resultat, dass die französische Ausgabe (gedruckt 1615) von der deutschen (gedr. 1594—1595) abhängig ist. Darin stimmt z. B. Henry Thomas in seinem «Spanish and Portuguese Romances of Chivalry» (1920) mit ihm überein.

Mulertts Werk scheint mir eine tüchtige Leistung auf dem Gebiete der Amadisforschung zu sein. Seine Charakteristik der letzten Amadisbücher enthält einige gute Winke über die Eigenart der spanischen Ritterromane. *V. T.*

C. F. Adolfo van Dam, *Las relaciones literarias entre España y Holanda.* (Conferencia dada en el Ateneo de Madrid el día 6 de Abril de 1923.) 24 Seiten. Amsterdam, J. Emmering, 1923.

Die kleine Schrift ist ein Vortrag, in dem die literarischen Beziehungen zwischen Spanien und Holland mit einigen Strichen dargestellt werden. Der Verf. weist auf den nachhaltigen Einfluss hin, den die spanische Literatur in Holland während des 17. Jh. ausgeübt hat. Abgesehen von zahlreichen Übersetzungen und Imitationen spanischer Werke ist dabei besonders das holländische Theater bereichert worden, wie z. B. aus den Dramen Brederos († 1618) und Rodenburgs († 1644) hervorgeht. Auch einzelne holländische Wörter — goesting (sp. gusto), mosse (sp. mozo), moetsatse (sp. muchacho) und mén (sp. niño) — werden als Zeugen des spanischen Einflusses angerufen.

V. T.

J. Aragó, *Spanische Grammatik,* hrsg. vom Deutschen Schulverein, Barcelona. II. Auflage. Freiburg i. B., J. Bielefelds Verlag, 1920. 263 S. 8:o.

Auf dem Titelblatt des Buches fügt der Verfasser folgende Erklärung hinzu: «Zum besonderen Gebrauch in deutschen Schulen Spaniens und Süd-Amerikas sowie in den Handelsschulen Deutschlands.» Und im Vorwort teilt er mit, dass eine langjährige Unterrichtserfahrung an der Deutschen Oberrealschule zu Barcelona ihn veranlasst habe, das vorliegende Buch zu schreiben. Er meint, dass das Buch auch für Anfänger geeignet sei.

Diese Grammatik ist eine Kombination von Sprachlehre und Übungsbuch. Betreffs der letzteren Verwendung bezeugt die musterhafte Form der Fragen die langjährige Tätigkeit des Verfassers als Lehrer. Im Vorwort gibt er zu, dass dieses Lehrbuch nichts Neues enthalte. Das ist auch der Gesamteindruck des Lesers, ja man wird sogar durch einiges allzu Altertümliche frappiert. Die Aussprachelehre mit zusammenhangslosen Wörtern als Beispielen ist nicht nur altertümlich, sondern auch oberflächlich und sehr schwach als Phonologie. Die Kasuslehre wirkt dadurch beschwerlich, dass der Verfasser, um die Kasusverhältnisse klarzumachen, mit sechs Fällen operiert: Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ, Vokativ und Ablativ. Sonst sind Formenlehre und Syntax sehr durcheinandergemischt. Die Einteilung in 67 Kapitel wirkt einförmig und nicht immer übersichtlich. Man vergleiche z. B. das 11. und 12. Kapitel, wo das Paradigma von *tener* zerteilt wird. Zu der Konjugation ist hervorzuheben, dass der Verfasser immer mit den persönlichen Fürwörtern flektiert.

Der interessanteste Teil des Buches scheint derjenige der unregelmässigen Verben zu sein. Die Komposita werden immer angegeben. Die Zeiten, die Unregelmässigkeiten haben, sind in drei Gruppen eingeteilt:

1. *Presente de indicativo, subjuntivo e imperativo.*
2. *Pretérito indefinido y pretérito y futuro imperfectos de subjuntivo.*
3. *Futuro imperfecto de indicativo y modo potencial.*

Unregelmässigkeiten im *Pretérito Imperfecto de Indicativo* kommen aber auch vor: zu der zweiten Konjugation gehört *ver* und zu der dritten *ir.* Von dem erstgenannten bemerkt der Verfasser (S. 155): «Dieses Verb ist ausserdem unregelmässig im Pretérito Imperfecto de Indicativo» und von dem Verbum *ir* (S. 167): «Dieses Verbum ist das einzige unregelmässige im Pretérito Imperfecto de Indicativo», NB der dritten Konjugation.

— Die konzise Übersicht der unregelmässigen Verben (S. 172) ist sehr klar.

Am Ende des Buches gibt der Verfasser ein Kapitel über den spanischen Brief und ein Wörterverzeichnis.

Obwohl das methodische Verfahren nicht immer übersichtlich ist und man eine wissenschaftlichere Darstellung erwartet hätte, muss man den grossen Wert des Buches: Vertiefung und gründliche Kenntnis des Spanischen, Reichtum an Beispielen und Übungen, Anweisungen für den Lehrer, feststellen. Besonders der syntaktische Teil des Inhalts könnte als Nachschlagebuch dienen, z. B. für den Gebrauch der Präpositionen. Zu diesem Zweck wäre aber ein Sachverzeichnis vonnöten. Mit Erfolg dürfte man das umfangreiche Buch auf den oberen Stufen benutzen können. *Elin Johansson.*

Åke W:son Munthe, *Spansk läsebok.* Andra genomsedda och något tillökade upplagan. Uppsala & Stockholm, Almqvist & Wiksells Boktryckeri-A.-B. i distribution, 1924. 82 p. in-8°. Prix: 3 cour.

C'est une nouvelle édition du petit livre de lectures espagnoles de M. Munthe, dont la première édition parut en 1920 (voir *Neuphil. Mitteil.* 1921, p. 71—72). Il réunit toutes les qualités désirables d'un manuel à l'usage des débutants.

L'auteur a maintenu telles quelles les excellentes lectures élémentaires qui ouvrent le livre, et qui furent revues jadis par feu le docteur Rafael Mitjana y Gordon, ministre d'Espagne à Stockholm. Cette collaboration est une garantie de plus en faveur de l'authenticité des tours de phrases admis. Le résumé succinct de l'histoire d'Espagne renferme, en huit pages seulement, outre l'exposé de l'histoire politique et les données principales de l'histoire externe de la langue, un morceau introduit dans l'édition présente, et qui sert à illustrer les traces laissées par la langue arabe dans le vocabulaire espagnol.

C'est Don *Armando Palacio Valdés,* romancier né en 1853, qui représente, ici comme dans la 1ère édition, la prose espagnole contemporaine. Il a le don d'évoquer l'état d'âme le plus fugitif, de concentrer en peu de lignes la description délicate d'un paysage de Castille, aux rochers bruns et aux fraîches châtaigneraies. Ses héros et héroïnes sont, la plupart du temps, de simples gens du peuple; les enfants, les fillettes qui animent la plupart de ces pages exquises sont spécialement des créations inoubliables. — Nous croyons que plus d'un lecteur saurait gré à M. Munthe

d'insérer dans une nouvelle édition quelques renseignements sur la personne et l'œuvre de Don Armando Palacio.

M Munthe a eu la main particulièrement heureuse dans le Commentaire final, qui ne laisse à peu près rien à désirer en fait de clarté et d'information. Une série d'idiotismes espagnols d'usage courant, échantillons de ce parler vif et impulsif, y sont expliqués par des tournures suédoises qui sont autant de petits chefs-d'œuvre d'adaptation stylistique. Le cas échéant, on trouve un renvoi à la *Kortfattad spansk språklära* I de l'auteur (1ère éd. en 1919, voir *Neuphil. Mitteil.* XXI—1920, p. 29 ss.; 2e éd. en 1923), ce qui est très utile. Des considérations d'ordre matériel ayant empêché l'auteur de munir son livre du vocabulaire qu'il paraît avoir eu l'intention d'y adjoindre, les explications lexicologiques relativement abondantes qu'il y donne ont leur raison d'être. Nous soumettrons encore à son examen l'opportunité qu'il y aurait peut-être à élucider en outre certaines expressions telles que *en cueros vivos* (p. 52, l. 20), *riñones al jerez* (p. 69, l. 14), dont le sens peut ne pas paraître clair aux débutants.

Les épreuves ont été lues avec soin. Une série de fautes d'impression et de bévues sans portée qui se trouvaient dans la première édition ont été corrigées. Aussi n'avons-nous relevé que les quelques fautes que voici: p. 6, l. 21: *compañia,* lire *compañía*; p. 15, l. 15: *Paris,* lire: *París*; p. 29, l. 23: *se ñor,* lire *señor*; p 29, l. 35: [33], lire [34]; p. 34, l. 25: *dlsgustado,* lire *disgustado*; p. 39, l. 12: [50], lire [59]; p. 51, l. 2: le renvoi [34] doit être reporté à la p. 49, l. 16, près *manecita**; p. 63, l. 7: il n'y a pas de note [29] dans le Commentaire*; p. 64, l. 33: *este,* lire *éste**; p. 69, l. 15: [26], lire [25]; p. 71, l. 6: [3], lire [6]*; p. 76, l. 25: *ponor,* lire *poner*; p. 78, l. 48: **80**, lire **79**; p. 83, l. 4: *Politemo,* lire *Polifemo.*

L'on constate avec satisfaction que le prix du livre, dont la première édition coûtait 4 cour., a été réduit maintenant d'une couronne. *Ragnar Feiring.*

Eingesandte Literatur.

F. Arnaud et *G. Morin,* Le langage de la vallée de Barcelonnette. Préface de M. Paul Meyer. Ouvrage posthume, publié sous les auspices de la Société d'études des Hautes-Alpes. Paris, H. Champion, 1920. XLVIII+323 p. gr. in-8°.

* Cette faute existait déjà dans la première édition.

Raymond Bonafous, Henri de Kleist, sa vie et ses œuvres. Paris, Hachette & Cie, 1894. XI+424 p. gr. in-8°.

Les Études Littéraires Françaises. Préparation aux épreuves de langue et de littérature françaises des examens universitaires. Sous la Direction et avec la Collaboration de Professeurs des Universités, des Lycées et Grands Établissements français. 1ère année (1924), n° 1. Direction: 6, Rue de la Sorbonne, Paris (Ve). Abonnement annuel (Un. Post.): 40 fr. (Libr. F. Nathan, Paris, 16, Rue des Fossés-Saint-Jacques).

> «Ce bulletin destiné aux étudiants en lettres françaises a pour but de leur donner une suite de leçons et de travaux appropriés à leurs études.»
>
> «— — — nous savons par expérience les grandes difficultés qu'éprouvent souvent les étrangers pour s'adapter à un enseignement, à des méthodes de travail, à des exercices scolaires auxquels ils n'ont pas été habitués. — — — — — — —
>
> C'est précisément pour obvier à ces inconvénients, c'est pour venir en aide aux étudiants étrangers, pour leur faciliter les études françaises, que nous avons entrepris la publication de ce *Bulletin* — — —.»

Fritzes Parlörlexika. I. Svenskt-franskt. Bearbetning efter Meyers Sprachführer av *A. Wallström*. Sjätte upplagan, bearbetad av *V. Pinot* och *A. Chr. Thorn*. Stockholm, C. E. Fritzes Bokförlags Aktiebolag, 1924. 536 p. petit in-8°. Prix rel. 4 cour.

Helmut Hatzfeld, Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen. Eine semasiologisch-lexikographische Studie. München, M. Hueber, 1924. VIII+130 S. 8:o. Preis Mk. 7.50.

Helmut Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre. Versuch einer Zusammenstellung charakteristischen semasiologischen Beispielmaterials aus den bekanntesten Sprachen. München, M. Hueber, 1924. XVI+116 S. 8:o. Preis Mk. 2.50.

Iorgu Iordan, Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft (S.-A. aus der Festschrift für W. Streitberg, S. 585—621). Heidelberg, C. Winter, 1924.

Iorgu Iordan, Teoriile lingvistice ale lui Karl Vossler (Extras din «Arhiva» XXXI). Iasi, Atelierele grafice «Lumina Moldovei», 1924. 18 S. 8:o.

The Institute of International Education. Guide Book for Foreign Students in the United States. Second edition. New York, 1923. 108 pag. 8:o, with a Map.

Otto Jespersen, Engelske Lydskriftstykker. Tredje Udgave. København—Kristiania—London—Berlin, Gyldendalske Boghandel — Nordisk Forlag, 1923. 56 S. 8:o.

Maria di Francia, Eliduc, riveduto nel testo, con versione a fronte, introduzione e commento a cura di *Ezio Levi* (= Biblioteca Sansoniana Straniera, diretta da Guido Manacorda, 33). Firenze, G. C. Sansoni, 1924. XCIV+127 pag. Prezzo: L. 8.—.

Mélanges offerts à M. Charles Andler par ses amis et ses élèves (= Publ. de la Fac. des Lettres de l'Univ. de Strasbourg, fasc. 21). Strasbourg—Paris, Libr. Istra, 1924. 446 pag. gr. in-8°. Prix 25 fr.

J. Mellin, Englisches Übungsbuch. Übungsstücke zum Übersetzen in das Englische mit zahlreichen Übersetzungshilfen und den englischen Originaltexten (Methode Gaspey—Otto—Sauer). Heidelberg, Julius Groos, 1923. VII+72+61 S. 8:o. Preis Schw. Fr. 3.—.

Walter F. Schirmer, Antike, Renaissance und Puritanismus. Eine Studie zur englischen Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts. München, Max Hueber, 1924. IX+233 S. 8:o. Preis Mk. 7.50, geb. Mk. 9.—.

Schriftenaustausch.

Annales de la Faculté de Droit d'Aix, nouv. série, nos 3—6 (1919).

Annales de la Faculté des Lettres d'Aix, X (1916) 3—4.

Bibliothèque Méridionale, 1e série, t. XVI: Les Joies du Gai Savoir, recueil de poésies, couronnées par le Consistoire de la Gaie Science (1324—1484), publié avec la traduction de J.-B. Noulet, revue et corrigée, une introduction, des notes et un glossaire par Alfred Jeanroy (1914); 2e série, t. XVII: Nicolas Bachelier, imagier et maçon de Toulouse au XVIe siècle, par Henri Graillot (1914); t. XVIII: Lettres inédites de la Comtesse d'Albany à ses amis de Sienne (1797—1820), troisième série: Lettres à Alessandro Cerretani (1803—1820), mises en ordre et publiées par Léon-G. Pélissier (1915).

Bolletí del Diccionari de la Llengua Catalana, XIII (1924) 5

The Journal of English and American Philology, XXII (1923) 3.

Memòria sobre la preparació del Diccionari de Toponímia i Onomàstica catalanes, presentada per l'Institut d'Estudis Catalans a l'Excel lentíssim Senyor President de la Mancomunitat de Catalunya. Barcelona 1922.

Modern Language Notes, XXXIX (1924) 4—5.

Modern Languages, V (1924) 5.

Moderna Språk, XVIII (1924) 5.

Museum, XXXI (1923—1924) 8.

Nuovi Studi Medievali I (1923) 1.

Nysvenska Studier, IV (1924) 3—4.

Publications of the Modern Language Association of America, XXXIX (1924) 1.

Report dels treballs fets per l'Oficina de Toponímia i Onomàstica durant el bienni de 1922—1923. Barcelona, 1924.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, II (1923) 1; III (1924) 1.

Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, V (1924) 1 (dazu: Lea d'Orlandi, Lis Scarpis dal Re, stòrie che finis in glòrie, butade in tre bocóns. Prin bocòn. Udin, 1924. 32 S. 8:o).

Slavia, II (1924) 4.

Studier fra Sprog- og Oldtidsforskning, udgivne af det Filologisk-Historiske Samfund, Nr. 128—131 (1923—1924).

University of Illinois Studies in Language and Literature, VIII (1923) 3: M. Tulli Ciceronis De Divinatione. Liber II. part II. With Commentary by A. S. Pease; IX (1924) 1: Studies in the Narrative Method of Defoe by Arthur Wellesley Secord.

Virittäjä, XXVIII (1924) 3—4.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *Emil Öhmann*, Quisquiliae germano-fennicae, in Ungarische Jahrbücher 1924, S. 116—117.

Ferienkurse im Auslande 1924: In *Berlin* vom 30. Juni bis 12. Juli; August (Deutsches Institut für Ausländer). — In *Calais* vom 17. Juli bis 28. August («Université de Lille»). — In *Cambridge* vom 1. bis 21. August. — In *Genf* vom 19. Juli bis 30. August. — In *Grenoble* vom 1. Juli bis 31. Okt. — In *Lübeck* vom 12. bis 18. August (I) und vom 5. bis 26. August (II). — In *Marburg* vom 4. bis 21. August. — In *Neapel* August—September. — In *Neuchâtel* vom 14. Juli bis 9. August (I) und vom 11. August bis 6. September (II). — In *Osnabrück* vom 1. bis 30. Juli. — In *Strassburg* vom 1. Juli bis 20. September. — Näheres bei der Redaktion dieses Blattes (A. Wallensköld, Helsingfors, s/s J. L. Runeberg, Emsalö).

Zu Neuph. Mitt. 1924, S. 25: Vising vermisst Belege für das REW 5621 angeführte prov. *mest*. Ich darf wohl auf Rom. Gramm 3, § 448 und auf Appels Glossar zu seiner Chrestomathie hinweisen.

W. Meyer-Lübke.

Hugo Suolahti

zum fünfzigsten Geburtstag

7. 10. 1924

von Kollegen und Freunden dargebracht.

Inhalt

dieser am 7. Oktober 1924 herausgegebenen Festnummer:

E. Sievers, Himmel und Hölle (S. 99); **Johannes Hoops,** Angelsächsisch *blæd* (S. 109); **Alfred Goetze,** Ein Nachklang des Grals (S. 118); **F. Kluge,** Lexikalische Nachlese (S. 124); **Hugo Pipping,** Sprachwissenschaft und Metaphysik (S. 125); **Ernst Ochs,** Das Fegfeuer im Germanischen (S. 129); **O. Behaghel,** Zu den Imperativnamen (S. 133); **Emil Öhmann,** Die französischen Wörter im Altnordischen (S. 135); **Walter O. Streng,** Einige Bemerkungen zu der neuesten semasiologischen Forschung (S. 151); **O. J. Tallgren,** Savoir, comprendre, traduire (S. 162); **Gustav Ehrismann,** «Idealtypen» unter den höfischen Epikern der mhd. Blütezeit (S. 186); **J. V. Lehtonen,** Un passage de Shakespeare dans les «Récits de l'Enseigne Stål» de Runeberg? (S. 188); **Werner Söderhjelm,** Henrik Schück und seine allgemeine Literaturgeschichte (S. 192); **Edwin Flinck,** Einige Bemerkungen zu den absoluten Konstruktionen in den neueren Sprachen (S. 214). — Besprechungen: Fr. Braun, Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen, und N. Marr, Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozess der mittelländischen Kultur, von **Gustav Schmidt** (S. 221); Iorgu Iordan, Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft, und Teoriile lingvistice ale lui Karl Vossler, von **A. Wallensköld** (S. 230); Helmut Hatzfeld, Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre, und Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen, von **A. Wallensköld** (S. 232); Johann Sehwers, Die deutschen Lehnwörter im Lettischen, von **J. J. M.** (S. 236); Klaudius Bojunga, Deutsche Sprachlehre, von **A. Wallensköld** (S. 238); Dietrich Behrens, Über deutsches Sprachgut im Französischen, von **A. Wallensköld** (S. 240); J. J. Salverda de Grave, Turoldus, von **Arthur Långfors** (S. 241); Fritz Neubert, Die franz. Versprosa-Reisebrieferzählungen und der kleine Reiseroman des 17. und 18. Jh., von **V. Tarkiainen** (S. 242); Helmut Hatzfeld, Führer durch die literarischen Meisterwerke der Romanen. II. Spanische Literatur, von **V. T.** (S. 244); Pedro Antonio de Alarcón, Historietas nacionales, und Fernán Caballero, Cuentos populares andaluces, hrsg. von Th. Heinermann, von **A. W.** (S. 245). — Protokolle des Neuphilologischen Vereins (S. 246). — Eingesandte Literatur (S. 248); Schriftenaustausch (S. 253). — Mitteilungen (S. 256).

NEUPHILOLOGISCHE MITTEILUNGEN

Herausgegeben vom Neuphilologischen Verein in Helsingfors

Redaktion:

A. Wallensköld
Professor der romanischen Philologie

H. Suolahti
Professor der germanischen Philologie

Nr. 4-8

Jährlich acht Nummern. Jahrespreis Fmk 20 bei der Redaktion, Fmk 25 durch die Buchhandlungen. Die Mitglieder des Vereins erhalten das Blatt unentgeltlich. — Beiträge, sowie Bücher und Zeitschriften, den Abonnementsbetrag und Bestellungen früher erschienener Hefte bittet man an Prof. A. Wallensköld (Parkgatan 1) einzusenden.

XXV. Jahrg.
1924

Himmel und Hölle.

Der alte Streit um die Form der beiden spätahd. Stücke, die man unter dem Namen 'Himmel und Hölle' zusammenzufassen pflegt, kann auch heute noch nicht für definitiv geschlichtet gelten: ist doch z. B. ein Kenner des Ahd. wie E. Steinmeyer in seinen Kl. ahd. Sprachdenkmälern (1916) S. 155 wieder für Prosaform eingetreten, während z. B. G. Ehrismann in seiner Literaturgeschichte I (1918), 319 an der Annahme poetischen Charakters festhält. Dieser Zwiespalt der Meinungen mag seinen Grund z. T. darin haben, dass auch unsere Texte, ehe sie die überlieferte Gestalt erreichten, Umgestaltungen von Form und Inhalt erlitten haben, die geeignet sind, das Urteil zu erschweren. Ich für meine Person halte solche Umgestaltungen für unzweifelhaft. Wer ein Ohr für Zusammenhang und Gleichmässigkeit in Rhythmus und Melodie hat, wird auch schwerlich leugnen wollen, dass beim Versuch sinn- und stimmungsgemässen Vortrags ihm nur gewisse Stellen von selbst ausgesprochen versmässige Form und gehobenen Charakter annehmen, während Anderes dagegen als flacher und nüchterner absticht. Jedenfalls bekommt man

keinen reinen Eindruck, auch nicht nach der Formseite hin. Untersucht man etwas genauer, so sieht man, dass an allen den Stellen, wo so Verschiedenwertiges zusammenstösst, auch das geistige Band abreisst, das sich in der sog. 'Personalcurve' des betreffenden Autors zum Ausdruck bringt.[1] Ebenso consequent wechselt an allen diesen Berührungsstellen auch die Stimmart (s. die vorhergehende Fussnote). Ich habe, als ich das bemerkte, schon vor einigen Jahren den Text einer eingehenderen Klangprüfung unterzogen, deren Resultate sich mir bei einer Wiederholung in diesem Jahre in erfreulichem Umfang bestätigten. Danach glaube ich, deren wesentlichen Teil nun auch der Öffentlichkeit vorlegen zu dürfen. Er geht etwa dahin:

1. 'Himmel' und 'Hölle' sind zwei, ursprünglich selbständige, auch in der Strophenform verschiedene, im Princip reimlose, aber im Einzelnen doch auch manche Reimanklänge enthaltende Gedichte von bedeutendem rhythmischem Schwung (das letztere gilt namentlich von der 'Hölle'). Ihre Stimmart ist dieselbe (Formel $6w^d$ St.), ebenso die Taktform (aufschleifend-linkskreisender $^4/_4$-Takt, vgl. ZuW. 83 ff.) und die Personalcurve No. II (ebda S. 73, Fig. 13). Alles das wiederholt sich bei der 'Bamberger Beichte', nur dass diese (ganz ähnlich wie das — nur zugleich reimende — 'Himelrîche', Metr. Stud. 4, 182) in 'Sagversen' abgefasst ist, also den $^2/_2$-Takt[2] verwendet (und zwar den steigend-gradtonigen, vgl. die Curve ZuW. 73, Fig. 29). Alle drei Gedichte gehören also wol zweifellos demselben Verfasser an, und somit bestätigt sich die dahingehende alte Vermutung Scherer's (MSD. $^1522 = {}^3$2,445) für die 'Beichte', während sie

[1] Über diese Curven, ferner über Stimmarten und Anderes, was unten herangezogen wird, findet man jetzt eine einführende Übersicht in meinem Schriftchen: 'Ziele und Wege der Schallanalyse', Heidelberg, Winter, 1924 (aus 'Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, Festschrift für W. Streitberg', S. 65 ff.).

[2] Dass $^2/_2$-, und nicht $^2/_4$-Takt die eigentliche Taktform des specifischen Sagverses ist, habe ich in meinen Deutschen Sagversdichtungen des 9.—11. Jahrhunderts, Heidelberg 1924, s. 7 ff. genauer begründet.

für den Bamberger (prosaischen) 'Glauben' dahinfällt, der die abweichende Stimmart $6w^{c2} \smile 5w^{\varepsilon}$ (rückwärts niederschleifend, vgl. ZuW. 73, Fig. 28) besitzt. Alle drei Texte sind übrigens in der Bamberger Hs. sprachlich etwas modernisiert. Um bei der Klangprobe einwandfreie Resultate zu erlangen, müssen daher (wie das auch unten im Text stillschweigends geschehen ist) die altertümlicheren Sprachformen des Dichters vorher wieder hergestellt werden.

2. Der 'Himmel' ist ursprünglich in zweizeiligen Kleinstrophen von einer Art abgefasst gewesen, die auch in der frühmhd. Dichtung in weitem Umfang begegnet, aber bisher noch keine genügende Beachtung gefunden hat. Von den beiden Zeilen hat die erste (in unserem Gedicht) stets sog. 'Normalstimme' (N), die zweite sog. 'Umlegstimme' (U, s. ZuW. 76 ff.). Die Initialen der ursprünglichen Strophenanfänge sind selbst in der Bamberger Handschrift z. T. noch erhalten, und dann im Text unten durch Fettdruck hervorgehoben. Über die in den alten Text eingeschalteten Interpolationen s. unten No. 4. Auch sie zeigen Beziehungen zur Bamberger Beichte (vgl. namentlich *diu betwungenista phragina* V. 132 mit Steinmeyer S. 155): sie werden also wohl an einem Ort entstanden sein, wo auch die 'Beichte' zugänglich war und in Ehren stand, d. h. eben in Bamberg selbst. Volle Strophen sind 19 mal erhalten, 8 mal fehlt (durch redactionelle Streichung, unten No. 4) die eine Zeile. Auch volle Strophen können der Bearbeitung zum Opfer gefallen sein: im Ganzen aber ist der Sinneszusammenhang noch gut erhalten. Die *iu* des Dichters (aller drei Gedichte) sind (im Gegensatz zu denen des Redactors, unten No. 4) noch diphthongisch zu sprechen, die mindertonigen *i* überall noch erhalten, während sonst stärkeres Schwanken herrscht (die Wahl des einen oder andern Vocals richtet sich wesentlich nach den Bedürfnissen der Versmelodie). Das Einzelne ist aus dem folgenden Text zu ersehen. Dieser bietet zunächst nur das alte Gedicht, soweit es erhalten ist: die Einschübe sind ihrerseits unten in No. 4 zusammengestellt. Die Stellen der ausgelassenen Interpolatio-

nen sind ja auch bei unserem Haupttext ohne Weiteres aus den am Rand beigefügten Verszahlen von MSD[3] zu entnehmen. Rein das Lautliche und Flexivische betreffende Abweichungen von der Handschrift sind absichtlich meist nicht angegeben, um die neue Textgestalt reiner aus sich heraus wirken zu lassen.

Himmel:

1 Diu himilisca gotes burg
— . . . . . .

5 Dâr[1] ist der gotes skîmo
6 der sie al durhliuhtit[2]:

8 Dâr[3] ist in ebenallen
9 al daz sie wellen:

10 Dâr[4] ist daz gotes zorftel,
11 der unendîgo tag:

17 Der burge fundamenta
19 daz sint die tiuren steina:

27 Siu stât in quâderwerke:
28 daz ist ir êwig stifte[5]:

35 Siu ist in iro strâzzon
36 daz rôtloheżônta golt:

41 Siu ist in goldes scôni
42 alliu durhscouwig.

41 Dâr wizzen al ein anderen
47 die himilisgen eriben:

51 Dâr rîchisôt diu minna
52 mit aller miltfrouwida:

55 Dâr virselit diu wârheit
56 daz alta gidingi:

59 Dâr ni habet resti
62 diu geistlîcha mendi:

65 Dâr ist daz zierista heri
66 al in einhelli[6]:

69 Dâr ist des frides stâti,
70 aller gnâdôno bû:

71 Dâr ist offan virnunst
72 allero dingo:

— . . . . . .
75 sie kunnon alla listi:

78 Der hugi in ni wenkit
— . . . . . .

— . . . . . .
79 in ist ein alteribi[7]:

85 Dâr nist forehtôno nieht
— . . . . . .

— . . . . . .
86 nihein missihebida:

[1] In ire *Redactor* (*unten No.* 4). [2] aldluhtet. [3] daz. [4] da *(und so stets im Folgenden)*. [5] stift. [6] allez in ein hel. [7] alter (alterbe *Haupt*).

87 Dâr ist einmuoti
88 aller mammunti[1]:

91 Dâr ist der gotes friunto
92 suntargibiuwi:

93 Dâr nist suntôno stat,
94 sorgôno wizzida.

95 Dâr nist ungisuntes nieht,
— . . . . . .

97 Der untriuwon âkust
98 ⟨diu⟩ ni taret dar[2] nieht:

99 Dâr ist diu vesta winiskaft
— . . . . . .

— . . . . . .
104 daz gotes ebineribi:

109 Dâr[3] ist daz hêrista guot
111 gotes trûtfriunton:

3. Die 'Hölle' unterscheidet sich vom 'Himmel' formell dadurch, dass in in ihr je ein Langvers (aus 2 Halbzeilen) mit einem Kurzvers (von dem Ausmass einer Halbzeile) zu einer Strophe verbunden ist. Von dem Grundgedicht **A** ist nur wenig erhalten, aber die Dreigliedrigkeit der Strophe wird deutlich auch noch von einem Erweiterer, **B**, nachgeahmt. Dessen Zusätze mussten also, der besseren Anschaulichkeit halber, mit in den Text aufgenommen werden, wo sie durch Einschliessung in [—] und *Cursivsatz* kenntlich gemacht sind. Auch B hat Beziehungen zur 'Beichte' (*gisturmi* 147, *wêskreio* 150, *unirrahlîh* 157, *ursinniglîh* 181 verglichen mit Steinmeyer S. 155), vor allem hat er auch sie ebenso interpoliert wie die 'Hölle': das ergeben die Stimmverhältnisse (einschliesslich der gemeinsamen Personalcurve I). Nach dem Sprachtypus zu schliessen, wird er nicht eben viel jünger gewesen sein, als sein Vordermann A. Letzterer wechselt auch in der 'Hölle' regelmässig (und zwar nach Kurzversen) zwischen Umleg- und Normalstimme (oben No. 2), entweder nach dem Schema U N U (so z. B. 117 ff.), oder umgekehrt N U N (so z. B. 133 ff.), je nachdem die einzelne Strophe ihrem Zusammenhang nach mit U oder mit N anzufangen hatte. In den erhaltenen Resten von A ist aber das alte Verhältnis durch die Streichungen des Redactors (unten No. 4) stark gestört. Die Taktform ist dieselbe wie beim 'Himmel' (oben

[1] mamminde meist. [2] dar *Haupt]* der. [3] Daz.

No. 1): in B herrscht dagegen (Halbzeile um Halbzeile wechselnd) fallender und steigender gradtoniger $^2/_4$-Takt (ZuW. 73, Fig. 29 und 30), und die Stimme hat die Formel 6w^b | St. (˙ ., r|l|r bez. l|r|l, rechts schräg nach unten ein-, links schräg nach oben ausschwingend). Der innere Zusammenhang aller dieser B-Stücke zeigt sich auch darin, dass der Stimm- und Taktwechsel von Einschub zu Einschub weiterläuft, auch wo dieser nicht eine volle Strophe umfasst (es sei denn dass der 'Redactor' von No. 4 etwas getilgt hätte). Der Text von A+B hat folgende Gestalt:

Hölle:

117 f Dâr[1] ist tôd âna tôd[2], karod enti[3] jâmar,
120 mandunga bresto:

. . . . . .

121 beches girouchi:

122 f. *[Der sterkisto swevilstank, firwâzzanlîh ginibili,]*
124 tôdes[4] scatagruoba.

. . . . . .

129 egislîh[5] vinstar:

133 f. Claga, wuoft âna trôst, wê âna wolun,
135 wîzzi âna resti:

136 f. *[Aller wênigheite nôt.]* diu hertista râcha,
138 *[der hantigôsta ursuoh:]*

139 f. *[Daz sêriga ellenttuom[6],]* aller bittaro meist,
141 quâla[7] âna vristi:

142 f. Unginâdôno vlîz, uppigiu[8] riuwa,
144 karalîh gidôzzi:

145 f. *[Weinleiches ahchizôd, alles unlustes*
147 *zâlsam gisturmi:]*

[1] In dero hello da. [2] tode. [3] unde. [4] des tódes. [5] egilîch. [6] elelentduom. [7] kala. [8] uppige.

. . . . . .

148 forhtôno bîba:

[. . . . . .

149 *zano klaffunga:*

. . . . . .

150 *aller wêskreio meist:]*

. . . . . .

155 leides unenti:

156 f. *[Aller*[1] *wêwogilîh, martir unirrahlîh,*
158 *mit allem unheile.]*

160 f. Virdamnunga sweridon ân all irbarmida

. . . . . .

162 f. *[Itiniuwiu*[2] *sêr âna guot gidingi,*

. . . . . .

[. . . . . .

165 *alles guotes âteili*[3]*:]*

156 f. *[Diu grimmigista heriscaf*[4]*,]* diu vîantlîcha siginunft,
158 *[griulîh*[5] *gisemine:]*

— [. . . . . .

172 *aller egisigilîh]*[6]

. . . . . .

174 diu leidlîcha heima:

175 f. *[Der helle karkâre, daz rîchista tresohûs*[7]
177 *alles unwunnes:]*

178 f. *[Der hizze abgrunde, unbigebenlîchez*[8] *flor,*
180 *der tiuvalo tobeheit:]*

---

[1] und aller. [2] it Niugiv. [3] ateil. [4] =scaft. [5] grîuelich. [6] egisilich. [7] trisehus. [8] umbigebillich.

181 f. *[Daz ursinniglîcha zorn, und aller ubil willo,*

. . . . . .

185 f. Und alliu[1] tarahafti dero hello eribôno,

. . . . . .

4. Über beide Gedichte ('Himmel' und 'Hölle') ist dann noch ein dritter Mann, **C**, gekommen, der (nach Ausweis seiner Sprache) nicht unerheblich jünger war als A und B. Auch er gehört noch nach Bamberg (oben No. 2). Er ist es, der die beiden bis dahin getrennten Gedichte redactionell mit einander verschmolzen hat. Bei dieser Gelegenheit hat er versucht, sie, so gut es eben ging, in eine seiner persönlichen Eigenart entsprechende einheitliche Form zu bringen. Er besitzt offenbar kein strenges Strophengefühl mehr: er empfindet eher stichisch oder laissenartig; doch bildet er (wie manche andre Dichter der frühmhd. Zeit) noch in sich enger gebundene Gruppen von je zwei Zeilen, deren eine (meist erste) durch eine besondere Auszeichnung (hier Verstärkung und Vertiefung des Tones) hervorgehoben wird. Dass er mehr technisch 'interpoliert' als eigentlich 'dichtet', zeigt sich formell darin, dass ihm deutliche Satzcadenzen am Schluss seiner Einschübe fehlen (letztere mussten deshalb unten auch ohne Interpunctionszeichen bleiben). Seine Personalcurve ist I (vgl. ZuW. 73, Fig. 2), seine Stimmart ist U $6w^b$ || St. (˙., r l, niederschleifend nach aussen, vgl. ZuW. 73, Fig. 28), seine Taktform $^4/_4$-Takt mit gradtoniger Füllung: bei Linksgeste steigend, bei Rechtsgeste fallend: ebenda Fig. 61 bez. 20 (bei ihm ist also die Signalcurve 'frei', und seine Verse sind deshalb 'sagmässig' gebaut, nicht 'liedmässig' wie die von A und B, ZuW. 101 ff.). Was sein Verhältnis zu den von ihm redigierten Texten anlangt, so vertrug sich sein erwähntes Paarigkeitssystem einigermassen mit dem Zweizeilersystem des 'Himmels', nicht aber mit dem sehr stark ausgesprochenen Dreiersystem der 'Hölle'. Darum musste er bei letzterer sozusagen

[1] und in alla *(Redactor!)*.

zwangsweise viel radicaler vorgehen als beim 'Himmel', und deswegen ist offenbar das alte Strophengefüge der 'Hölle' von A + B durch Streichung widerspenstiger Zeilen von ihm viel stärker zerstört worden als das Zweiersystem des 'Himmels'. Über Sprache und andere Eigenart (über die sonst noch Manches zu sagen wäre) unterrichtet hier praktisch wohl am besten wieder eine einfache Zusammenstellung seines Anteils (Auszeichnungszeilen durch grosse Anfangsbuchstaben markiert; die Varianten konnten hier alle auch rein sprachliche Correcturen verzeichnen, weil die Sprache des jüngeren Redactors in der Hs. fast getreu erhalten ist):

Himmel:

2 diu nebedarf des sunnen
Noh des mânskîmen
dâ ze liehtenne

7 In gemeinemo nuzze

12 der burge tiure liehtfaz

13 Diu burg ist gestiftet
mit aller tiuride meist
Ediler geistgimmon,
der himelmeregriezzon

18 Die porte joh die mûre

20 der gotes fursthelido

21 Un daz eingehellist[1]
aller heiligône[2],
Die der tugentlîcho
in heiligemo lebene
25 Dêmo burgkuninge
ze vurston gezâmen.

29 Und[3] sind ouch dran[4] errecket
alle gotes trûtfriunt,
Die der hânt ervullet
die[5] vier evangelia
In stâter tugent regula
in glîchim[6] einmuote

37 Daz meinet daz dâ vurstesôt
diu tiure minna uber al,
Der gotelîche wîstuom
mit allem wolewillen[7].

42 Samo daz durhliehte glas

44 joh durhlûter

46 Unvertougenlîcho

48 die die burg bûent

49 In durhskônen tugindan[8]

53 und aller tugidône zala
Mit stâten vrasmunde

[1] undaz ingehellist. [2] *danach* here. [3] unde. [4] dar ane. [5] *muss bleiben!* [6] gelîchimo. [7] allemo wole wille (=en *Haupt*) [8] *danach eine nachträglich interpolierte Zeile* ân aller missetate pfleg, *die weder zu A noch zu B noch zu C passt.*

dâ nimt[1] diu glouba ende
Aller ir geheizze

der engilo vrôsank,
Daz suozze gotes wunnelob

der wundertiuro bîmentstank
Aller gotes wolôn

dáz dienest êwent sie
Mit seinftemo vlîzze

al gotes tougen
Daz ist allez offen

in selber wârheite:
Der nehabent sie âgez

eines rîches ebenteil.
Dâ'st[2] alles guotes ubergnuht[3]
mit sichermo habenne,
Der durnohteste trôst,
diu meiste sigêra

Der stilliste lust,
diu sichere râwa

Heile meist ist dâr

aller sâlidôno meist.
Diu miltiste drûtscaft,
die kuninglîchen êra,
Daz unerrahlîche lôn

sîn wunniglîch mitewist,
Diu lussamiste anesiht,
der[4] sîner minnône
Gebe tiuriste

daz der voregegariwet ist

Mit imo ze niezzenne
iemer in êwe[5]

Sô ist taz himelrîche
einis teilis getân.

'Hölle':

In dero hello

al unfrouwida

Alles truobisales waga,
der verswelehente loug,
Die wallenten stredema
viurîner dunste

Diu iemer êwente brunst,
diu vreissamen dôtbant,
Diu betwungeniste phragina

diu iemer werente angist[6]

Daz scamilîcheste offen
aller tougenheite

Diu wêwiglîche haranskara

unverwandellîch ubel

Der vûlida unsûbrigheit
mit allem unscône,
Diu tiuvallîche anesiht

alles bales unmez

Der ist dâ verlâzen
in aller âhtunge[7] vlîz

Âne cîtes ende
iemer in êwe[8]

Sô ist taz hellerîche
einis teilis getân.

Leipzig, 11. Februar 1924. *E. Sievers.*

[1] nimet. [2] Da ist. [3] ubergenuht. [4] under. [5] ewa. [6] angest. [7] áhtunga. [8] êwa.

Angelsächsisch *blæd.*

Die altenglischen Wörterbücher setzen drei verschiedene *blæd* mit folgenden Bedeutungen an:

I. *blǣd* m.
1. 'flatus, blast, blowing'.
2. 'breath, spirit, inspiratio'.
3. 'life, mind'.
4. 'enjoyment, prosperity, abundance, plenty, riches, success, blessedness, gift, reward, benefit, glory, dignity, honour, splendour'.

II. *blǣd, blēd* f.
1. 'what is produced: shoot, branch, leaf, foliage, blossom, flower, fruit'.
2. 'harvest, crops'.

III. *blæd* n. 'folium, Blatt, leaf; blade (of oar)'.

Der Ansatz der drei Wortformen ist richtig, aber ihre etymologische Bildung und ihre Bedeutungsentwicklung bedürfen teilweise noch der Aufhellung. Zum Verständnis ihrer Bildung sei folgende Zusammenstellung vorausgeschickt.

Idg. Wurzeln mit langvokalischem Auslaut bilden mit Vorliebe Verbalsubstantiva mit *t-* (= germ. *d-*, selten *þ-*), mit *m-* und seltner mit *s*-Suffixen. Im Germanischen kommen alle drei Bildungsarten vor, doch überwiegen die *d*-Bildungen. Geschlecht und Endungen sind schon im Indogermanischen verschieden, und dem entsprechend wechselt im Germanischen ihr Genus zwischen allen drei Geschlechtern. Die zugehörigen Verba (ausser *dōn*) folgen im Germanischen ursprünglich der reduplizierenden Klasse. Im Altenglischen haben sie nach dem Wurzelvokal sekundär ein *w* entwickelt, das auch im Althochdeutschen gelegentlich vorkommt. Im allgemeinen sind die Verba im Althochdeutschen, wie auch im Altniederdeutschen, schwach geworden, und es hat sich nach dem Wurzelvokal ein *j* entwickelt. Vgl. hierzu Bremer PBBeitr. 11, 59 ff. Braune Ahd. Gr. 351 A. 2. 359 A. 3. 4.

Idg. Wurzel *dhē-/dhō-* 'setzen, tun': griech. *τίθημι* 'setze,

tue', aind. *dadhāmi* 'setze, lege, tue', akslaw. *dějǫ* 'tue, mache', ags. as. nnd. *dōn*, ne. *do*, nndl. *doen*, ahd. mhd. *tuon*, nhd. *tun* — got. *gadēþs* f. 'Tat', anord. *dāð* f., ags. *dæd* f., ne. *deed*, afries. *dede*, as. *dād* f., mnd. *dāt*, nndl. *daad*, ahd. mhd. nhd. *tāt* f. — aind. *dhāma* n. 'Satzung, Gesetz', gr. *ἀνάθημα* 'Weihgeschenk', *θέμα* 'Satz', *θέμις* 'Rechtsordnung', got. *dōms* m., anord. *dōmr* m. 'Urteil', ags. *dōm* m. 'Urteil, Gesetz; Würde, Ruhm', ne. *doom* 'Urteil', as. mnd. *dōm* m. 'Entscheidung, Urteil, Gesetz', ahd *tuom* m. n. 'Urteil, Satzung; Stand, Zustand, Würde'.

Idg. Wz. *ĝ(e)nē-/ĝ(e)nō-* 'erkennen, wissen': gr. *γιγνώσκω* (Aor. *ἔ-γνω-ν*, Perf. *ἔ-γνω-κα*) 'erkenne', lat. *nōsco (nōvi, nōtum)* 'kennen', ags. *cnāwan* 'kennen', ne. *know*, ahd. *knāen* 'kennen', *irchnāen* 'erkennen' — gr. *γνωτός* 'bekannt', lat. *nōtus* 'bekannt', *ignōtus* 'unbekannt', ahd. *úr-chnāt* f. 'Erkennung' — gr. *γνώμη* f. 'Meinung' — *γνῶσις* f. 'Erkenntnis'.

Idg. Wz. *gh(e)lē-/gh(e)lō-* 'glühen, glänzen': anord. *glōa*, ags. *glōwan*, ndl. *gloeijen*, ahd. *gluoen*, mhd. *glüen*, *glüejen*, nhd. *glühen* — anord. *glōð* f. 'glühende Asche', ags. *glēd* f. aus **glōdiz*, ne. *gleed*, ndl. *gloed*, ahd. mhd. *gluot* f., nhd. *glut* f. — anord. *glāmr* m. poetischer Name für 'Mond', ags. *glōm* 'Dämmerung'.

Idg. Wz. *(a)mē-* 'mähen': gr. *ἀμάω* 'mähe, ernte', ags. *māwan* 'mähen', afries. *mēa*, ahd. *māen*, später *mājen*, mhd. *mæjen*, nhd. *mähen* — gr. *ἄμητος* m. 'Abmähung, Ernte, eingeerntete Frucht', ags. *mæþ* n. 'das Mähen, das Gemähte, Heu', ne. *aftermath*, *lattermath* 'Spätheu, Grummet', afries. *mēth*, as. *māth*, ahd. *mād* n., mhd. *māt* (Gen. *mādes*) n. f. 'Mähen, Gemähtes, Heu; Wiese', nhd. *Mahd* f. und mit grammatischem Wechsel ags. *mæd* (Gen. *mædwe*) f. 'Wiese'. Dazu mit Tiefstufe des Wurzelvokals ahd. *mato-screch* 'Wiesenhüpfer, Heuschreck', mhd. *mate*, *matte* f. 'Wiese', nhd. *Matte* f.

Idg. Wz. *nē-/nō- (s-nē-/s-nō-)* 'spinnen, nähen': gr. *νέω* 'spinne', ahd. *nāen*, später *nājen*, mhd. *næjen*, nhd. *nähen* — air. *snāthe* 'Faden', nndl. *naad*, ahd. mhd. *nāt* f., nhd. *Naht* f. — gr. *νῆμα* 'Faden'.

Idg. Wz. *plō(u)-* 'fliessen, schwimmen': gr. *πλώω* 'schwimme, schiffe', anord. *flōa*, ags. *flōwan* 'fliessen, schwimmen' — gr. *πλωτός* 'schwimmend, schiffend, schiffbar', got. *flōdus* 'Flut, Strom', anord. *flōð* n. 'Flut', ags. *flōd* m. n., ne. *flood*, afries. *flōd*, as. *vlōd* n., ahd. *fluot* m., mhd. *vluot* m. f., nhd. *Flut* f.

Idg. Wz. *sē- (sēi-)/sō-* 'säen': lat. *sero* aus **si-sō (sē-vi, sa-tum)*, akslaw. *sějǫ*, lit. *sẽju*, got. *saian* (spr. *sǣan*), anord. *sā*, as. *sājan*, ahd. *sāen*, später *sājen*, mhd. *sǣjen*, nhd. *säen*, ags. *sāwan*, ne. *sow* — got. *-sēþs* f., anord. *sæði* n. und *sāð* n., ags. *sǣd* n., ne. *seed*, as. *sād* n., ahd. *sāt* f. 'Säen, Aussaat, Saat, Saatfeld, Getreide', nhd. *Saat* f. — idg. lat. *sēmen*, akslaw. *sěmę*, lit. *sė̃mens* (plur.), as. ahd. *sāmo* m., nhd. *Same* m.

Idg. Wz. *sphē-/sphō-* 'zunehmen, vorwärts kommen': aind. *sphā́yate* 'wird feist, nimmt zu', akslaw. *spějǫ* (Inf. *spěti*) 'habe Erfolg', lit. *spė́ju* (Inf. *spė́ti*) 'habe Musse, Raum', ags. *spōwan* 'vonstatten gehn', ahd. *spuoen* 'gelingen' — aind. *sphātís* f 'Feistwerden, Mastung', ags. *spēd* aus **spōdiz* 'Erfolg', ne. *speed* 'Eile, Glück', as. *spōd*, ahd. mhd. *spuot* f. 'Gelingen, Beschleunigung, Eile' — lat. *spēs* 'Hoffnung'.

Idg. Wz. *trē- (terē-)* 'drehen, bohren': gr. *τερέω* 'bohre, drechsle', ags. *þrāwan* 'drehen', nndl. *draajen* 'drechseln', ahd. *drāen*, später *drājen*, mhd. *drǣjen* 'drehen, drechseln', nhd. *drehen* — gr. *πολύ-τρητος* 'viel durchbohrt', ags. *þrǣd* m. 'Draht', eigentl. 'gedrehter Faden', ne. *thread*, anord. *þrāðr* m., nndl. *draad*, ahd. mhd. *drāt* m., nhd. *Draht* m. — gr. *τρῆμα* 'Loch'.

Idg. Wz. *wē- (awē-)* 'wehen': aind. *vāti* 'weht', awest. *vāiti* dss., gr. *ἄημι* aus **ἄϝημι* 'wehe', akslaw. *vějati* 'wehen', got. *waian* (= *wǣan*), ags. *wāwan*, ahd. *wāen*, später *wājen*, mhd. *wæjen*, nhd. *wehen* — aind. *vātas* m. 'Wind', awest. *vāta-*, gr. *ἀήτη* f. und *ἀήτης* m. 'das Wehen'.

Die drei Wörter ags. *blæd*, denen die vorliegende Untersuchung gilt, zerfallen nun offenbar in zwei Gruppen: die eine gehört zu ags. *blāwan* 'blasen', die andre zu ags. *blōwan* 'blühen'.

I. Ags. *blǣd* m. in den Bedeutungen 'flatus, blast,

blowing; breath, spirit; life' ist das Verbalsubstantiv zu der idg. Wurzel *bhlē-* 'blasen, aufblasen, blähen': lat. *flāre* 'blasen' (s. Walde EWb. sv. *flō*), ags. *blāwan* 'blasen', ahd. *blāen*, später *blājen* 'blähen', mhd. *blæjen*, nhd. *blähen* — ags. *blǣd* m. 'Blasen', *blædre* f. 'Blase', anord. *blāðra* f. dss., mhd. *blātere*, nhd. *Blatter* f. — got. *ufblēsan* 'aufblasen', anord. *blāsa* 'blasen', ahd. *blāsan*, mhd. nhd. *blāsen*, as. ahd. *blāsa* f., 'Blase', nhd. *Blase* f., ags. *blǣst* m. 'Blasen des Windes, Flackern des Feuers'. Für ags. *blǣd* m. 'flatus, Blasen' ergibt sich aus den bei Bosworth-Toller verzeichneten Belegen folgende Bedeutungsentwicklung:

1. 'Das Blasen des Windes, flatus venti.' Z. B.: Beda HEccl. 4, 3 (ed. Miller S. 268, 16; Schipper 360, 626) gif *mare blæd windes* astah 'si flatus venti maior adsurgeret'. Wright-Wülker Voc. 239, 39 flabra, i. flatus ventorum: *blædas*. Blickl. Hom. 199, 21 swiðe *mycel windes blæst*. Ælfc. Hom. II 378, 16 se *wind* him stod ongean *mid ormætum blæde* 'der Wind stand ihnen entgegen mit masslosem Blasen'.

2. Vom Blasen des Windes, das wohl die Grundbedeutung des Wortes war, ist es auch auf den Schwall und das Flackern des Feuers im Winde übertragen worden. So schon Ep. Erf. Gloss. 445 flamma: *blaeed — bled*. Corp. Gl. 892 flamma: *bled*. Weitere Belege bei Bosworth-Toller.

3. Wie der Wind, so kann auch der Mensch blasen. Was das Blasen des Windes im grossen, ist der Hauch des menschlichen Atems im kleinen. *Blǣd* hat infolgedessen auch die Bedeutung 'Hauch, Atem'. Vgl. Napier OEGloss. 48, 5 anhelitu: *blæde*. Ælfric Hom. II 294, 22 ðurh *ðæs dracan blæd* seo menigu weard geuntrumod 'durch des Drachen Atem wurde die Menge ohnmächtig'. Ebd. 92, 12 *ðone liflican blæd* 'den Lebensodem'. Hexam. 11 God ableow on his ansyne *liflicne blæd* 'Gott blies ihm den Lebensodem in sein Antlitz'. Dies führt hinüber zu der Bedeutung:

4. 'Leben.' Judith 63 þær he sceolde *his blæd forleosan* ædre binnan anre nihte 'da sollte er [Holofernes] sein Leben verlieren schnell binnen einer Nacht'. Sal. u. Sat. 384 Forðan

nah seo modor geweald *bearnes blædes* 'denn nicht hat die Mutter Gewalt über das Leben ihres Kindes'.

5. 'Hauch, inspiratio in bildlichem Sinne.' Phönix 549 *þurh gæstes blæd* 'durch des Geistes Hauch'. Napier OEGloss. 1, 1527 flatus, i. spiritus: *blæd.* Ælfric Hom. I 323, 13 *Se Halga Gast mid his blæde onælde eorðlicra manna heortan* 'der Heilige Geist entflammte mit seinem Geist die Herzen der Erdenmenschen'.

6. Schwierigkeit macht die Erklärung der Bedeutungen 'Glück, Seligkeit; Ruhm; Glücksgüter' für *blǣd.* Das Wort kommt in diesem Sinn fast ausschliesslich in der Poesie vor; nur einmal begegnet es in einer Traumdeutung: Cockayne Leechd. III 170, 10 Gyf him þince þæt his hus byrnð, *micel blæd and torhtness* him byð toweard 'Wenn ihm träumt, dass sein Haus brennt, so steht ihm grosses Glück und Fröhlichkeit bevor', wo es mit dem gleichfalls poetischen *torhtnes* gepaart erscheint. Die Verwendung von *blǣd* in diesen Bedeutungen ist vorwiegend abstrakt.

a. Die Bedeutung 'Glück, Glückseligkeit' ergibt sich aus der Gleichstellung mit *bliss* und *wyn*, ferner aus den Wendungen *lissa blæd, ecan lifes blæd* für des Himmels Seligkeit.

b. Auf die Bedeutung 'Ruhm' weisen Stellen wie Beow. 18 *Beowulf wæs breme, blæd wide sprang* 'B. war berühmt, sein Ruhm verbreitete sich weithin' u. a., sowie die Gleichstellung mit *dōm* 'Ruhm'.

c. Dass *blǣd* aber auch den konkreten Sinn von 'Glücksgütern' haben konnte, zeigen die gelegentlichen Parallelen *ǣht* 'Eigentum, Vermögen' und *ēþel* 'Stammsitz, Gut' für *blǣd*, sowie die pluralische Verwendung in Ausdrücken wie *eorðan blǣdas* 'die Güter der Erde'.

Diese letztere Wendung könnte den Gedanken nahelegen, dass die Bedeutung von *blǣd* II im Sinne von 'Frucht' (s. unten) den Ausgangspunkt für die in Frage stehende Bedeutungsgruppe bildete. Aber der vorwiegend abstrakte Gebrauch und das maskuline Geschlecht des Worts in diesem

Sinne sprechen doch für Zugehörigkeit zu der Sippe *blæd* I 'flatus, spiritus'. Vielleicht ist an die bildliche Bedeutung 'belebender Hauch' anzuknüpfen. Doch ist eine Vermischung mit *blǣd* 'Frucht' wohl möglich; vgl. eine Stelle wie Run. 29 *bleda gedreosaþ, wynna gewitaþ*, wo *bleda* als Parallele zu *wynna*, aber pluralisch und als Femininum gebraucht wird.

Anmerkung 1. Neben *blǣd* steht *blǣst* m. mit der gleichen Grundbedeutung 'Blasen des Windes', ne. *blast*. Eine Abstraktbildung aus der Wurzel von got. *usblēsan*, ahd. *blāsan* (s. oben) mit *t*-Suffix, war *blǣst* wohl ein kräftigeres Wort als *blǣd* und hat deshalb die bildliche Entwicklung desselben zu 'Atem, Leben, Begeisterung' nicht durchlaufen. Dagegen wird es ebenso wie *blǣd* auch vom 'Schwall und Flackern des Feuers' gebraucht. Mit Unrecht hat Bosworth 108 *blæst* 'a burning, blaze, flame' mit kurgem *æ* angesetzt und es von *blǣst* 'blowing, flatus' getrennt. Toller im Suppl. 96 hat richtig erkannt, dass beide das gleiche Wort sind.

II. Völlig verschieden von dem unter I behandelten *blǣd* m. ist ags. *blǣd*, *blēd* f. mit den Bedeutungen 'what is produced, shoot, branch, leaf, foliage, blossom, flower, fruit, crops'. Während jenes zu *blāwan* 'blasen' gehört, ist dieses das Verbalsubstantiv zu der idg. Wurzel *bhlē-/bhlō-* 'blühen, sprossen': ags. *blōwan*, afries. *blōia*, as. *blōian*, ahd. *bluoen*, später *bluojen*, mhd. *blüejen*, nhd. *blühen* — air. nir. gäl. *blāth* 'Blüte', ags. *blǣd* f., mndl. *blāt* 'Feldfrucht, Korn' mit *ē*-Stufe; ahd. *bluot* f., mhd. *bluot* m. f. 'Blüte', nhd. *Blüte* mit *ō*-Stufe des Wurzelvokals. Eine *m*-Ableitung liegt vor in got. *blōma* m., anord. *blōmi* m., ags. *blōma* m., as. *blōmo* m., ahd. *bluomo* m., nhd. *Blume* f.; *s*-Ableitungen zeigen lat. *flōs* (Gen. *flōris* aus **flōsis*) 'Blume', *flōrēre* aus **flosēre* 'blühen', nndl. *blōsen* 'blühen', mhd. *bluost* f. 'Blüte', nhd. *Blust*, ags. *blōsma*, *blōstma* m., ne. *blossom* 'Blüte'. — Der Vokalwechsel *blōwan: blǣd* entspricht dem von *dōn: dǣd*.

Wir haben keinen deutschen Ausdruck, der die verschiedenen Bedeutungen dieses Worts einheitlich wieder gäbe. Bald bedeutet es 'Gewächs, Pflanze' im allgemeinen, bald besondere Arten oder Teile der Gewächse.

1. Die allgemeinere Bedeutung 'Gewächs, Pflanze' tritt besonders deutlich zu Tage an Stellen, wo es mit *wæstm* 'Wachstum, Gewächs' gepaart wird, z. B. Ps. 103, 12 beorgas onfoð *blædum and wæstmum* 'die Berge empfangen Pflanzen und Gewächse'. An der ähnlichen Psalmenstelle Ps. 146, 9 *he of beorgum ut blæde lædeð* 'qui producit in montibus foenum et herbam' weist die lat. Vorlage mehr auf Gras und Heu hin.

2. Häufig bedeutet *blæd* 'Spross, Zweig': Ps. Th. 1, 4 *his leaf and his blæda ne fealwiað ne seariað* 'sein [des Baumes] Laub und seine Zweige werden nicht gelb und dürr'. Gen. 1474 culufre brohte *elebeames twig* an to handa, *grene blædæ* 'die Taube brachte einen Ölbaumzweig zurück, einen grünen Spross'. Dan. 514 het þonne besnædan seolfes *blædum, twigum and telgum*, . . . wunian wyrtruman *þæs wudubeames* eorðan fæstne, oð þæt eft cyme *grene bleda* (ebd. 518) 'er hiess da seine [des Baumes] Sprossen, Zweige und Äste beschneiden, . . . des Waldbaums Wurzel fest in der Erde bleiben, bis dass wieder kämen grüne Sprossen'.

3. 'Blüte.' Andr. 1449 geseh he *geblowene bearwas* standan, *blædum gehrodene* 'er sah erblühte Haine stehn, mit Blüten geschmückt'. Gnom. Cott. 34 wudu sceal on foldan *blædum blowan* 'der Wald soll auf der Erde mit Blüten blühen'.

4. Am häufigsten bedeutet *blǣd* 'Frucht'. So von der Frucht des verbotenen Baums im Paradies. Gen. 883 sagt Adam: Me *ða blæda* on hand bryd gesealde 'Meine Frau gab mir die Früchte in die Hand'. 891 Gott: þa þu gitsiende on beam gripe, *blæde* name on treowes telgum 'als du verlangend nach dem Baum griffst, die Frucht nahmst von des Baumes Ästen'. 902 Eva: *ic þa blæda æt* 'ich ass die Früchte'. Guthl. 818 his wif genom *blede forbodene* and of beame ahneop *wæstm biweredne* 'sein Weib [Eva] nahm die verbotene Frucht und pflückte von dem Baum das verwehrte Obst'. Boet. 34, 10 (ed. Sedgefield p. 92, 2) *oððæt hit ut aspringeð on leafum and on blostmum and on bledum* 'bis dass er [der Jahreszuwachs des Baums] hervorbricht in Blättern und Blüten und Früchten'.

Ebd. 39, 13 (Sedgef. 136, 14 ff.) *Be þæs cyninges gebode brengð eorðe ælcne westm and ælc tudor ælce geare, and se hata sumor drygð and gearwað sæd and bleda*, and *westmbæra hærfest bryngð ripa bleda* 'auf des Königs Geheiss bringt die Erde jedes Gewächs und jede Frucht in jedem Jahr hervor, und der heisse Sommer trocknet und reift Saat und Früchte, und der fruchttragende Herbst bringt reife Früchte'.

5. Im besondern hat *blæd* auch die Bedeutung 'Feldfrucht, Korn', wie Wulfstan 228, 15 zeigt: Ic sylle eow *in eowrum bernum blæde* 'ich gebe euch Korn in euern Scheunen'.

Im gleichen Sinne kommt das Wort auch im Niederländischen vor: mndl. *blāt* (wohl mit langem *ā* anzusetzen) ist a) 'Feldfrucht, Korn', b) 'Nutzniessung'; das Verbum *bladen* bedeutet 'die Frucht, das Korn abernten', dazu *bladinge* a) 'Ertrag der Äcker, Feldfrucht', b) 'Kapitalertrag' (Verwijs en Verdam, Mndl. Wb. I 1290 . 1281 f.). Im heutigen Niederländischen scheint *blad, blaad* nur noch den übertragenen Sinn von 'Nutzniessung' zu haben; aber das Verbum *bladen*, auch *blaaien* ist noch heute ein Landbau-Ausdruck, der 'die Feldfrucht einsammeln' bedeutet (Kluyver en Lodewyckx, Wb. d. Nedl. Taal 2771).

Anmerkung 2. Nicht mit Unrecht hat man in diesem germ. Wort die Quelle für afrz. *bled*, nfrz. *blé*, it. *biada* 'Getreide' vermutet; so Verwijs en Verdam a. a. O. 1290 (1885); so nach brieflicher Mitteilung auch v. Wartburg in seinem Etymol. Wörterb. Das Wort könnte aus dem Fränkischen ins Galloromanische und von da ins Italienische eingedrungen sein, wenn es nicht vielleicht aus dem Langobardischen direkt ins Italienische kam. Dass gelegentlich Ackerbau-Ausdrücke aus dem Germanischen ins Vulgärlateinische übernommen wurden, zeigt lat. *spelta* 'Spelzweizen', das ein Lehnwort aus dem Germanischen ist (vgl. meine Waldbäume u. Kulturpflanzen 421).

Im Oberdeutschen, wo das dem. ags. *blæd*, mndl. *blād* entsprechende Wort nur in der *ō*-Stufe vorkommt, bedeutet ahd. mhd. *bluot* ausschliesslich die 'Blüte'. Doch wird nhd. *Blüte* nicht nur von der einzelnen Blüte gebraucht, sondern bezeichnet auch kollektiv 'die blühenden Bäume', z. B. *in die Baumblüte gehn, die Baumblüte ist verregnet.* Eine interessante

Bedeutungsparallele zu dem angelsächsisch-niederländischen Wort bietet die *m*-Ableitung ahd. *bluomo* m., nhd. *Blume* f. Im Bairischen bedeutet *der Bluem* heute noch 'Graswuchs, Ertrag an Gras oderHeu', *den Bluem besuechen* heisst 'das Vieh auf die Weide treiben' (Schmeller Bair. Wb. I 326); und auch sonst wird *Blume* in oberdeutschen Dialekten nochvom 'Ertrag des Feldes' gebraucht (Grimm DWb. II 157 f. 660, Nr. 15).

III. Zur idg. Wurzel *bhlō-* 'schwellen, sprossen, blühen' gehört auch ags. *blæd* n. 'Blatt', ne. *blade* 'Blatt im Gegensatz zum Stiel, Ruderblatt, Klinge', afries. *bled*, as. *blad*, mndl. *blat*, nndl. *blad*, ahd. mhd. *blat* n., nhd. *Blatt* n., anord *blað* n., schwed. dän. *blad* 'Blatt'. Germ. *blaða* n. aus idg. **bhlətóm* stellt nach der allgemeinen Meinung eine Partizipialbildung zur Wurzel *bhlō-* dar und bedeutete ursprünglich 'Hervorgesprosstes, Ausgewachsenes'. Ags. *blæd*, nhd. *Blatt*, verhält sich zu ags. *blǣd* wie ahd. *mato*, nhd. *Matte* zu ags. *mæd* 'Wiese' (s. oben).

Die im Vorstehenden besprochenen beiden Wurzeln *bhlē-* 'blasen, aufblasen, blähen' und *bhlē-*, *bhlō-* 'schwellen, sprossen, blühen' waren ursprünglich wohl identisch; sie sind verkürzt aus *bhelē-*, *bhelō-* und gehen auf eine gemeinsame Wurzel *bhel-*, *bhol-*, *bhl̥-* 'aufblasen, blähen' zurück. Zu dieser gehören auch lat. *folium* 'Blatt' aus idg. **bholiom* und gr. *φύλλον* 'Blatt' aus idg. **bhliom* (?; vgl. Walde EWb. und Boisacq DEt.), ferner lat. *follis* 'Blasebalg, lederner Schlauch', air. *bolgaim* 'schwelle', germ. *belgan* 'schwellen', nhd. *Balg* 'Schlauch' und seine Sippe. Aber die erweiterten Wurzeln *bhlē-* 'blasen' und *bhlē- bhlō-* 'schwellen, sprossen, blühen' waren schon in der Urzeit differenziert, wie lat. *flāre* und *flōrēre* zeigen, und entwickelten selbständige Bedeutungskreise. Die Bedeutungen von ags. *blǣd* 'Gewächs, Zweig, Blüte, Frucht' und von dial. nhd. *Blume* (s. oben) lehren, dass der Grundbegriff der zweiten Wurzel nicht bloss 'blühen' war, sondern immer noch den Nebenbegriff des Schwellens, Sprossens enthielt.

Heidelberg. *Johannes Hoops.*

Ein Nachklang des Grals.

Deutsche Philologie des Mittelalters und Wortforschung sind die beiden Gebiete, die den nordischen Meister der deutschen Sprache und Literatur stets von neuem angezogen haben, den zu feiern wir uns in diesem Festheft vereinigen. Beiden Gebieten gehört ein Worträtsel an, das zu seinem Ehrentag gelöst zu sehen Hugo Suolahti eine Freude bereiten möge. Alle neueren Hilfsmittel, auch Arthur Hübners Darstellung im Deutschen Wörterbuch der Brüder Grimm 4 I 6, 428 f. (1922) lassen die Frage nach der Herkunft des Zeitworts *grölen* offen, nachdem doch schon vor mehr als 150 Jahren ein niederdeutscher Gelehrter den rechten Weg gewiesen hat, den es nur entschlossen zu gehen gilt.

Um das Wortbild rein zu erhalten, sind zunächst einige Abstriche nötig. Der hessische Pfarrer Hartmann Braun (1570 bis 1624) braucht mehrfach ein Zeitwort *grüllen*, einmal auch *gröllen* neben gleichbedeutendem brüllen: «wie unsinnige Leut geruffen, gegrült und geprült» Sechs Passionspredigten (Giessen 1608) Dies cinerum 14; «die Münche und Nonnen in ihren Clostern ... auff gut baalitisch gröllen und bröllen» Decades XIV concionum de tempore (Giessen 1612) Decas 1 100; «mit grüllen und brüllen» Decas V 161; entspr. XI 1. Diese Formen gehören zu den im Deutschen Wörterbuch unter grellen (4 1 6, 104) und grillen (das. 325) behandelten Verben, deren Herkunft mit ihrer Bedeutung «*grell* schreien» ohne weiteres gegeben ist. Hier hat auch jenes ostschwäbische Masc. *gral* «Lärm» seine Stelle, das zu Anfang des 15. Jahrhunderts der Codex Pal. Germ. 145 in Johanns von Würzburg Wilhelm von Oesterreich V. 1211 für *gal* der älteren bairischen Ueberlieferung einsetzt. Gleichen Stammes sind die Synonyma aus oberdeutschen Mundarten, z. B. mhd. und bair. grellen, grillen Benecke-Müller 1 573; Lexer 1 1077; Schmeller 1 993; kärnt. krāln Lexer in Frommanns Deutschen Mundarten 3 (1856) 119 f., steir. schweiz. gröl(l)en Unger-Khull 308; Schweiz. Idiotikon 2, 730, aber

auch thür. grellen «laut schreien» Hertel (1895) 110, ebenso manche der Formen, die Weigands Deutsches Wörterbuch 5. Aufl. 1 (1909) 771 unter grölen mitbehandelt. In oberdeutschen Mundarten sind diese Zeitwörter durchaus lebendig, von da gelangen sie gelegentlich auch in unser neues Schrifttum: «Da grillte sie wie im Schrecken laut hinaus» Emil Strauss, Menschenwege (1914) 207.

Gleichfalls der neusten Zeit gehören einige Fälle an, in denen Schriftsteller aus dem deutschen Süden grölen in hochdeutschen Text einführen: «Do bin ig Meister! gröhlt der Käppelibauer» Josef Joachim, Aus Berg und Thal. Bilder und Geschichten aus dem Schweiz. Volksleben Bd. 2 (Solothurn 1883); «dass er... nun in ein prustelndes gröhlendes Lachen ausbrach» Ludwig Anzengruber, Ges. Werke 1 (1890) 3; «unter diesem zarten, sinnigen Liede, dessen Jodler die Bursche begeistert unisono gröhlten und fistelierten, ging es des Weges weiter» das. 124; «Zwei Rüpel oder zerlumpte Stromer mit Knotenstöcken und Bündeln am Rücken zogen Arm in Arm auf und drückten sich gröhlend umher» Gottfried Keller, Martin Salander (1886) 189; «Der Oberst liess sich erzählen und gröhlte vor Lachen» Rosegger I 2, 224; Das ist unser liebes Volk von Paris, hören Sie nur, wie sie gröhlen!» Arthur Schnitzler, Der grüne Kakadu (1899) 164. Hier bemächtigen sich Dichter, deren Gesichtskreis über Mundart und engere Heimat weit hinausgreift, eines Wortes, das ihrer Landschaft von Haus aus fremd ist. Woher kommt der Fremdling?

Ordnen wir die von Hübner und den mundartlichen Wörterbüchern mitgeteilten Belege, die für die Heimat von grölen zeugen können, landschaftlich und nehmen Ableitungen wie grölig, Zusammensetzungen wie Grölhans und -trine hinzu, so deckt unser Wort das ganze Flachland von der Wasserkante bis an die thüringischen und sächsischen Berge, vom Dollart bis Estland, vom Niederrhein bis zur Warthe, von Hessen bis Niederschlesien. Mitten in diesem weiten Land liegen die Städte Braunschweig und Magdeburg, in deren Gebiet die Zeugnisse gehäuft auftreten. Die Lautgestalt

des Wortes ist einheitlich: als Anlaut ist g anzusetzen, das auf einem Teil des Gebiets lautgesetzlich in j übergeführt erscheint; die Schreibung mit k tritt nur in Landschaften auf, die anlautende Lenis und Fortis nicht scheiden. Stammvokal ist ō̄ oder ein daraus hervorgegangenes ē, beide Umlaut von älterem ō, das an den beiden Brennpunkten des Wortgebrauchs früh durch Reime gesichert erscheint: «de mosten dar mydde grolen (:molen)» Chroniken der deutschen Städte 16, 164 (Braunschweig 1488); «doch find man etlich, die da groln (:befohln), und bleiben stracks bei ihrem Schwelgen» Ambrosius Pape, Jonas Rhythmicus (Magdeburg 1605) L 8ª. Nicht ganz selten wird der Umlaut auch mit ä widergegeben: das damit vorausgesetzte ā erscheint in nordfries. graalen, von C. H. Stürenburg, Ostfries. Wörterbuch (Aurich 1857) 76 für das anhaltende Schreien der Frösche bezeugt, und — noch wertvoller — in altbraunschw. grālen: das Braunschweiger Schichtspiel von 1488 V. 60 erzählt von dem Rädelsführer Kaspar Krul: «Myt twen effte veren (Aufrührern) he was, De besten wort he dar vorlas. Wold me myt ome nicht gralen («lärmen»), Den leht he Hans Meynen halen» Chron. d. d. Städte 16, 103. Jenes ō ist also verdumpft aus älterem ā. Damit ist der Ausgangspunkt für die Etymologie des Wortes erreicht.

Bekannt ist, wie im späteren Mittelalter die Bedeutung des Wortes *Gral* immer unsicherer wird. In Heinrichs von Neustadt Apollonius (Wien 1306/07) hgg. von S. Singer V. 19679 ist es noch das Heiligtum der Gralsritter: «Eraclius von Persia Strayt so krefftiglichen da, Das der kune Protefal Nie so gestrait umb den garal». Als «Heiligtum, geweihter Raum, Bezirk» kennt es in Nürnberg im 15. Jahrhundert eine der Kleinen mhd. Erzählungen, die Karl Euling aus der Wolfenbüttler Handschrift 2,773 herausgegeben hat: «er sol Got dancken zum andern mal Aus seines herczen ynderst gral, Das er in hat zu menschen beschaffen, Und nit zu einem tier noch affen». In der gleichen Stadt ist noch vor 1496 Gral bei der Bedeutung «Kleinod» angelangt: «Die veter in

der vorhell all Beraubet warn des lichten glastes grall» Hans Folz, Meisterlieder hgg. von Aug. L. Mayer 55, 110. Beim gleichen Folz kommen wir wenig später allein mit der Uebersetzung «Ideal» aus: «Weib aller güt ein uberport, Des grales abentheüre, Darin man schaüet und erkennet wirde» das. 88, 14. Dieser Verflüchtigung des Sinnes steht im gleichen 15. Jahrhundert eine Festigung gegenüber, die bis zu einer klaren, örtlichen Bedeutung «Zeltstadt» führen kann: «Dasz wunecklich geziert feld, Dasz dort her schint, dasz sind zelt. Nun sind ir in der zal, Da man von seit, und haiszt der gral. Dar inn sind fröd aller geschicht» Der Minne Gericht hgg. von Matthäi V. 738; entspr. V. 790. Es ist die Entwicklungsreihe, an die wir hier anzuknüpfen haben.

Eindrucksvoll hat Julius Petersen, Das Rittertum in der Darstellung des Johannes Rothe (Quellen und Forschungen Band 106, Strassburg 1909) den Verfall des Turnierwesens im ausgehenden Mittelalter geschildert. Insonders denkt er auf S. 166 des Magdeburger «Grals» von 1282 und 1387. Die klassische Schilderung des Turnierspiels von 1282 findet sich im zweiten Buch der Magdeburger Schöppenchronik, Chron. d. d. Städte 7, 168 f.: «In dussen tiden weren hir noch kunstabelen. dat weren der rikesten borger kinder, de plegen dat spel vor to stande in den pingsten, als den Roland, den schildekenbom, tabelrunde und ander spel, dat nu de ratmannen sulven vorstan. in dem vor geschreven stride was ein kunstabel, de heit Brun van Sconenbeke[1]. dat was ein gelart man. den beden sine gesellen, de kunstabelen, dat he on dichte und bedechte ein vröidich spel. des makede he einen gral und dichte hovesche breve. de sande he to Gosler ... und to anderen steden, und ladeden to sik alle koplude, de der ridderschop wolden oven, dat se to on quemen to Magdeborch ... Do se vor disse stad quemen, se wolden nicht inriden, men entpfeng se mit suste und dustiren («Tjost und

[1] Ueber ihn Arwed *Fischer*, Bibliothek des literarischen Vereins Bd 198. Tübingen 1893.

tjostieren»). dat geschach. twe kunstabele togen ut und bestunden de und entfengen se mit den speren. de wile was de grale bereit up den mersche (einer Elbinsel) und vele telt und pawelune up geslagen. und dar was ein bom gesat up der mersche, dar hangeden der kunstabelen schilde an, de in dem grale weren. des anderen dages, do de gesten missen hadden gehort und gegeten, se togen vor den gral und beschauweden den. dar wart on vororlovet dat malk rorde einen schilt: welkes jungelinges de schilt were, de queme her vor und bestunde den rorer.» Noch einmal kommt die Magdeburger Schöppenchronik auf ein Turnier zu sprechen, das sie Gral nennt: «In diesem jare (1481) war der gral zu Braunschweig» Chron. 7, 417. Des gleichen Festes denkt mit den gleichen Worten Konrad Botes Braunschweiger Chronik bei Leibniz, Scriptores rerum Brunsvic. 3 (1711) 416. Philipp Julius Rehtmeier, der in seiner Braunschweig-Lüneburgischen Chronica (Braunschweig 1722) 752 desselben Festes denkt, fasst den Eindruck, den er aus den Quellen empfangen hatte, zusammen in die Worte: «Es ist vor Braunschweig auf dem Lindenberge ... um das siebende Jahr ein gros Spiel gehalten, das von vieler Menschen unhelliger Stimme und Tumults Grael nach Art der alten Sächsischen Sprache hiess, sonst auch wohl Groel genant wurde.» Rehtmeiers eingehendste Quelle ist Tilemanns von Zierenberg Descriptio belli inter Henricos jun. et seniorem duces Brunsvicenses civitatemque Brunsvicensem (1492) bei Leibniz a. a. O. 2, 91: «Hujus enim urbis cives quolibet septimo anno vicissim revoluto, pro suae civitatis gloria ac splendore, praeter ceteros aliorum ludos annorum, sanctis currentibus diebus Pentecostes quoddam magna jucunditate agunt spectaculum, quod Gralum appellant.» Es folgt eine anschauliche Schilderung, bei der das Wort Gral noch dreimal gebraucht wird: Gäste strömen zu und werden fröhlich bewirtet, Zelte sind errichtet, in denen die vornehmen Frauen der Stadt Gaben verlosen, die Jugend tanzt «ad sonum tympanorum, fistularum, buccinarum

et aliorum musicalium instrumentorum». An den Ausklang dieser Schilderung in fröhlichstem, aber auch geräuschvollstem Getümmel schliesst unmittelbar, nicht nur im zeitlichen Sinn, der Lübecker Reinke de Vos von 1498 an: «De konnink sach van sineme sal. Eme hagede ser wol de grote gral» Lübbens Ausg. (1867) V. 3306. Auch die erste lexikalische Buchung des Worts hält sich an den Lärm: «Gral, m. ein altes Spiel, so mit Tantzen und Schreien gehalten wurde» J. L. Frisch, Teutsch-lat. Wb. 1 (1741) 365c. Unmittelbar nach Frisch aber schlägt Eberhard *Tiling* im Versuch eines bremisch-niedersächs. Wörterbuchs 2 (1767) 532 die Brücke von Gral zu grölen: «Graal, ein rauschendes Lärmen, Getümmel ... In Hamburg ist grölen lärmen, laut seyn: Gegröl und Geröl ein Gelaut, strepitus hominum vociferantium.»

Wir meinen, die Brücke des alten bremischen Gelehrten sei tragfähig, und könnten schliessen mit dem Rat, sie endlich zu betreten, gälte es nicht noch eine Seitenkette zu prüfen. Colmar Schumann weist im Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung 28 (1907) 86 auf eine Lübecker Redewendung hin: «Dat geiht in'n Gröl mit hen heisst bei uns so viel wie: das wird nicht besonders berechnet beim Handel, es hat nur geringen Wert. Auch wird es geringschätzig von Menschen gesagt: He geiht in'n Gröl mit hen». Daselbst 29 (1908) 11 fügt er bei: «Hierzu kann ich jetzt selbst den Namen Grölfest beibringen. Dieses fand ich neulich bei Möller und Just, Hundert Entwürfe zu Vorträgen (Gütersloh 1906) S. 196 erwähnt als ein niedersächsisches Volksfest, bei dem Schreien die Hauptsache gewesen sei.» Hier ist eine Erinnerung an das nach Rehtmeier S. 752 zuletzt 1481 gefeierte Fest lebendig geblieben, das sich zu einem grossen Jahrmarkt mit lebhaftem Warenumsatz entwickelt hatte: «Ich geschweige, dass alda um Pferde, Kälber, Kühe, Gänse, Hüner mit Küchlein, und allerley Kramer-Wahre ist gespielet worden, dann es ist gegen dem Linden-Berge über, auf der andern Seiten des Weges, eine grosse Anzahl Kramer gestanden, damit man

allerley Wahre bekommen können, wann die andern verspielet gewesen». So lässt sich die scheinbare Schwierigkeit in eine neue Stütze der Wortgeschichte umwandeln.

Freiburg (Baden). *Alfred Goetze.*

Lexikalische Nachlese.

Allvater M. nordischer Name Odins; vgl. Gottsched 1745 Neuer Büchersaal VIII 85 (Reichel, Gottsched-Wb.); Klopstock 1769 Hermannschlacht VIII · XII «So nimmt dich auf in seinen stralenden Hain Allvater» (aber der Beleg bei Campe 1807 «du zürnest, Allvater, doch nicht» beruht auf einem Irrtum). Lieblingswort bei dem Jesuiten Denis 1772 Lieder Sineds des Barden (etwa 20 mal bezeugt; vgl. auch Götterdämmerung); Schiller 1782 Semele (Jugenddichtung) II. Sz. «Mit zitternder Eile vollstreck' ich deinen Zorn — mit jauchzender, Allvater, deine Huld» (= Zeus).

Götterdämmerung F. Nachbildung von anord. ragnarokr 'Dämmerung der Götter'; zunächst bei dem Jesuiten Denis 1772 Lieder Sineds d. Barden S. 51 «die das End der Götterdämmrung dräun», aber auch S. 46 «Als Fenris in Banden noch heulte, der Götter Dämmerung ferne noch war, Allvater nicht überall herrschte» (s. Allvater). Danach schon bei J. Paul 1803 (Zeitschr. d. Allg. d. Sprachver. 1910 Sp. 348).

Grog M. aus dem gleichbed. engl. grog, das seit 1770 als ein aus Westindien stammendes Matrosengetränk bezeugt ist. Früheste deutsche Belege: Goethe-Zelter, Briefwechsel 23. 8. 1820 (Grock); Nettelbeck 1821 Lebenbeschr. II 114. Zur Herkunft des Wortes vgl. das NEDict. unter grog.

Limonade F. um 1700 entlehnt (Belege: Hancke 1731 Gedichte[2] S. 164, Hermes 1778 Sophiens Reise III 383 und Schiller 1784 Kabale u. Liebe V 2); verzeichnet 1722 bei F. E. Brückmann, Catal. omnium potus generum S. 58: aus

dem gleichbed. frz. limonade von limon 'Zitrone' (Quelle arab. laimūn, pers. lîmūn 'Zitrone').

Nebelspalter M. 'Dreispitzhut' oberd. Scherzwort des 19. Jahrhs.; zuerst gebucht bei Tobler 1837 Appenzell. Sprachschatz S. 330. Für Schwaben bezeugt bei Keller 1856 Seldwyla (Spiegel d. Kätzchen) I 284 «Nebelspalter oder Dreiröhrenhut, wie man die grossen Hüte der schwäbischen Baúern nennt».

Saalathen «eine unter den Studenten gewöhnliche Benennung der Universitäten Halle und Jena, weil beyde Oerter an der Saale liegen, wie Leipzig Pleissathen heist» Kindleben 1781 Studentenlex. S. 179; ähnlich Augustin 1795 Bemerkungen eines Akademikers über Halle (Neudr. S. 94) «Pleissathen Leipzig, Leinathen Göttingen, Elbathen Wittenberg». Beleg: Wedekind-Koromandel 1740 Krambambuli-Lied (Neudr. v. Deneke, Göttingen 1922) V. 57 «Wär' ich noch itzund ein Studente von dem berühmten Saal-Athen» (= Jena). — Belege für Spreeathen aus dem 18. Jahrh. vereinzelt 1706 (Wircker) und 1795 (Weddigen), aber Belege für Ilmathen = Weimar bei Schiller und Goethe nicht bezeugt, erst seit Holtei 1828 häufiger. Neuerdings Athen an der Limmat (= Zürich) G. Keller, Zürich. Nov. (Prop.-Ausg.) S. 107. Vgl. Kluge 1895 Studentenspr. S. 7. 80 und Mitzschke in der Sonntagsbeil. d. Weimar. Zeitg. «Deutschland» 18. Nov. 1917 ff.; vgl. auch E. Schmidt, Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. V (1895) 230.

Freiburg i. B. *F. Kluge.*

Sprachwissenschaft und Metaphysik.

Karl Vossler I. Positivismus und Idealismus in der Sprachwissenschaft. Heidelberg 1904.

— » — II. Sprache als Schöpfung und Entwicklung. Heidelberg 1905.

— » — III. Sprachphilosophie. München 1923.

Diese drei Bücher stammen von einem Gelehrten, welcher behauptet über viele Fragen mehr nachgedacht als nachgelesen zu haben (II, S. VI).

Bei dem zuversichtlichen Tone, in welchem alle drei Werke geschrieben sind, darf man den Verfasser gewiss nicht so verstehen, dass er bedauern möchte, zu wenig gelesen zu haben. Vielmehr will er sagen, dass diejenigen, welche früher über diese Dinge geschrieben haben, allerdings fleissige Arbeiter waren, aber schlechte Denker.

Ich fürchte, dass dieses strenge Urteil sich rächen wird. Wenn einer von den Verurteilten mit gleichem Masse messen wollte, könnte er ruhig behaupten, dass Vossler über die von ihm behandelten Gegenstände weder genug gelesen, noch genug nachgedacht habe.

Wer Bücher ordentlich liest, schreibt nicht *poverté* statt *pauvreté* (III 194 wiederholt) und behauptet nicht, dass das Finnische in anderem Sinne als das Deutsche ein Lippenr besitze. Die betreffende Angabe (III 139) beruht auf einem Missverständnis von dem, was Genetz und Sievers hierüber mitteilen.

In III 68 f. glaubt Vossler die 'Grammatiker' zermalmen zu können, wenn er die Prinzipien angibt und tadelt, nach welchen sie die Möglichkeit analogischer Neubildungen beurteilen. Nach Vossler meinen die Grammatiker, dass es sich nicht um die 'geistige Macht' handle, sondern nur um eine den wetteifernden Formengruppen beigelegte 'physische Kraft', als deren Mass die Häufigkeit der Anwendung zu betrachten sei.

Ich glaube jeder Grammatiker wird einräumen, dass die Macht einer Formengruppe auch auf anderen Umständen beruhen kann als auf ihrer Häufigkeit. Wenn man es fertig bringen könnte, den Kindern jedes Mal einen Zuckerbonbon zu reichen, wenn sie eine Form gebrauchen, die zu einer spärlich vertretenen Gruppe gehört, aber auch nur bei solcher Gelegenheit, so ist es nicht ausgeschlossen, dass sich die seltene Formengruppe ins Gedächtnis der Kinder so tief einprägen würde, dass sie die häufiger vertretene Formengruppe

besiegen könnte. Aber wir haben nicht mit Unwahrscheinlichkeiten zu rechnen, sondern mit Wahrscheinlichkeiten, und alle Wahrscheinlichkeit spricht dafür, dass die verschiedenen Formen prozentisch gleich häufig unter günstigen Umständen gesprochen werden. Und dabei bleibt als Mass der 'geistigen Macht' nichts anderes als die absolute Häufigkeit übrig.

Vossler glaubt (III S. 69), die Grammatiker hätten niemals 'den analogischen Sieg dieser oder jener Neubildung über diese oder jene alte Form durch zahlenmässige Erhebungen bewiesen'. Aber dieser Vorwurf ist unbegründet.

Die altisländische Handschrift Cod. AM 645, 4to (ältere Hand) zeigt deutliche Spuren einer Deklination:

Nsg. *goll.*
Gsg. *gollz.*
Dsg. *gulle.*
Asg. *goll.*

Später gewinnt der Vokal *u* in allen Kasusformen die Überhand, was sehr leicht zu erklären ist, wenn mann weiss, dass der Dativ öfter gebraucht wurde als die übrigen Kasusformen zusammengenommen. Der Aufstellung dieser Erklärung ging eine statistische Untersuchung voraus. Siehe Hugo Pipping, Inledning till studiet av de nordiska språkens ljudlära, Helsingfors 1922, S. 120.

Die Behauptung der Grammatiker, dass der Lautwandel als eine gesetzmässige Erscheinung zu betrachten sei, hat in Vossler einen energischen Gegner gefunden. Bevor ich mich über Vosslers Ansichten ausspreche, muss ich mein eigenes Glaubensbekenntnis ablegen. Der junggrammatische Satz, nach welchem derselbe Laut in derselben Verbindung, in derselben Sprache, an demselben Ort und zu derselben Zeit sich nur in einer Weise verhalten könne, ist meiner Ansicht nach nichtssagend. Denn es ist nicht nur so — was wohl alle Junggrammatiker einräumen —, dass es ebensoviele Sprachen gibt wie Individuen,[1] sondern strenge genommen ist jeder Laut

[1] Siehe H. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte, Dritte Auflage, S. 35.

nur einmal in der Weltgeschichte hervorgebracht worden. Es ist ein Axiom der Wahrscheinlichkeitsrechnung, dass die genaue Wiederholung durch den Sprecher selbst oder durch einen Andern misslingen muss. Ebenso unmöglich ist es, dass zwei Laute jemals in genau derselben Verbindung gestanden hätten. Die junggrammatische Lehre ist als wissenschaftliche Theorie weder wahr noch falsch — sie bezieht sich auf Verhältnisse, welche nie vorhanden waren. Es ist also nicht einmal der Mühe wert, sie in einer philosophischen Diskussion zu bekämpfen. Trotz der Mängel der Theorie hat sich die Praxis der Junggrammatiker aufs glänzendste bewährt, und man muss sich sehr hüten, mit der Theorie die junggrammatische Arbeitsmethode zu verwerfen. Zuweilen arbeitet auch Vossler nach berühmten Mustern weiter. So erklärt er in I 20 die portugiesischen Formen *ma*, *ta*, *sa* durch die Annahme, dass sie in proklitischer Stellung entstanden seien, und I 76 stellt er ein Lautgesetz auf, nach welchem eine Gemination von Konsonanten im Italienischen eingetreten sein soll. Wahrscheinlich wird Vossler gegen diese Behauptungen protestieren. *Lautgesetz* ist ihm ein verhasster Terminus (I S. 47), nur von *Lauttendenzen* dürfe man sprechen (II S. 118), deren Summe als *Sprachgeist* oder *Sprachtendenz* zu bezeichnen sei (II S. 120).

An den Früchten soll man den Baum erkennen. Welche Rätsel hat Vossler wohl durch seine philosophische Anschauung und durch die Anwendung seiner neuen Terminologie gelöst? Die Beantwortung dieser Frage überlasse ich den Romanisten, aber selbst dem Nichtromanisten fällt es auf, dass Vossler manchmal auf Irrwege geraten ist, wo der richtige Weg im vollen Lichte lag. Wie kann man überhaupt auf den Gedanken kommen, die französische Aussprache deutscher Namen wie *Kraus*, *Luther* als eine Art Lautwandel zu betrachten (II S. 29)? Wenn der Franzose *Kraus* mit einem einfachen *o*-Laut ausspricht, liegt entweder Lautsubstitution oder gewohnheitsmässige Lesung des Digraphen *au* vor; die Aussprache von *Luther* mit einem *ü* hängt ja nur davon ab, dass der Buchstabe *u* im Französischen meistens einen *ü*-Laut bezeichnet.

Um eine Vorstellung vom Charakter der Werke Vosslers zu bekommen, braucht man eigentlich nur die ersten Zeilen auf der S. 65 in I zu lesen. Es steht dort:

'Und nun fragen wir uns noch einmal: was ist Accent? Die schönste Antwort hat vielleicht Gaston Paris gegeben, wenn er sagt: der Accent ist die Seele des Wortes.'

Dieser Ausspruch Gaston Paris' mag noch so schön sein, als eine Definition kann sie doch nicht betrachtet werden. Es genügt uns nicht zu wissen, dass der Accent ein Mittel ist, den Bewegungen unseres Geistes Ausdruck zu geben. Um dies Mittel wirklich kennen zu lernen, müssen wir es dissekieren, müssen dynamische und melodische Erscheinungen auseinanderhalten, u. s. w. Aber alle solche Detailarbeit ist Vossler zuwider. In einem Sprung will er die Seele erfassen und will nicht zugeben, dass nur ihre Manifestationen greifbar sind. S. 29 f. in I sagt Vossler:

'Sobald in einem Wissensgebiet der Positivismus Trumpf wird, ist 'wissenschaftlich arbeiten' auch für das flacheste Gehirn keine Kunst, für den wissenschaftlich Veranlagten aber wahrhaftig keine Freude mehr.'

Ich antworte:

Die Kunst der Detailforschung dürfte nicht so ganz leicht sein, denn manche Gelehrte haben sie offenbar nicht lernen können. Und wenn die auf greifbare Tatsachen gegründeten Schlussfolgerungen durch direkte Beobachtung seelischer Vorgänge ersetzt werden sollen, so ist die 'Arbeit' für mich wahrhaftig keine Freude mehr.

Hugo Pipping.

Das Fegfeuer im Germanischen.

In den Arbeiten Rudolfs von Raumer und seiner Nachfahren über die Einwirkung des Christentums auf die altgermanischen Sprachen spielt das Fegfeuer keine Rolle. Das ist mehr als Zufall. Wohl ist die Lehre vom Fegfeuer älter

als das Althochdeutsche, und die Frage nach ihrem frühesten Auftreten in christlichem oder vorchristlichem Schrifttum soll hier lieber nicht gestellt werden. Aber diese Lehre war für die Missionstätigkeit in Germanien nicht von erster Wichtigkeit; auch gewann sie eine beherrschende Stellung, einen machtvollen Platz im Gottesdienst erst knapp vor dem Jahr 1000, als Odilo von Clugny das Fest Allerseelen einführte. Ihr Widerhall in der Volkssprache, soweit sie auf uns gekommen, ist zunächst sehr dürftig: noch ist das Wort Fegfeuer althochdeutsch nicht nachgewiesen; und wenn Kahle dessen Entsprechung in der altnordischen Kirchensprache ein paar Worte widmen konnte, so zeugt das eher für deren jüngeres Christentum. Der Wortforschung erwächst so Möglichkeit und Pflicht, die Entstehung eines Stückes Kirchensprache im leidlich hellen Licht der Geschichte zu verfolgen.

Piquet hat in seinem Buch über Hartmann von Aue S. 7 dem Dichter missbilligend angemerkt, dass er die arme Seele aus der *hellewîze* (Erec 3652) befreien lasse statt aus dem Fegfeuer. Aber Hartmann ist an dieser Stelle weder Ketzer noch unwissend noch nachlässig; er führt einfach die alte, volkstümliche Vorstellung weiter, wonach *helle* nicht der kirchlich bestimmte Strafort der Verdammten ist, sondern das Reich der Unterirdischen insgesamt einschliesslich des Fegfeuers. Das Fegfeuer kann im Altgermanischen zunächst gar nicht anders ausgedrückt worden sein als durch *helle*; noch in den frühmittelenglischen Lambeth Homilies heisst es, dass am Sonntag *tha erming saule habbeð ireste inne helle of heore muchele pine* (EETS I N:o 29, S. 47). Mit der Zeit erforderte allerdings die Lehre von den fünf receptacula des Jenseits auch sprachlich schärfere Ausprägungen; aber vergegenwärtigen wir uns, dass *helle* im ältesten Deutsch so gut wie bei Walther von der Vogelweide, bei Goethe und in der lebenden Sprache auch die Vorhölle bedeutet, in die der Heiland hinabsteigt, so erkennen wir sofort das Wort *Vorhölle* als junge Abspaltung. Eine solche Abspaltung ist auch das Wort *Fegfeuer*.

Man erklärt dieses gewöhnlich als Lehnübersetzung von

lat. purgatorium. Dass franz. purgatoire, engl. purgatory auf letzteres zurückgehen, ist klar. Stellt man aber neben deutsch und niederländisch *Feg-feuer* noch altnord. *skírslar-eldr*, *hreinsonar-eldr*, angelsächs. *clænsiende fyr*, so ist diese germanische Gruppe doch wesentlich andern, in sich aber einheitlichen Baues. Dazu kommt, dass das älteste deutsche Beispiel gar nicht Fegfeuer bietet, sondern *daz luttere fiur*. Zu Grunde liegt all diesen Germanismen nicht purgatorium, sondern *purgatorius ignis* = *καθαρτικὸν πῦρ*. Im Abendlande haben besonders Augustin und Gregors Dialoge für die Lehre vom Fegfeuer gewirkt, und an ihrer Hand können wir jetzt noch die sprachlichen Folgen im Germanischen beobachten.

Zu Augustins Lehre von den poenae purgatoriae fügt sich zwanglos der Ausdruck ignis purgatorius, purgatorius ignis, der in dem Predigtenband bei Migne 39, 1946—1948 öfters begegnet (dabei tut es nichts zur Sache, dass die Stelle vielmehr Cäsarius von Arles angehört). Einleitender Weise heisst es ignis transitorius; Gegensatz ist ignis aeternus (= Matth. 25, 41), aeterna flamma. Von dieser Predigt gibt es eine spätalthochdeutsche Fassung (Steinmeyers Denkmäler 160): dem ignis aeternus entspricht *daz euuige fiur*, mit dem ignis transitorius hängt irgendwie zusammen *daz zekentlicho fiur*, und ignis purgatorius ist vertreten durch *daz luttere fiur*. (Steinmeyer hat leider beim Ausheben seines lateinischen Paralleltextes keine glückliche Hand gehabt, lässt die Entsprechungen nicht genügend erkennen und führt durch die selbstverfertigte Überschrift de igne purgatorii den Wortforscher geradezu irre: stilgemässer wäre de igne purgatorio.)

Noch wichtiger sind die Dialoge Gregors I. Sie liefern bei Migne 77, 393 ff. zwei leicht verschiedene Ausdrücke: purgatorius ignis und de igne futurae purgationis. Sieht man dazu die angels. und die altnord. Fassung ein (Bibliothek der angels. Prosa 5, 327—329; Heilagra Manna søgur 1, 252), so entspricht dem ersten Ausdruck angels. *thæt clænsiende fyr;* der zweite, an den angels. *clænsunge* anklingt, deckt sich mit altnord. *hreinsonar eldr*. [Der Gegensatz wäre im lateinischen

Gregor S. 368 Gehennae ignem, ignem aeternum; im angels. S. 305 *hellefyr, ece fyr;* im altnord. S. 245 *helvitis eld, eilifan eld.*] Das Nordische liebt den genetivischen Ausdruck = lat. purgationis = gr. καθάρσεως: *hreinsanar elldr* steht auch im Elucidarius (Annaler for Nordisk Oldk. 1858, 161), wo die lateinische Vorlage (Migne 172, 1158) purgatorius ignis und auch schon de purgatorio hat; genetivisch gebildet ist dann auch nordisch *skírslareldr.* Auf die eigentliche Höhe des Mittelalters führt endlich, mit deutlicher Scheidung von drei *staðir* (= Örtlichkeiten) in der Unterwelt, die Pálssaga II (Unger Post. 269): *annarr staðr i helviti heitir purgatorium, that thyðiz hreinsanarstaðr.* Hier ist ein Weg betreten, den auch das Mittelhochdeutsche vereinzelt mit *vegestat* gewagt hat, und der dem romanischen purgatorium am nächsten kommt.

Vom Altgermanischen aus gesehen ist demnach die Reihenfolge so, dass von der allgemeinen *helle* zunächst ein *hellifiur* = Gehennae ignis unterschieden werden musste, und diesem wiederum das *fegefiur* = purgatorius ignis zur Seite trat. Um die Wiedergabe des letzteren hat sich das Germanische in nahezu einheitlichem Sinn, aber mit Verwendung von mindestens fünf verschiedenen Worten des Reinigens, bemüht. [Ein Gote hätte diese Buntheit noch gesteigert, etwa mit **haljasweipains.*] Die germanischen Worte zusammengefasst spiegeln ein älteres Kirchenlatein als das franz. purgatoire. Auch der Gedankengehalt ist nicht völlig derselbe. Der germanische Ausdruck entspricht mehr der Reinigungslehre der älteren Kirche, der romanische mehr der ausgebauten Scholastik.

Im Deutschen ist Fegfeuer weder die einzige, noch die älteste Wiedergabe. Im Kreis des Wiener Notker beobachteten wir *daz luttere fiur,* und so etwa wird auch der Schweizer Notker gesagt haben (vgl. Pipers Ausgabe I 260, 28. II 81, 11). Aber der oberdeutsche Servatius sagt *ze dem vegefiure* 3370, und zu ihm stimmen die Prediger und Mystiker der Folgezeit. Schon im 12. Jahrhundert war das siegreiche Wort unterwegs, verbreitet vermutlich durch die Gunst der Cluniacenser. Ein letztes Hindernis seiner Erklärung liegt darin, dass eine ahd.

Sippe «fegen» bis jetzt nicht bekannt ist. (Ich lasse es deshalb unentschieden, ob die Zusammensetzung *vege-fiur* verbal, oder aber, gleich den nordischen Entsprechungen, genetivisch aufzufassen ist.) Heute ist »fegen» westdeutsch, in älterer Zeit wohl hauptsächlich westniederdeutsch und westmitteldeutsch, und dazu passt die Übereinstimmung von mhd. *vegefiur* mit dem mnd. und mndl. Vom Westen wird auch die Lehnübersetzung *vegefiur* ausgegangen, am mittleren und unteren Rhein zuerst fest geworden sein.

Freiburg i. B., 13. April 1924. *Ernst Ochs.*

Zu den Imperativnamen.

Die «Imperativnamen», Namen wie *Hassenpflug, Jagenteufel, Kluibenschädel,* haben vielfach Beachtung erfahren. Eine wirklich befriedigende Erklärung ist ihnen trotzdem nicht zuteil geworden, auch nicht durch die Behandlung der Erscheinung in Osthoffs Buch «Das Verbum in der Nominalkomposition», S. 125. Es ist immer nicht recht einzusehen, wie die Aufforderung zu einer Handlung zu einer Bezeichnung dessen werden kann, der gewohnheitsmässig diese Handlung ausführt. Zwar kann in erzählender Umgebung der Imperativ selber den Wert einer erzählenden Form erhalten, die von einem einmaligen Geschehnis berichtet: Heinrich von Freibergs Tristan 1804 *islicher von dem andern sluoc da mangen stehelinen rinc; nu slaha slah, nu clinga clinga! ir swert so süeze erclungen* (vgl. meine deutsche Syntax II, 247). Aber es sind keine Zwischenstufen bekannt, die von dieser Erscheinung zu den «Imperativnamen» führten.

Ich möchte glauben, dass diese Satznamen von Hause aus überhaupt keine Imperative enthalten haben. In einer Erzählung von Rud. Greinz, Unterm roten Adler S. 240 wird berichtet, wie der Hoisl-Loisl sich immer nicht entschliessen kann zu heiraten. Wenn man ihn fragt, ob es ihm denn gar nicht endlich Ernst sei, so antwortet er: «*Ernst ist mir*

schon lang. Aber wenn i mir's halt keiner z'sagen trau.» Der Dichter fährt dann fort: «*dabei war der Trauminit ein baumstarker Kerl.*» Ebenso bei Anzengruber, Werke 8, 170: *du warst und bleibst a Trauminit dei Lebzeit.* Der *Trauminit* heisst es, nicht der *Traudinit*, und dieser *Trauminit* ist natürlich entstanden aus der *I trau mi nit*, ein Beispiel jener bekannten Erscheinung, für die ich Zs. für deutsche Wortforschung, I, 265 Beispiele gesammelt habe: der Vogel erhält seinen Gesang, seinen Ruf als Namen, der Mensch das Wort, die Wendung, die er gerne im Mund führt: *die Prinzess Meinetwegen, Heinrich Jasomirgott.* So geht denn, denke ich, auch *Hassenpflug, Jagenteufel, Kluibenschädel* auf *ich hasse den Pflug, ich jage den Teufel, ich kluibe* (spalte) *den Schädel* zurück. Dass nach dem Wegfall des *ich* sich auch Umdeutungen der Verbalform zum Imperativ vollzogen haben und manche Neubildungen dann unmittelbar vom Imperativ ausgehn, soll nicht geleugnet werden.

Dazu brauchen aber Namen wie *Thudichum, Südekum* (= Siehdichum) nicht notwendig zu gehören; sie müssen nicht Anreden an die ersten Träger dieser Namen gewesen sein, sondern diese Redensarten können vom Träger des Namens selbst angewendet sein: wer ständig den Rat gibt, sich umzusehn, sich umzutun, wird natürlich selber geneigt sein, dementsprechend zu handeln.

Ich kann übrigens einen älteren Vertreter meiner Anschauung namhaft machen: Hauff schreibt Werke Bd. 1, 129 (Bibliogr. Institut): *da kommen die Junker von Habenichts und Binnichts;* hätte er nicht *Habenichts* als *ich habe nichts* aufgefasst, so hätte er nicht dazu die Neubildung *Binnichts* schaffen können.

Mit der neuen Erkenntnis ausgerüstet können wir nun auch noch ein anderes Rätsel lösen. Das Nhd. besitzt neben *das Müssen* auch das Substantiv *das Muss* (Goethe: *und endlich gibt ein böses Muss der Sache widrig den Beschluss*): das ist zweifellos nichts anderes als «das Ich muss».

Giessen 4. III. 24. *O. Behaghel.*

Die französischen Wörter im Altnordischen.

Die frz. Wörter im Altnord. sind grösstenteils typische Wanderwörter. Ihr Grundstock gehört zu den Wörtern, welche die Welle des frz. Rittertums seit dem 12. Jh. über ganz Europa getragen hat. Die Nachbarländer, besonders die Niederlande und Deutschland, wurden von frz. Wörtern überflutet, in etwas weiter liegenden Ländern war ihre Anzahl geringer, aber so mächtig war diese Welle, dass noch recht abseits liegende Gegenden, wie z. B. Finnland, das nicht nur geographisch weit entfernt lag, sondern auch rein kulturell sehr wenig vom höfischen Einfluss berührt wurde, von einzelnen Wogenspritzern dieses Stromes von frz. Wörtern — wenn auch nur erst nach langen Umwegen — erreicht wurden.

Das Nord. lag geographisch nicht weit und, vor allem, es war verhältnismässig eng mit dem Kulturkreis verknüpft, dessen Mittelpunkt seit dem 12. Jh. das höfische Frankreich bildete. Und so kann es nicht Wunder nehmen, wenn bereits das Altnord. frz. Wörter in bedeutender Anzahl aufweist. Sowohl wortgeographisch wie kulturgeschichtlich wichtig ist es festzustellen, auf welchen Wegen die frz. Wörter ins Altnord. gedrungen sind und wie sie sich hier verbreiteten. Das Material ist in einigen Spezialuntersuchungen über die Lehnwörter der nord. Sprachen zusammengestellt, obgleich nicht in derselben Vollständigkeit, wie die frz. Wörter im Mhd. von (Palander-)Suolahti in seinen kritischen Verzeichnissen der frz. Wörter im 12. und 13. Jh.[1]

Ein zahlreiches Auftreten von frz. Wörtern im Nord. ist zuerst im Altwestnord. wahrzunehmen. Dieses sieht auf den ersten Blick etwas befremdlich aus, ist aber ganz natürlich. Diejenige Gattung der Literatur, die zum Gebrauch von hö-

[1] H. Palander(-Suolahti), Der französische Einfluss auf die deutsche Sprache im zwölften Jahrhundert (in: Mémoires de la Société Néophilologique à Helsingfors III); die Verzeichnisse der frz. Wörter des 13. Jh. sind vorläufig nur handschriftlich — allerdings druckfertig — vorhanden.

fischen Wörtern Veranlassung und Gelegenheit gab, wurde zuerst auf westnord. Sprachgebiet gepflogen. In seiner fleissigen Untersuchung Die Lehnwörter des Altwestnordischen (Palæstra LXXXV. Berlin, 1909) beschäftigt sich Frank Fischer eigehend auch mit den frz. Wörtern des Altwestnord. und versucht dabei festzustellen, auf welchem Wege diese Wörter ins Altwestnord. gelangt sind. Wie so oft bei Aufgaben dieser Art, erschwert ein Umstand ungemein das Erreichen sicherer positiver Ergebnisse: ein bedeutender Teil der in Frage kommenden Wörter weist keine Merkmale auf, die die Feststellung des Ganges der Entlehnung ermöglichen. Wenn in solchen Fällen keine sonstigen wortgeographischen Tatsachen — das Vorkommen des betr. frz. Wortes auf mit dem Westnord. in regem Verkehr stehenden Gebieten — einen Fingerzeig geben, ist vollständige Sicherheit nicht zu erreichen. Hier gilt es dann nur festzustellen, welchen Weg der Hauptstrom genommen hat. Diesem Hauptstrom wird man dann — vorausgesetzt, dass es sich wirklich um einen die anderen unbedingt dominierenden solchen handelt — das meiste Unsichere wohl oder übel zuschreiben müssen, wenn es nicht durch Zugehörigkeit zu einer besonderen Begriffssphäre einen anderen Weg der Entlehnung nahelegt.

Abgesehen von dieser Prinzipienfrage hat Fischer auch im Einzelnen nicht immer das Richtige getroffen, was auch das Gesamtergebnis nicht unberührt lässt. Vor allem hat Fischer die mndd. Vermittlung nicht hoch genug eingeschätzt. Wenn es ihm nicht gelingt, ein dem altwestnord. Lehnwort zur Seite stehendes mndd. zu entdecken, das auch lautlich sich mit dem altwestnord. Wort ziemlich vollständig deckt, neigt er sehr dazu, nach anderen Möglichkeiten zu suchen (direkte Entlehnung aus dem Frz., Entlehnung aus dem Mlat. oder aus dem Mengl.). Nun ist aber nicht zu vergessen, dass die Beschaffenheit der mndd. Literatur in recht bescheidenem Umfange Gelegenheit zum Gebrauch höfischer Wörter gibt, obgleich auch andererseits zuzugeben ist, dass das höfische Leben auf dem ndd. Gebiet nicht besonders hoch entwickelt

war und dass somit auch der frz. Einfluss und die frz. Wörter sich hier nicht sehr breit gemacht hatten. Aber die Hauptvermittlerin der frz. Wörter ins Altwestnord. war auch nicht die reine mndd. Sprache, sondern die Sprache der Hanse, deren Aufstieg bereits im 12. Jh. beginnt. Und die Sprache der Hanse deckt sich keineswegs vollständig mit dem durchschnittlichen Mndd., sondern hat mit dem Mndl. viele Berührungspunkte und zwar besonders auf lexikalischem Gebiete: hier lieferte das Mndl. eine Menge Kultur- und Handelswörter, die es selbst seinerseits oft aus dem Frz. schöpfte. Die Sprache der Hanse hat Niederschläge vor allem nur in Geschäftsurkunden u. ä. gefunden, die naturgemäss nur ein einseitiges Bild von dieser Sprache geben können. Um mndd. Vermittlung festzustellen, ist es also keineswegs immer notwendig einen entsprechenden mndd. Beleg ausfindig zu machen, manchmal genügt es schon festzustellen, dass das betr. Wort im Mndl. gang und gäbe war. — In diesem Sinne verwende ich also im Folgenden «mndd. Vermittlung», deren Umfang ich besonders hervorheben möchte.

Nach den von Fischer aufgestellten Listen wäre die Anzahl der engl.-lat. Wörter im Awestnord. sehr gross, und auch direkte Entlehnung aus dem Mittellat. wäre in grossem Umfang anzunehmen. Diese Gruppen schmelzen aber bedeutend zusammen, wenn man aus ihnen alles entfernt, was wahrsch. in die sowieso schon sehr umfangreiche Gruppe der ndd.-lat. Wörter hineingehört. In diesem Zusammenhang kann ich diese Wörter nur insofern berücksichtigen, als für sie nicht lat., sondern frz. Provenienz in Frage kommt — eine Entscheidung die oft ausserordentlich heikel ist. In dem Abschnitt «Romanische Lehnwörter» (S. 76—) würde nach der Einteilung Fischers die Gruppe der direkt aus dem Afrz. entlehnten Wörter bedeutend umfangreicher als die Gruppe der durch mndd. Vermittlung entlehnten sein. Die Gruppe der durch mengl. Vermittlung entlehnten frz. Wörter ist bei Fischer immerhin recht bedeutend, obgleich viel kleiner als die beiden zuerstgenannten. Dies gibt nach meiner Überzeugung kein

richtiges Bild von dem wahren Umfang der mndd. Vermittlung. Nicht nur, dass in einzelnen Fällen, wo sich Fischer für andere Möglichkeiten entschliessen zu müssen glaubt, mit grösserer oder geringerer Wahrscheinlichkeit mndd. Vermittlung vorliegt. Auch Erwägungen allgemeinerer Art deuten auf dasselbe hin.

Vor allem die Tatsache, dass ndd. Lehnwörter nicht frz. Ursprungs in grosser Anzahl bereits im Altwestnord. vorhanden sind; dieser ndd. Einfluss erreicht vom Anfang des 13. Jh. an eine bedeutende Stärke, so dass die Mehrzahl aller altwestnord. Lehnwörter aus dem Mndd. stammt.[1] Die Hauptvermittlerin ist dabei die deutsche Hanse gewesen. Und zwar vermittelte sie dem Norden nicht nur ndd. Lehngut, sondern stellte in mancher Hinsicht den Weg dar, auf welchem die zentraleuropäische Kultur nach dem Norden gelangte. Für das Altwestnord. hat ausserdem auch das Mittelengl. als Vermittlerin eine gewisse Rolle gespielt, die aber entsprechend dem zu dieser Zeit weniger innigen Verkehr weit unbedeutender ist.

Es ist schon längst erkannt worden, dass das altwestnord. Suffix *-era* auf mndd. Vermittlung beruht.[2] Hier kommt weder das Mittelengl., das dieses Suffix nicht aufgenommen hat, noch das Mhd., wo es *-ieren* lautet, in Frage. Es genügt aber nicht, diese Tatsache nur festzustellen, sondern es gilt die sich aus ihr ergebende wichtige Folgerung zu ziehen: Die Entlehnung eines Suffixes setzt eine bereits sehr weit gehende sprachliche Beeinflussung voraus und so würde bereits diese Entlehnung dazu berechtigen, die Vermittlerrolle des Mndd. besonders hoch anzuschlagen. An einzelnen frz. Wörtern, die ich gegen Fischer als auf mndd. Vermittlung beruhend ansehe, möchte ich hier bes. folgende hervorheben:

awestnord. *amia* braucht keineswegs direkt aus dem Frz.

---

[1] Vgl. Fischer, o. c., S. 26– und D. A. Seip, Norsk Sproghistorie (Kristiania, 1920), S. 15, 23.

[2] Vgl. Fischer, o. c., S. 86–87.

zu stammen (so Fischer, o. c., S. 77), da das Wort bereits früh im Mndl., Mndd. und Mhd. auftritt.

awestnord. *baldakin, baldikin* nebst Var. nicht nach Fischer (o. c., S. 68) direkt aus mlat. *baldachinum*, sondern wohl aus frz. *baldekin* und zwar durch mndd. Vermittlung, die Fischer ausschliesst, weil die von ihm angeführte mndd. Form *boldeke* aus lautlichen Gründen der awestnord. nicht zugrunde liegen kann. Indessen ist aber mndd. auch *baldekin* gut bezeugt und zwar urkundl. bereits im 13. Jh.; auch mndl. ist *baldekijn* häufig.

awestnord. *baronn, barunn* braucht nicht unbedingt direkt aus dem Frz. zu stammen (Fischer, o. c., S. 77). Mndl. *baroen*, mhd. *barûn*.

awestnord. *boti* 'Schuh' nach Fischer (o. c., S. 78) direkt aus dem Frz. Vgl. jedoch mndl. *bote*, mhd. *botschuoch*.

awestnord. *berill* 'Fass' nach Fischer (o. c., S. 77) direkt aus dem Frz. Vgl. aber mndl. *bareel(kijn)*, mhd. *barel*.

awestnord. *bukl* 'Schildbuckel' nach Fischer (o. c., S. 78) direkt aus dem Frz. Vgl. aber mndl. *bokel, buckel*, mndd. *bokele*, mhd. *buckel*.

awestnord. *kanifas* kaum mit Fischer (o. c., S. 79) direkt aus dem Frz., sondern wohl durch mndd. Vermittlung. Vgl. mndl. *canevas, canefas*, mndd. *kanives*.

awestnord. *klaret* nach Fischer (o. c., S. 79) direkt aus dem Frz. Offenbar durch mndd. Vermittlung; vgl. mndd. *klaret*, mndl. *clare(i)t*.

awestnord. *kordúna* soll nach Fischer (o. c., S. 79) direkt aus dem Frz. stammen. Das Wort ist aber bereits sehr früh im Mndl. (*corduaen* nebst Var.), Mndd. (*kordewanere*, z. B. Brem. Stat. [1274]) und Mhd. (*kurdewân, korrûn* seit dem 12. Jh.) belegt.

awestnord. *dromundr* nach Fischer (o. c., S. 78) direkt aus dem Frz. Vgl. jedoch das früh im Mndl. vorkommende *drachmon(t), dragmondt*, mndd. *dragemunt*, mhd. *trag(a)munt*.

awestnord. *finn* nach Fischer (o. c., S. 78) direkt aus dem Frz. Vgl. aber mndl. *fijn*, mndd. *fîn*, mhd. *fîn*.

awestnord. *fustan* 'Barchent' nach Fischer (o. c., S. 69) aus mlat. *fustanum*. Stammt wohl aus frz. *fustaine* über mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *fustein*, *fustaen*, mndd. *fustein*.

awestnord. *fors*, *forz*, *fords* direkt aus frz. *force* nach Fischer (o. c., S. 78). Vgl. aber mndl. *fortse* nebst Var., mndd. *forse*, *fortze*.

awestnord. *garþekors* nach Fischer (o. c., S. 69) aus mlat. *gardacorsium*. Die Quelle wird frz. *gardecors* sein, wahrsch. durch mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *gardecors*.

awestnord. *gardian* nach Fischer (o. c., S. 83) richtig durch mndd. Vermittlung; er nennt aber nur die mhd. Form. Wir haben es hier mit frz. *gardien* + lat. -anus zu tun, das auch früh mndl. als *gardiaen* belegt ist.

awestnord. *garlande*, unsicher, ob mit Fischer (o. c., S. 69) direkte Entlehnung aus dem Mlat. oder Frz. oder mndd. Vermittlung anzunehmen ist, da mndl. *garlande* nicht sehr häufig gewesen zu sein scheint; vgl. auch me. *garland*.

awestnord. *ísópi*, *ísópe* nach Fischer (o. c., S. 79) direkt aus dem Frz. Unsicher, ob aus dem Frz. oder Mlat., aber jedenfalls wohl durch mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *isop*, *ysope*, mndd. *isop*, mhd. *isope*. Jedenfalls spricht die von Fischer betonte Abweichung der lautlichen Form des awestnord. von der des mndd. Wortes keineswegs gegen mndd. Vermittlung.

awestnord. *latún(n)* nach Fischer (o. c., S. 80) direkt aus dem Frz. Vgl. aber mndl. *latoen* nebst Var., mndd. *laton*.

awestnord. *malatta* nach Fischer (o. c., S. 71) aus mlat. *malatus*. Vgl. aber mnd. *malade*, *malate*, mndd. *malat*, mhd. *malât*, deren Quelle wohl frz. *malade* ist.

awestnord. *morel* 'Fuchspferd' direkt aus dem Frz. nach Fischer (o. c., S. 80). Vgl. jedoch mndl. *more(e)l*; da es sich aber um einen einmaligen Beleg in Karlamagnussaga handelt, ist die Annahme Fischers nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen.

awestnord. *muscat* nicht mit Fischer (o. c., S. 71) aus dem Mlat., sondern wohl frz. *muscate* durch mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *muscaet*, mndd. *muschat-*.

awestnord. *piment* nicht mit Fischer (o. c., S. 81) direkt aus dem Frz. Vgl. mndl. *piment* nebst Var., mhd. *piment* nebst Var.

awestnord. *prisund* kaum mit Fischer (o. c., S. 81) direkt aus dem Frz., sondern vielmehr durch mndd. oder mhd. Vermittlung; vgl. mndl. *prisoen* nebst Var., mndd. *presûn*, mhd. *prisûn*.

awestnord. *príss*, *prísa* nicht direkt aus dem Frz. mit Fischer (o. c., S. 81), sondern durch mndd. Vermittlung; vgl. mndd. *pris*, mndl. *prijs* nebst Ableitungen, mhd. *prîs*.

awestnord. *quittr* nicht direkt aus dem Frz. mit Fischer (o. c., S. 79), sondern durch mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *quite*, *quijt*, mndd. *quit*, mhd. *quît*. Häufig als Handelsausdruck gebraucht.

awestnord. *ribbaldi* braucht nicht aus dem Mittelengl. zu stammen (so Fischer, o. c., S. 89); vgl. mndl. *ribaut*, mndd. *ribalt*, mhd. *ribalt*.

awestnord. *rîm* nicht direkt aus dem Frz. mit Fischer (o. c., S. 81); vgl. mndl. *rijm*, mndd. *rîm*, mhd. *rîm*.

awestnord. *hrokr* 'Turm im Schachspiel' nicht direkt aus dem Frz. (so Fischer, o. c., S. 78); vgl. mndl. *roc*, mndd. *roch*, mhd. *roch*. Es ist nicht angängig, dieses Wort von awestnord. *skak* zu trennen, für welches Fischer (o. c., S. 85) richtig mndd. Vermittlung in Anspruch nimmt. Dieses wird auch für awestnord. *mat* 'matt', *máta* gelten, das Fischer (o. c., S. 80) direkt aus dem Frz. herleiten möchte; vgl. mndl. *mat*, mhd. *mat*.

awestnord. *roti* 'Schar' nicht mit Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz. Vgl. mndl. *rote*, mndd. *rote*, mhd. *rote*.

awestnord. *sabelini*, *sabelin*, *safelin* nach Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz.; vgl. aber mndl. *sabelijn*; mndd. nur *sabel* belegt.

awestnord. *sergent*, *sargent* direkt aus dem Frz. nach Fischer (o. c., S. 82); vgl. aber mndl. *seriant*, *sargant*, mndd. *sariant*, *sargant*, mhd. *sarjant*, *serjant*.

awestnord. *sirop* soll nach Fischer (o. c., S. 82) direkt dem Frz. entstammen. Unsicher, ob das Wort aus dem Frz.

oder Lat. stammt, aber jedenfalls ist mndd. Vermittlung anzunehmen; vgl. mndl. *siro(o)p*, mndd. *sirop*. Für mndd. Vermittlung spricht auch das neutrale Geschlecht des Wortes im Awestnord. (= Mndl.), obgleich diesem Kriterium überhaupt nicht allzu viel Wert beizumessen ist.

awestnord. *siklat* nebst Var. wohl nicht direkt aus dem Frz. oder Mittelengl. mit Fischer (o. c., S. 74, 89); vgl. mndl. *cinglatoen*, *siglatoen*, mndd. *sickeltûn*, mhd. *sigelât*, *siclatûn*.

awestnord. *saei*, *saegin*, *saen* 'Stoff' nicht mit Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz.; vgl. mndl. *saey*, mndd. *saie*, *sage*, mhd. *sei*.

awestnord. *syrkot*, *surkot* nach Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz.; vgl. aber mndl. *sorcote*, *surkoot*, mndd. *sorkot*, mhd. *surkôt*. Direkte Entlehnung aus dem Frz. bzw. Beeinflussung von der frz. Form könnte nur bei der in Karlamagnussaga Bb belegten Form *syrkot* in Frage kommen.

awestnord. *tabarþr* nach Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz. Offenbar handelt es sich um mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *tabbaert* nebst Var., mndd. *tabbert*. Im Mittelengl. kommt das Wort *tabard* erst in der zweiten Hälfte des 14. Jh. vor (vgl. Stratmann, Middle-English Dictionary, s. v.) und auch im Mhd. tritt es erst nach dem 13. Jh. auf und beruht hier offenbar auf mndl. Vermittlung.

awestnord. *tersel* führt Fischer (o. c., S. 89) auf mittelengl. *tiercel* zurück. Näher liegt mndd. Vermittlung; vgl. mndl. *tersel*, mhd. *terzel*.

awestnord. *turn-* 'Turnier-' soll nach Fischer (o. c., S. 82) direkt dem Frz. entstammen. Vielmehr ist die Sippe durch mndd. Vermittlung ins Awestnord. gedrungen; vgl. mndl. *torn-*, mndd. *torn-*, mhd. *turn-*.

awestnord. *turneiss* 'Münze' kaum mit Fischer (o. c., S. 82) direkt aus dem Frz.; vgl. mndl. *tornooys*, *turnoys*, mndd. *tornose*, *turnose*, mhd. *tornois*. Die Endung *-eiss* kann auf Analogie oder Lautsubstitution beruhen, lässt sich aber nicht etwa für normann. Provenienz in Anschlag bringen.

Eine schwer zu beantwortende Frage ist es, ob und in

welchem Umfange ostnord. Vermittlung für die frz. Wörter im Awestnord. in Frage kommt. Einige allgemeine Erwägungen würden der Annahme ostnord:er Vermittlung, jedenfalls in grösserem Umfang, abhold sein. So vor allem die Tatsache, dass frz. Wörter im Altostnord. nur in sehr spärlicher Anzahl belegt sind; diese Tatsache könnte aber darauf beruhen, dass der Charakter der altostnord. Literatur dem Gebrauch frz. Wörter wenig günstig war. Aber eben dieses spärliche und späte Auftreten der höfischen Literatur im Ostnord. lässt den Schluss ziehen, dass ein rein literarisches Interesse für das höfische Leben im Ostnord. erst später als im Westnord. vorhanden war, und dass somit die höfischen frz. Wörter, jedenfalls sofern sie mehr oder weniger Buchwörter waren, und nicht etwa auf mündlicher Entlehnung aus dem Mndd. beruhend in der gesprochenen Sprache im Ostnord. feste Wurzeln geschlagen hatten, nicht durch ostnord. Vermittlung ins Westnord. gedrungen sind.

Für die frz. Wörter der lebendigen Sprache, die schon früh aus dem Mndd. ins Ostnord. gedrungen sind, liegt die Annahme von ostnord. Vermittlung ins Westnord. nahe, und in einigen Fällen lässt sie sich auch mit grosser Wahrscheinlichkeit nachweisen. Aber so wie die Verhältnisse im Altnord. liegen, ist das Auftreten eines frz. Wortes in den beiden Zweigen des Nord. noch kein bindender Beweis für ostnord. Vermittlung: hatte doch sowohl das West- wie das Ostnord. direkte und nahe Beziehungen zum Mndd. Für das Altwestnord. ist der ndd. Einfluss vom 13. Jh. ab schon sehr bedeutend, für das Dän. seit Ende des 12. und für das Schwed. seit Ende des 13. Jh. Andrerseits waren die Beziehungen der nord. Länder seit der Kalmarer Union — also etwa seit Ende des 14. Jh. — so eng, dass ein Lehnwort sehr leicht und schnell aus einem Lande in die übrigen wanderte. — Im Folgenden bespreche ich einige Einzelfälle, in denen ostnord. Vermittlung wahrscheinlich ist.

Das mndd. Suffix *-eren* ist allerdings im frühesten Altdän. nicht belegt, aber alles scheint dafür zu sprechen, dass

das Suffix schon zu dieser Zeit im Dän. vorhanden war und nur durch einen Zufall nicht belegt ist;[1] nach 1350 ist es in der Form *-ere* häufig belegt.[2] Auch im Altschwed. ist *-era* im Gebrauch.[3]

awestnord. *baldakin* nebst Var. (< mndd.-mndl. *baldekijn, baldekin*; die Tatsache, dass im Mndd. die Form *boldeke* belegt ist, hat offenbar Fischer dazu verleitet (o. c., S. 68), das awestnord. Wort auf mlat. *baldachinum* zurückzuführen, was durchaus unberechtigt ist, schon weil die Form auf *-ol-* im Mndd. etwa im 12.—13. Jh. durch ein zu dieser Zeit wirkendes Lautgesetz entstanden ist, und jedenfalls auf eine Form auf *-al-* zurückgehen muss, die ausserdem auch belegt ist — mndd. *baldekin* 13. Jh. —) kommt bereits im frühesten Altdän. in der Form *baldækin* vor[4] und scheint sich auch im Schwed. sehr früh eingebürgert zu haben in der Form *baldakin, baldekin* nebst Var.[5]

awestnord. *beia* (< mndd. *boie*), im adän. *boiæ* (vgl. Fischer, o. c. S. 57 und Kristensen, o. c. S. 43), aschw. *boia* vom 14. Jh. an belegt (Söderwall). — Das awestnord. *ei* gegenüber ostnord. *oi* braucht nicht zu befremden. Entweder hat im Ostnord. eine Nebenform auf *ei* bestanden — der Wechsel zwischen *oi* und *ei* ist im Mndd. sehr häufig und kommt auch in den frz. Wörtern des Mhd. vor — oder aber wir haben es mit awestnord. Lautsubstitution zu tun.

awestnord. *dubl, dufl.* 'Würfelspiel', altdän. *(vor)doplæt* (Fischer, o. c. S. 83, Kristensen, o. c. Ss. 55—56), altschwed. *dobl, dubbel* nebst Ableitungen sehr verbreitet (< mndd. *dobbel-*).

---

[1] Vgl. M. Kristensen, Fremmedordene i det ældste danske Skriftsprog (før omtr. 1300) (Diss. Kopenhagen 1906), S. 68. — Allerdings nimmt K. an, dass die Endung vorläufig nur bei Lehnwörtern vorkam, also noch nicht produktiv war.

[2] Vgl. I. Marquardsen, PBB XXXIII, S. 450.

[3] Vgl. F. Tamm, Om tyska ändelser i svenskan (Upsala Universitets Årsskrift 1880), S. 18—.

[4] Vgl. Kristensen, o. c., S. 36.

[5] Vgl. K. F. Söderwall, Ordbok över svenska medeltidsspråket I—III (Lund, 1884—1918), s. v.

awestnord. *ingiver*, altdän. *ingæfær*, *ingifær* (vgl. Fischer, o. c., S. 59, Kristensen, o. c., S. 38—39), aschwed. *ingefära* (seit dem 14. Jh.) (< mndd. *engever*, *ingever*, mndl. *gingeber*; im Mndl. und Mndd. wurde das anlautende *g* vor *i* nicht als Verschlusslaut, sondern als Spirant gesprochen, was bei dieser wohl auf mündlichem Wege gemachten Entlehnung zur Erklärung der graphischen Form nicht zu vergessen ist).

awestnord. *kosta*, altdän. *kostae*, altschwed. *kosta* nebst Ableitungen sehr verbreitet. Das Wort ist wohl mit Fischer (o. c., S. 60) gegen Kristensen (o. c., S. 28) auf mndd. *kosten*, mndl. *costen* zurückzuführen.

awestnord. *kaer*, altdän. *kaer* (Fischer, o. c., S. 80, Kristensen, o. c., S. 21—22), altschwed. *kär* nebst Var. und Ableitungen. Die Herkunft des Wortes ist strittig (pikard. oder lat.).

awestnord. *kult*, altdän. *kæltæ*, *colther* (vgl. Fischer, o. c., S. 84 und Kristensen, o. c., S. 50), altschwed. *kult(er)*, *kylt(er)* seit dem 13. Jh. belegt (< mndd. *kolte*, mndl. *culte*, *cultre*).

awestnord. *mortel*, altdän. *mortael* (vgl. Fischer, o. c., S. 62, Kristensen, o. c., S. 40) (< mndd. *morter*, mhd. *mortel*).

awestnord. *muskat*, altdän. *muscatæ* (vgl. Fischer, o. c., S. 71, Kristensen, o. c., S. 34), altschwed. *muskat* (14. Jh.).

awestnord. *planka*, altdän. *planka* (vgl. Fischer, o. c., S. 63), Kristensen (o. c., S. 41), aschw. *planka* (14. Jh.) (< mndd. *planke*, mndl. *planke*).

awestnord. *príss* nebst Ableitungen, altdän. *prisae* (Fischer, o. c., S. 81, Kristensen, o. c., S. 41), altschwed. *pris* nebst Ableitungen sehr verbreitet (< mndd.-mndl. *pris*, *prijs*).

awestnord. *sappel*, *siappel* (Fischer, o. c., S. 85), altdän. *siæpæl* (Kristensen, o. c., S. 22), altschwed. *säppal* (trotzdem Söderwall nur einen einzigen späten Beleg aus dem 15. Jh. gibt, muss das Wort im Altschwed. gäng und gäbe gewesen sein, wie das finn. Lehnwort *seppele* zeigt) (< mndd. *sappel* nebst Var., mndl. *chapeel*, *sapeel* nebst Var.).

awestnord. *spaldener*, altdän. *spaldæner* (Fischer, o. c., S. 85, Kristensen, o. c., S. 42), altschwed. *spaldenär*, *spoldener* (13. Jh.) (< mndd. *spoldener*, mndl. *spoldenere* belegt Verwijs-Verdam

aus dem ostmndl. D. Orde). Die Entlehnung aus dem Mndd. hat vor dem Übergang des *al* + Kons. > *ol* stattgefunden; im Altschwed liegt doppelte Entlehnung vor.

Wenn die Frage der event. ostnord. Vermittlung dadurch ausserordentlich kompliziert wird, dass das Vorkommen eines Wortes sowohl im Ost- wie Westnord. nicht ohne weiteres den Schluss auf ostnord. Vermittlung zulässt, wenn — wie dies gewöhnlich der Fall ist — der erste ostnord. Beleg bedeutend jünger ist als der erste westnord., so liegen die Verhältnisse innerhalb des Ostnord. selbst viel einfacher: das Vorkommen desselben frz. Wortes sowohl im Dän. als auch im Schwed. berechtigt in der Regel zu der Annahme dän:er Vermittlung für das Schwed. Dieses ist nicht nur durch den verhältnismässig engen Zusammenhang der beiden Sprachen zu dieser Zeit und durch sprachgeographische Tatsachen begründet, sondern auch dadurch, dass bei gleichzeitigem Vorkommen eines frz. Wortes in den beiden Zweigen des Ostnord. die ersten Belege in der Regel zeitlich nicht sehr weit auseinanderliegen.

Ohne hier auf die Fülle der in Frage kommenden Worte einzugehen, verweise ich auf die bei der Behandlung der ostnord. Vermittlung erwähnten Fälle, in denen meistens das betr. Wort aus dem Dän. ins Schwed. wanderte. Sehr wichtig für die Beurteilung dieser Frage ist auch die schon längst gemachte Feststellung,[1] dass das mndd. Sprachgut des Aschwed. grösstenteils durch das Dän. vermittelt wurde.

Nur noch einige Beispiele für Wörter bzw. Formen, die im Awestnord. nicht vorkommen, und die ins Schwed. offenbar durch dän. Vermittlung gedrungen sind:

Die Form *bliand* und *bliald* (< mndd. *blialt, bliand*) kommen sowohl im Altdän. nach 1350 (vgl. PBB 33, S. 415) wie im Altschwed. (seit dem 13. Jh.) vor, während im Awestnord. nur die Form *bliat* belegt ist.

---

[1] Vgl. z. B. E. Tegnér, Arkiv för nord. filol. V (1889), S. 155— und 303—.

Das Wort *hast-* nebst Ableitungen ist häufig im 14. Jh. im Dän. (vgl. PBB 33, S. 421) und im Schwed. belegt, ist aber für das Awestnord. von Fischer noch nicht bezeugt (< mndd. *hast-*, mndl. *ha(e)st-*).

Das Wort *kapun* kommt sowohl im Altdän. (vgl. Kristensen, o. c., S. 38) als auch im Altschwed. vor, ist aber nach Fischer im Awestnord. noch nicht vorhanden.

In diesem Zusammenhang gehe ich nicht näher auf die Fragen ein, die sich aus dem vor allem im Westnord. sich geltend machenden engl. Einfluss ergeben, wie auch nicht auf die Möglichkeit westnord:er Vermittlung, die in vereinzelten Fällen nahezuliegen scheint.

Eine Gruppe für sich, die bei Fischer vollständig fehlt, bilden die dem Mhd. entstammenden frz. Wörter. Sie kommen bes. in den Riddarsogur vor und scheinen vorzugsweise Buchwörter zu sein. Ihr Vorkommen ist von grosser Bedeutung für die Beurteilung der Quellenfrage der isländ.-norweg. höfischen Literatur. Wie bekannt ist die landläufige Meinung, dass die Quellen frz. oder lat. waren.[1] Die durch mhd. Vermittlung ins Awestnord. gedrungenen frz. Wörter verlangen eine eingehende neue Nachprüfung der Quellenfrage nach dieser Richtung hin. Die unten behandelten Wörter scheinen besonders dafür zu sprechen, dass Wolfram von Eschenbach für diese Literatur von Bedeutung gewesen ist, da die meisten der unten angeführten Wörter bei ihm vorkommen. Manches Unsichere lässt sich hier erst nach eingehender Nachprüfung der Quellenfrage der awestnord. Denkmäler mit Sicherheit beantworten, wie ja eine solche Nachprüfung ihrerseits überhaupt auf die Frage nach den frz. Wörtern im Awestnord. in manchen Einzelheiten neues Licht werfen kann. — Im Folgenden stelle ich einige frz. Wörter des Awestnord. zusammen, die mit mehr oder weniger grosser Wahrscheinlichkeit dem Mhd. entstammen:

awestnord. *amatisti* (hap. leg.). Fischer (o. c., S. 56) hält

[1] Vgl. z. B. Mogk in PGrdr II², S. 858.

das Wort für ndd.-lat. Der Form nach steht am nächsten mhd. *amatiste*, das bereits im 12. Jh. bei Veldeke und dann auch im 13. Jh. belegt ist.

awestnord. *bliat* hält Fischer (o. c., S. 57) für ein ndd.-lat. Wort. Das Wort stammt offenbar aus dem Mhd., wo *bliat* (neben *blialt*) seit dem 12. Jh. vorkommt. Da die Form ohne *l* vor *t* aus dem Ostfrz. stammend nur im Mhd. vorkommt — mndl. *bliaut*, mndd. *bliant*, mittelengl. *bliand* — kann mhd. Provenienz als gesichert gelten, da direkte Entlehnung äusserst unwahrscheinlich ist und die Gruppe der Stoffnamen auf *-at* im Awestnord. nicht umfangreich genug ist, um analogische Umgestaltung wahrscheinlich zu machen.

awestnord. *bussel, buzel* 'Fass' leitet Fischer (o. c., S. 68) aus mlat. *bussellus* her und erwähnt ausserdem frz. *boissel*, mittelengl. *bushel*. Das Wort stammt offenbar aus dem Mhd., wo nach Suolahti *buzzel* (< frz. *boucel*) im 13. Jh. nur in Wolframs Parz. vorkommt. Sowohl das awestnord. als auch das mhd. Wort haben neutr. Geschlecht, was neben der graphischen Übereinstimmung der awestnord. Form *buzel* mit der mhd. zu beachten ist, da es sich hier um ein Buchwort handelt. Das Wort kommt nach Fischer (o. c., S. 167, 168) im Awestnord. in der Parcevalsaga vor, was auch besonders hervorzuheben ist. Wolfram hat sein Wort offenbar Kristian von Troyes entnommen. Nach W. Foerster, Wb. zu Krist v. Troyes Werken (Halle a. S., 1914), S. 68 kommt das Wort *bocel* 'Weinschlauch, -gefäss' zweimal in Kristis Gral vor.

awestnord. *danz, dans* möchte Fischer (o. c., S. 83) aus dem mndd. *danz* herleiten. Nun ist aber die mndl.-mndd. Normalform *dans* (= frz. *danse*), wogegen für das Mhd. die verhochdeutschte Form *tanz* gilt. Indem ich mich sonst hier Fischer anschliesse, möchte ich für die awestnord. Form *danz* Beeinflussung durch das mhd. graphische Bild annehmen.

awestnord. *gramerz* gehört nach Fischer (o. c., S. 83) zu den vermutlich durch das Mndd. aufgenommenen Wörtern; er nennt aber trotzdem an dieser Stelle mhd. *gramerzi*. Da das Wort sowohl dem Mndl. als auch dem Mndd. fremd zu

sein scheint, wird es sich wohl um eine Entlehnung aus dem Mhd. handeln, wo *gramerzi* von Suolahti für das 13. Jh. bei Wolfram, Rudolf von Ems und Ulrich von Türheim in frz. Floskeln belegt ist.

awestnord. *pataldr* (frz. *bataille*). Fischer nimmt (o. c., S. 84—85) mndd. Vermittlung an, nennt aber nur das mhd. *patalje*. Wegen des anlautenden *p-* ist mhd. Herkunft wahrscheinlich.

awestnord. *pláz* (frz. *place*). Fischer nimmt (o. c., S. 81) direkte Entlehnung aus dem Frz. an. Ausser der übereinstimmenden Graphie (mhd. *pla(t)z*) spricht für Entlehnung aus dem Mhd. auch das gramm. Geschlecht: frz. und mndl. fem., awestnord. neutr., mhd. mask.

awestnord. *rábítr* möchte Fischer (o. c., S. 81) direkt aus dem Frz. herleiten. Das Wort scheint auf mhd. *ravît* zurückzugehen, das seit dem 12. Jh. nach Suolahti häufig belegt ist; mndl. ist nur (ors) *arabi* belegt und die Existenz der von Verwijs-Verdam (Mndl. Woordenboek VI, Sp. 940) nur zögernd angesetzten Form **ravijt* kaum wahrscheinlich.

awestnord. *stoltr, stolz*. Wie Fischer (o. c., S. 56) mit Recht feststellt, ist die Form *stolz* mhd.

awestnord. *suzingul* leitet Fischer (o. c., S. 75) aus lat. *succingulum* her. Da sonst nur im Mhd. die Form *surzengel*, von Suolahti sowohl im 12. als auch im 13. Jh. belegt, existiert, ist ein Zusammenhang zwischen den beiden Wörtern möglich, obgleich das awestnord. offenbar durch das lat. Schriftbild beeinflusst worden ist.

awestnord. *violat* 'Sammt' führt Fischer (o. c., S. 75) zweifelnd auf mlat. *velluetum, villutum* zurück. Zugrunde liegt wahrscheinlich mhd. *violât*, das Suolahti für das 13. Jh. belegt und aus frz. *violete* 'Wollstoff' + das Stoffnamen bildende Suffix *-ât* oder direkt aus afrz. *violat* erklärt. Im Mndl. ist *violaat* erst nach 1315 belegt; vgl. J. J. Salverda de Grave, Essai sur quelques groupes de mots empruntés par le néerlandais au latin écrit [Verhandel. der koninkl. Akad. v. Wetenschappen te Amsterdam. Afd. Letterkunde. Nieuwe reeks III (1901)], S. 55.

Ausserdem liessen sich noch einige rein graphische Eigentümlichkeiten nachweisen, deren mhd. Ursprung nur dann mehr als eine Möglichkeit würde, wenn sich eine recht weitgehende Vertrautheit der awestnord. Dichter mit der mhd. Literatur nachweisen liesse.

Was endlich die dialektische Herkunft der frz. Wörter im Altnord. betrifft, so tragen die meisten keine deutlichen Merkmale, die eine genaue Bestimmung ihrer Quellenmundart ermöglichten. Für die meisten Wörter müssen allgemeine Erwägungen ausschlaggebend bleiben. Da die frz. Wörter zum grössten Teil durch das Mndd. dem Anord. vermittelt wurden und das Mndd. seinerseits seine frz. Wörter in erster Linie durch das Mndl., viel seltener durch das Mhd. aufnahm, so wird ihre Provenienz sehr oft dieselbe sein, wie diejenige der frz. Wörter im Mndl., d. h. pikardisch-hennegauisch. Die durch mengl. Vermittlung eingedrungenen Wörter sind normann:er, die dem Mhd. entnommenen, deren Anzahl nicht genau zu bestimmen ist, ostfrz:er oder pikard:er Herkunft.

Aus dem Pikard. — über mndd. Vermittlung — stammen wegen des erhaltenen lat. *c* vor *a* awestnord. *kabill* (< frz. *cable*, wohl als nordfrz. (Seeterm!) anzusehen, neben welchem gemeinfrz. *cheable*), *kaprun* (< pikard. *caperon*, neben gemeinfrz. *chaperon* 'Hut'), *katel* (< pikard. *catel*, gemeinfrz. *chatel* 'Hausrat'), *planka* (< pikard. *planke*). — Aus dem Zentralfrz. stammt dagegen *sappel* nebst Var. (< frz. *chapel* 'Kranz').

Aus dem Ostfrz. — d. h. entweder wallon., lothring. oder burgund.[1] — stammt die über das Mhd. entlehnte Form *bliat* (< ostfrz. *bliat* neben gemeinfrz. *bliaut*).

Bei der nicht sehr bedeutenden Rolle des Mittelengl. als Vermittler frz:er Wörter ins Awestnord. wäre ich nicht geneigt, die im Awestnord. einige Male vorkommende Endung *-eiss* (< gemeinfrz. *-ois* < lat. *-ensem*) als normann. anzusehen, obgleich ja im Norm. lat. *ē* als *ei* erhalten bleibt, dagegen im

[1] Vgl. Verf., Studien über die frz. Worte im Deutschen (Diss. Helsingfors 1918), S. 38.

Gemeinfrz., gleichfalls über *ei*, zu *oi* wird und zwar schon gegen Ende des 12. Jh., im Osten sogar früher.[1] Für das Wort *turnei* nebst Ableitungen kommt noch die Möglichkeit in Frage, dass es auf der älteren frz. *ei*-Stufe über mndd. Vermittlung beruht. Bei dem awestnord. Buchwort *palafrei* (vgl. mittelengl. *palefrai*) ist die Möglichkeit normann:er Herkunft nicht von der Hand zu weisen.

Emil Öhmann.

Einige Bemerkungen zu der neuesten semasiologischen Forschung.

«Es ist ein Fehler, sich auf eine Stelle zu klemmen und durch die Lupe des Logikers den grösseren Zusammenhang nicht mehr zu sehen, aus dem doch alles Einzelne sich ergibt. Wer immer nur dem begrifflichen Inhalt der Wortbedeutung nachgeht, wer den Worten neben dem Anschauungswert nicht auch einen Gefühlswert zugesteht, der wird allerdings Ausdrücke wir «*steinreich*», «*mordsbrav*», «*höllisch* kalt», «*arg* schön» nur dumm und ungebildet finden.» Dieses Zitat, das ich mir aus einem Artikel von Karl Müller in der Zs. des allgem. deutsch. Sprachvereins, 14, Sp. 10, gemerkt habe, kommt mir in den Sinn, wenn ich mir die Verschiedenheit in der Betrachtungsweise zu veranschaulichen versuche, die in den älteren semasiologischen Werken gegenüber den neuesten an den Tag zu treten scheint. Die ältere Betrachtungsweise (vgl. Pauls Prinzipien) konstatierte ja, nachdem sie die Grundbedeutung eines Wortes ermittelt hatte, dass die neue Bedeutung entweder eine Erweiterung oder eine Spezialisierung der alten bezeichne oder in einer bestimmten räumlichen, zeitlichen oder ursächlichen Beziehung zu der älteren stehe. Indem man diese Tatsache konstatierte, indem man sich also fragte,

[1] Vgl. z. B. Gr Grdr I², S. 731 und Schwan-Behrens, Afrz. Gr. I–II¹¹ (1919), S. 126, § 225.

ob das oder das an der Wortbedeutung stattgefunden, hatte man sich mit Hilfe der Logik das Endergebnis des Bedeutungswandels klargelegt. Man hatte erforscht, was vor sich gegangen war, wie aber die neue Bedeutung zustande gekommen, welches die dem Wandel zugrundeliegenden Motive gewesen, das war weniger berücksichtigt worden.

Mit dem Erscheinen der «Völkerpsychologie» hatten sich Faktoren, hatte sich eine Betrachtungsweise geltend gemacht, die auch auf die Erforschung der Wortbedeutung und deren Wandel einwirken mussten. Man sah ein, dass auch bei diesem Wandel die seelischen Regungen mitspielten. Neben Fragen allgemeiner Art wie z. B.: wie fängt das Kind zu sprechen an? oder: wie spiegelt sich die Kinderseele in der Sprache des Kindes wieder? oder: welcher Mittel bedient sich die Psyche des einfachen Volkes, um in dessen Mundart zum sprachlichen Ausdruck zu kommen? und dergleichen Fragen mehr, in denen die Kindersprache oder der Volksdialekt zum Gegenstand der Untersuchung gemacht worden waren, begann man, über die psychologischen Ursachen des Bedeutungswandels nachzuforschen. So wie Wundt für den Bedeutungswandel seine allgemeinen psychologischen Assoziationsgesetze aufgestellt hatte, wobei der Bedeutungswandel auf eine «Gleichheitsverbindung», eine «räumlich-zeitliche Berührungsverbindung» der Assoziationen oder auf eine «Verdrängung unvereinbarer Elemente» [1] beruhe, legte Dauzat, zehn Jahre später, der Bedeutungsentwickelung seine «association des idées» zugrunde [2], und behandelt Falk, wieder zehn Jahre später, in seiner Betydningslaere [3] die Veränderungen der Bedeutungen und teilt sie, teilweise gleich Wundt, in solche, die auf I einer «Berøringsassociasjon» oder auf II einer «Likhetsassociasjon» oder auf III einer «Associasjon bevirket av talesammenhengen» oder auf IV

[1] Die Sprache, II, S. 580.

[2] «C'est à la psychologie qu'il faut demander la clef des évolutions sémantiques. Le principe directeur n'est autre que l'association des idées» (La vie du langage, p. 105).

[3] Kristiania, 1920.

einer «Associasjon begrunnet i likhet i form eller betydning» oder auf V «affektive årsaker» beruhen.

Die gemeinsamen Hauptursachen des Bedeutungswandels sind also bei Allen die Assoziationen der verschiedenen Vorstellungen. Wenn es auch wahr sein dürfte, dass «enhver endring i betydningen beror på en ved forestillingssammenheng fremkalt associasjon», [1] scheint doch eine einfache Gleichheit oder Berührung der Assoziationen nicht in jedem Falle zur Erklärung eines Bedeutungswandels auszureichen. Es mag wohl richtig sein, dass z. B. norw. *tunge* für «Landzunge» oder ein altnorw. *berg(s)nos* für «Felsen*nase*» (vgl. *cap* und finn. *niemen=nenä* oder *=nokka*) durch Gleichheitsassoziationen mit den entsprechenden Körperteilen zustande gekommen sind, aber ebenso unzweifelhaft können, ja vielleicht müssen einige andere Faktoren massgebend gewesen sein. Wenn nur das einfache Gleichheitsprinzip zugrunde zu legen wäre, warum spräche man dann nicht in diesem Falle ebensogut etwa von dem «Kinn» eines Felsens oder von einer «Land*nase*»? Hier muss m. E. unbedingt etwas anderes hinzukommen. Mir fällt ein bezeichnendes Beispiel aus dem Finnischen ein. Ein altes finn. Bauernweib stand am Seeufer und wartete auf den von der Stadt kommenden Dampfer. Als sie ihn endlich am jenseitigen Ufer entlang kommen sieht, wie er dann und wann mit dem Vordersteven an eine gegenüberliegende Landungsbrücke stösst, nur um die Post zu überbringen, ruft sie ungeduldig aus: da schnuppert er an jeder Brücke![2] Wenn der Frau der Vordersteven des Dampfers auch als «Nase» vorschwebte, bezweifle ich, dass die Vorstellung des «Schnupperns» zum Durchbruch gekommen wäre, wenn nicht die aufgeregte Stimmung und die Situation der Frau dazu Veranlassung gegeben hätte. Auch würde wohl ein «Schnuppern» eines Dampfers in jeder «nüchternen» Situation schwerlich verstanden werden. Hier müssen also einerseits affektische Einflüsse bei dem Sprechenden und

---

[1] Falk, S. 56.

[2] «Siellä se nuuskii joka laituria.»

andererseits eine bestimmte Situation vorausgesetzt werden. Ähnlich dürfte es sich auch mit *tunge* im Norwegischen verhalten.

Auch bei dem Einfluss der «Berøringsassociasjon» auf den Bedeutungswandel scheint mir nicht alles einwandfrei. «En tallrik gruppe utgjøres av ord hvor stoffet er blitt betegnelse for produktet. Således brukes «glass» om adskillige av glass forarbeidede ting — — om drickeglass, om en glassrute» (S. 58—59). Wenn man im Finn. dasselbe Wort *lasi* bald in der Bed. «Trinkglas», bald, besonders in der Volkssprache, als «Fenster» antrifft, oder wenn der finn. Bauer sagt, dass er den Text seines Gesangbuches in der Kirche nicht sehen könne, weil er seine «Gläser» vergessen habe, so wendet er diese Ausdrücke an, nicht weil in ihm eine Assoziation des Produktes mit dem des Stoffes stattgefunden hätte, sondern indem er die längere Form *silmälasit* (Augengläser) unwillkürlich verkürzt, weil er weiss, dass er bei dieser Gelegenheit ohne weiteres verstanden wird. Hier braucht ebenso wenig eine «Berøringsassociasjon» vorzuliegen wie bei «ich lese Shakespeare» oder bei «einen Tizian kaufen» (S. 56). Wollte man ähnlicherweise durch eine «Berøringsassociasjon» z. B. das finn. *vaate* in der Bed. «Fahne» [1] (im Marsch der Björneborger) erklären, würde man, glaube ich, den Einfluss des Gefühles auf den Bedeutungswandel völlig verkennen.

Man hat irgendwo Wundt vorgeworfen, er habe auf dem äusserst schwierigen Gebiete des Bedeutungswandels seine Beispiele zu weither geholt, aus Zeiten und Verhältnissen, die in jeder Beziehung nicht mehr klar genug liegen, um zu möglichst sicheren Schlüssen kommen zu lassen (vgl. seine Ausführungen über *moneta*, S. 430). Dass Falk seine ungemein reichhaltige Beispielsammlung vornehmlich aus alten (altnorw und altisländischen) Zeiten geschöpft hat, scheint mir auch bedauert werden zu müssen. Denn auf einem Gebiete wie

---

[1] Vgl. im Schwed.: «fladdra fritt, vår glada *duk* i blått och hvitt» (Topelius).

die Semasiologie, wo die Erscheinungen auf fast unzählige psychische, oft ganz zufällige und individuelle Ursachen zurückzuführen sind, müsste wohl die lebende Sprache um den Forscher und an ihm selbst als das geeignetste Untersuchungsmaterial zu betrachten zein.[1] Bevor der Gebrauch eines Wortes in einer Bedeutung usuell geworden ist, muss er ja ockasionell gewesen sein, aber gerade diese ockasionelle Bedeutung ist nur an einem Material zu studieren, das uns nahe genug liegt. Wollte z. B. ein Fremder ergründen, wie die ganz ockasionelle Bedeutung «Flagge» dem finn. Wort *paita* in der individuellen Sprache eines von mir beobachteten finn. Kindes entstanden sei, wäre er vielleicht imstande, allerlei Berührungs- und Gleichheitsassoziationen zu erschliessen, die den Bedeutungswandel vermittelt haben würden; zu einer auf Tatsachen beruhenden Gewissheit des Urteils kann nur der kommen, der nicht nur das betreffende Individuum und dessen Erlebnisse, sondern auch die Situation kennt, in der die Verwendung des Wortes *paita* für «Flagge» stattfand.

Auf einen in dieser Beziehung, ich möchte sagen, zeitgemässeren Standpunkt bei der Erforschung des Bedeutungswandels stellt sich Wellander in seinen höchst anregenden «Studien zum Bedeutungswandel im Deutschen.[2] W. will von dem «eigentlichen Bedeutungswandel» die Fälle getrennt betrachten, in denen einerseits die Veränderung der Wortbedeutung auf einer Veränderung der Sache selbst beruht (vgl. *chauffeur* in der jetzt gebrauchten, gewöhnlichen Bed. «Automobilführer» und in der ursprünglichen des «Heizers») und andererseits die Veränderung der Bedeutung auf eine Entlehnung zurück-

[1] Vgl. bei Bally, Le langage et la vie (S. 61) folgendes: «Ce n'est que le parler individuel qui peut vraiment révéler les rapports entre la pensée et le langage. Le linguiste ne devrait donc négliger aucune occasion de noter scrupuleusement, jusque dans ses incorrections, les formes caractéristiques de son parler individuel, pour mieux se rendre compte des faits de pensée qui déterminent, dans chaque cas, le choix ou la création des expressions qu'il emploie spontanément.»

[2] Teil I erschienen in Uppsala Universitets Arsskrift 1917, Teil II daselbst 1923.

zuführen ist (vgl. etwa *Kammer* als «Parlament»). Den Euphemismus und die Metapher sowie die anderen Tropen rechnet er auch nicht zu dem «eigentlichen» Bedeutungswandel, sondern bezeichnet sie als eine «Namengebung», weil bei ihnen vonseiten des Redenden eine Wahl stattfinden müsse: «mit mehr oder weniger bewusster Absicht wird ein Ausdruck gewählt, der geeignet scheint, den in Frage stehenden Vorstellungsinhalt zu repräsentieren» (S. 138). So richtig es auch sein dürfte, besonders bei Ausdrücken, die auf Übertreibung, Scherz oder euphemistischer Verhüllung beruhen, eine Wahl, eine Absicht vorauszusetzen, muss diese Ansicht wohl in Fällen, wo es sich um keine stilistischen Tropen handelt — ich denke zunächst an kindersprachliche und volksprachliche Metaphern —, entschieden zurückgewiesen werden.[1] Als «eigentlichen» Bedeutungswandel lässt W. nur einen solchen gelten, worin als treibende Kraft die «gewöhnliche Sprechtätigkeit» bei häufigem Gebrauch anzusehen ist. Zwar ist die Hervorhebung der Sprechtätigkeit, des mechanischen Gebrauches einer Redensart als «treibende Kraft» eines Bedeutungswandels ja nichts Neues[2] und würde den Ausführungen Falks in seinem Kapitel über «associasjon bewirket av talesammenhengen» entsprechen. Aber W. unterzieht diese Seite des Bedeutungswandels (vgl. Teil II) einer so ausführlichen und auf zahlreichen Beispielen aus der alltäglichen Sprache fussenden Untersuchung, dass man seinen Ausführungen im grossen und ganzen beistimmen muss. In dem ersten Teil seiner Arbeit hat er die Frage kürzer behandelt, und scheint mir wenigstens das eine von den darin behandelten drei Beispielen nicht glücklich gewählt zu sein. Es handelt sich um den Bedeutungswandel von *aufziehen* in Verbindungen wie *ein Gewicht in die Höhe a., das Rad der Uhr a., die Feder a., die Taschenuhr a.*, u. dgl. W. schreibt den Bedeutungswandel des Wortes der Sprechtätigkeit zu, wobei «der Gebrauch dieses Ausdruckes eine zweimalige Er-

[1] Vgl. Behaghel, Literaturblatt f. germ u. rom. Phil. 1919, S. 223.

[2] Vgl. ausser Paul unter anderen Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter, München 1898.

weiterung seines Gebietes erfährt, indem die Vorstellung, dass etwas in die Höhe gezogen wird, die zuerst dominierte, allmählich als schwach gefühlte Nebenvorstellung in den Hintergrund tritt *(die Uhr a.)* und dann aus der Gesamtanschauung ganz verschwindet (*die Taschenuhr a.*)» (S. 67). Wenn man W. auch hierin Recht gibt, muss man, glaube ich, doch den Ausgangspunkt des Bedeutungswandels anderswo suchen. Fragt man sich nämlich, woher es kommt, dass sich *aufziehen* von seiner Grundbedeutung: «in die Höhe ziehen» zu der Verwendung in dem Zusammenhang «eine Taschenuhr a.» entwickeln konnte, so muss man unbedingt den Ausgangspunkt in der Entwickelung der Sache selbst suchen: weil sich mit der Zeit die Uhr aus einer mit Gewicht versehenen in eine solche ohne Gewicht entwickelt hat, ist die Verwendung von *aufziehen* auch in dieser Verbindung ermöglicht worden. Die Sprechtätigkeit hat also hier m. E. erst sekundäre Bedeutung, primär ist die geschichtliche oder hier die technische Entwicklung der Sache selbst (vgl. oben *chauffeur*).

Mit dem zweiten, erst kürzlich erschienenen Teil (s. o.) hat der Verfasser seine Untersuchungen über den Bedeutungswandel im Deutschen leider noch nicht zu Ende gebracht: er behandelt darin eine Unmenge von verschiedenen ellipsenartigen Auslassungen in der gewöhnlichen Rede, die wohl so ziemlich alle auch in anderen Sprachen vorkommen. Wie gross der Einfluss der Ellipse auf den Bedeutungswandel in der gewöhnlichen, alltäglichen Rede ist, merkt man schon an den Kindern, wovon folgendes Beispiel als bezeichnend hier mitgeteilt werden mag. Meine Buben von 6 u. 8 Jahren hatten irgendwie — wahrscheinlich durch Einfluss ihres Lieblingsgerätes im Wintersport, des finn. *potkuri* (eines kleinen Stossschlittens) — die Endung *-uri* liebgewonnen. Mit Hilfe dieser Endung und elliptischer Auslassung wurden nun eine ganze Menge von Gegenständen bezeichnet: so entstanden *linkkuri* (statt *linkkuveitsi* «Taschenmesser»), *posturi* (statt *postimerkki* «Briefmarke»), *kilpuri* (statt *kilpa-auto, kilpahevonen*, etwa

«Wettauto, Wettrenner»). Aber die elliptische Verwendung geht noch weiter. Wer würde wohl als Uneingeweihter die Bedeutungsentwicklung eines *leisuri* in dem Satze: «*se oli sit' vasta kiva leisuri*» (etwa «das war mir aber ein feines Automobil!») erklären können? Die Erklärung ist aber sehr einfach: die Buben hatten das prächtige Automobil des in Turku bekannten Leisegang kennen gelernt, es hatte einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, und in ihrer lebhaften Phantasie wurden nun auch andere ähnlich gebaute und feine Autos nach dem Muster der ebengenannten *-uri*-Gruppe kurzum *leisuri* benannt. Ohne näher auf Einzelheiten von Wellanders umfangreichen Untersuchungen über die Ellipse als Bedeutungswandel bewirkende Ursache einzugehen, vergisst man bei der Lektüre dieses reichhaltigen Materials allzu leicht, dass die Sprechtätigkeit nicht allein die Veränderung der Bedeutung hervorzurufen braucht, sondern dass sie ja oft gerade der Faktor ist, der eine schon durch andere Kräfte zustandegekommene neue Bedeutung lieber festhält als weiterentwickelt.

Ein Faktor, den Wellander m. E. zu wenig hervorgehoben hat, wenn es gilt, die Ursachen des Bedeutungswandels zu ergründen, ist der Affekt. Schon Wundt war bei seiner Untersuchung zu dem Ergebnis gekommen, dass «die Gefühlselemente der psychischen Gebilde einen hervorragenden Einfluss auf den Bedeutungswandel der Wörter ausüben können» (S. 528). Dass sie aber bei fast jedem Wandel einer Wortbedeutung zugrundegelegt werden müssten, hat erst Sperber zu beweisen versucht. Schon in seiner Arbeit über den Affekt als Ursache der Sprachveränderung [1] war er zu dieser Ansicht gelangt, obgleich er damals den hypothetischen Charakter seiner Ansicht betonte. Erst später in einer Reihe von kleineren Artikeln [2] und zuletzt in seiner, im vorigen Jahre erschienenen Arbeit «Einführung in die Bedeutungs-

[1] Halle a. S. 1914.

[2] Vgl. Maxima und Minima im Wirken der sprachverändernden Kräfte (Zs. f. rom. Phil. 1920) u. Ein Gesetz der Bedeutungsentwickelung (als Sonderabdruck aus Zs. f. deutsches altertum, S. 49—82, o. J.).

lehre», ist ihm diese Ansicht zu fester Überzeugung geworden. Er geht dabei von dem unzweifelhaft richtigen Standpunkt aus, dass das Wort «nicht nur ein Mittel zur Verständigung — — — sondern in mindestens ebenso hohem Grade ein Mittel zur Affektäusserung ist» (Einführung, S. 37), dass von diesen beiden Funktionen die letztere als die ursprünglichere [1] gelten muss, dass den Gefühlstönen, welche an den Vorstellungen haften, Energiequellen innewohnen und dass man es dieser Energiequelle sehr oft verdankt, wenn ein Wort im Kampf mit seinen Konkurrenten den Sieg davonträgt (vgl. etwa *Kopf*, ursp. «Schale», gegenüber dem alten *Haupt*). Wie die Gefühlsbetontheit einer Vorstellung einen Bedeutungswandel hervorbringen kann, sehe man z. B. bei sehr musikalischen Menschen, die in sich den Drang verspüren, von ihren gefühlsbetonten Vorstellungen auch da zu sprechen, wo sonst kein Anlass vorliegt: solche Redensarten wie «eine zart besaitete Person», «seine Ansprüche herabstimmen», «in guter Stimmung», «Takt haben» u. dgl. scheinen unzweifelhaft ähnlichen gefühlsbetonten Vorstellungen entsprungen zu sein; man vergleiche auch bei S. die unzähligen Beispiele aus der deutschen Soldatensprache, wo dieselbe Gefühlsbetontheit der Vorstellung von einem Maschinengewehr eine Unmenge von neuen Bezeichnungen aus ganz anderen Vorstellungssphären attrahiert hat, ohne welche Gefühlsbetontheit und die damit verbundene grössere Energiequelle es den Wörtern oft nicht möglich gewesen wäre, in einer grossen Sprachgemeinschaft Wurzel zu fassen, was doch ein ziemlich einstimmiges Gutheissen von seiten der Sprechenden voraussetzt. Ein bekanntes Beispiel der älteren Betrachtungsweise. Wir lesen bei Nyrop (Gr. hist. IV): «Le point de départ des changements (de sens) doit, selon nous, être cherché dans: 4° le

[1] Vgl. auch folgendes: «Die Sprache scheint gerade, wenn wir sie zu ihren frühesten Anfängen zurückzuverfolgen suchen, nicht lediglich repräsentatives Zeichen der Vorstellung, sondern emotionelles Zeichen des Affektes und des sinnlichen Triebes zu sein» (Cassirer, Philosophie der symbolischen Formen, I. Die Sprache, S. 89).

mot, soit dans son emploi, soit dans sa forme» (S. 80), und etwas weiter: «l'emploi d'un mot dans une combinaison toute faite, dans une phrase particulière, dans une construction déterminée, peut amener un changement de sens, grâce à une sorte de contagion» (S. 96). Nach Nyrop ist also die Verwendung eines Wortes — er erwähnt in diesem Zusammenhang z. B. das frz. *pas* bei der Verneinung — in einer bestimmten Wortverbindung der Ausgangspukt des Bedeutungswandels. Sowohl «Schritt» im Frz. als so viele ähnliche Bezeichnungen in anderen Sprachen (vgl. «Fünkchen» im Deutschen, «smula» im Schwed., «hitunen», «hiukkanen», «rahtu» im Finn., die alle z. B. in Verbindung mit resp. Bezeichnungen für «Verstand» ihre ursprüngliche Bedeutung verloren haben) sind aber als in allen Sprachen recht oft vorkommende Übertreibungen aufzufassen und infolgedessen auf eine ursprüngliche gefühlsbetonte Verwendung zurückzuführen. Die Verwendung des Wortes «Schritt» in dem bestimmten Zusammenhang kann also nicht, wie N. meint, als Ausgangspunkt für den Bedeutungswandel betrachtet sein, sondern sie ist vielmehr eine sekundäre Begleiterscheinung, die neben der Gefühlsbetontheit wirkt, die bei der Erschlaffung des Gefühls tätig ist und dazu beiträgt, die neue Bedeutung in der Negation festzusetzen und usuell zu machen.

Es ist wohl Manchem, der sich bemüht hat, in die Gedankengänge Sperbers einzuleben, so vorgekommen, als ob er die Bedeutung des Affekts für den Bedeutungswandel doch stark übertrieben habe. Man hat ja die Empfindung, als ob es nur verhältnismässig wenige solche Arten von Bedeutungswandel und solche Vorstellungen gäbe, in denen man ohne weiteres geneigt wäre, einen Affekt vorauszusetzen. Da aber die Affektbetontheit eines Wortes im Laufe seiner Verwendung gewöhnlich abzunehmen pflegt (vgl. «furchtbar schön»), kann sie mit der Zeit so schwach werden, dass das Wort vollkommen verblasst und affektlos erscheint zu der Zeit, wo man es untersuchen will. Man müsste also, um einen richtigen Schluss in bezug auf die ursprüngliche Affektbetontheit ziehen

zu können, imstande sein, sich in die Zeit zu versetzen, wo das Wort in seiner neuen Bedeutung zum ersten mal verwendet wurde, was aber in den meisten Fällen unmöglich ist. Während es in der historischen Lautlehre fast aller Kultursprachen gelungen ist, die Gesetzmässigkeit der Lautentwicklung bis zu einem gewissem Grade festzustellen, hat man auf dem semasiologischen Gebiet bis auf den heutigen Tag fast im Halbdunkel getappt. Man hat geglaubt, durch Belege aus alten Texten und Wörterbüchern die richtige Vorstellung von einem Worte vermitteln zu können, denn man hat mit der Bedeutung eines Wortes nur dessen begrifflichen Inhalt gemeint. Nachdem man aber mit voller Klarheit ersehen hat, dass das Wort auch einen Nebensinn und einen «Gefühlswert» oder «Stimmungsgehalt» [1] besitzt und dass seine «Bedeutung» je nach seiner Umgebung und nach der Situation, worin es gebraucht wird, variieren kann, ist es neueren Forschungen gelungen, über dieses Halbdunkel wenn noch nicht klares Licht, so jedenfalls sehr bedeutende Lichtstrahlen zu werfen. Dass es aber gelungen ist — ich denke hier zunächst an Wellander und Sperber —, ist wohl in nicht geringem Masse der Tatsache zuzuschreiben, dass sie ihr Beweismaterial vorzugsweise der lebenden Sprache entnommen haben, einer Quelle, die sie in und um sich selbst zu beobachten imstande gewesen sind und die infolgedessen auf diesem schwierigsten Gebiete der Sprachforschung wohl als die zuverlässigste bezeichnet werden muss.

Walter O. Streng.

---

[1] Vgl. Erdmann, Die Bed. des Wortes, 3. Aufl., S. 107.

Savoir, comprendre, traduire.[1]

Une des coutumes les plus singulières contractées par certains habitants intelligents de notre planète consiste à parler ou à écrire une langue pour se «faire comprendre» de leurs semblables. Le langage constitue une méthode terrestre de correspondance fondée sur une convention ou plutôt sur plusieurs conventions réglant quelques-uns des mouvements musculaires dont sont capables les organes du canal respiratoire ou la main de l'homme. C'est décidément une des plus grandes merveilles que nous connaissions; et le plus inculte des parlers primitifs, le plus délétère des patois mérite d'être envisagé comme un appareil compliqué d'une souplesse, d'une sensibilité et d'une précision très respectables. Il ne suffit pas, pour être frappé de cette vérité, de se figurer les inconvénients qu'amène l'analphabétisme doublé d'aphasie individuelle, car le langage est un phénomène d'ordre social. — Ce n'est d'ailleurs qu'à quelques centaines de milliers d'années que remonte chez nous cette habitude des signes auditifs ou *flatus vocis* exprimant des idées et compris comme tels; et la systématisation dont il s'agit est toujours loin d'être définitive.

[1] Ch. Bally, *Traité de stylistique française*. I, II. Heidelberg, Winter, 1909. — Rodolfo Lenz, *La oración y sus partes*. Madrid, Centro de Estudios Históricos, 1920. — J. Marouzeau, *La linguistique ou science du langage*. Paris, Geuthner, 1921. — Richard Müller-Freienfels, *Rationales und irrationales Erkennen (zugleich ein Beitrag zur Psychologie und Kritik der Sprache)*, dans *Annalen der Philosophie*, Leipzig, II (1921), 1—41, 163—208. — Adolf Noreen, *Vårt språk*. Lund, Gleerup. Tomes V (Betydelselära, Semologi) 1904; VII (Formlära, Morfologi) 1906. — Hermann Paul, *Prinzipien der Sprachgeschichte*, 5e éd. Halle, Niemeyer, 1920. — J. Vendryes (Vendryès), *Le langage. Introduction linguistique à l'histoire*. Paris, La Renaissance du livre, 1921.

L'ouvrage récent de M. Brunot, *La pensée et la langue*, n'a pu être consulté à cause d'un accident de librairie. Je ne connais les idées de l'auteur que par G. Millardet, *Linguistique et dialectologie romanes*, Montpellier et Paris, Champion, 1923, p. 430—448, 457—465. — J'ai publié un tout petit article en langue finnoise et conçu d'une façon différente, sous le titre de *Ymmärtää ja osaa* ('Comprendre et savoir'), dans la Revue *Otavainen* (Helsinki-Helsingfors), 1924, no 10.

La mission finale de la langue humaine est d'ordre sémantique: de transmettre les idées conçues, et de le faire avec un minimum de pertes et de modifications. La perfection d'une langue, c'est le succès plus ou moins grand des efforts (conscients ou non) qui tendent à augmenter le rendement sémantique de cette langue. Toute langue perfectionnée est l'œuvre collective non seulement des grands écrivains de ces derniers siècles, mais de milliers de générations; certes son développement est accéléré sous la plume des contemporains. — Voir plus loin, sous *a*.

Une des missions génétiquement secondaires de la langue — une mission-effet — dont l'humanité a certainement su tirer le plus grand profit, c'est d'augmenter, en même temps et par une espèce de rétroactivité, la capacité de la pensée, la faculté d'affiner les idées à émettre. Cette rétroactivité de la langue sur la pensée offre une analogie frappante avec la façon dont, dans un dynamo, le magnétisme originaire très faible (= capacité de la réflexion humaine avant la constitution de la langue) est augmenté puissamment par le courant électrique (= la langue) produit dès la mise en rotation de l'inducteur, courant intensifié lui-même à son tour puissamment par cette augmentation du magnétisme, jusqu'à une certaine limite qui détermine le maximum de rendement du dynamo. Mais, l'idée de rétroactivité à part, combien sont plus complexes les faits de pensée et de langue que les faits, déjà si complexes, d'induction électro-magnétique! Il suffit de songer aux simples discussions de terminologie. Elles sont incomparablement plus vives en philosophie linguistique. «Vie des mots», «développement de la langue», «exprimer», etc., sont des termes noyés dans de l'encre.

Il ne sera question ici que de l'utilité de la langue, c'est à dire du rendement sémantique de cet instrument.

Il n'est pas parfait. Le langage est insuffisant pour les besoins de la communication. Il faut toujours compter avec des pertes de transmission.

Dans le langage de tous les jours, en parlant de la diffi-

culté de comprendre, on ne distingue pas toujours dûment. Un Noreen munit parfois de points d'interrogation tel ou tel passage d'un Sweet, qu'il déclare ainsi avoir eu une certaine difficulté à comprendre ou n'avoir absolument pas compris. Il parle notamment de la difficulté inhérant aux définitions tentées de l'idée de *mot*, qu'il trouve «la plus embarrassante peut-être de la science de la grammaire tout entière» (Noreen VII 13, 36—57). M. Noreen déclare «ne pas comprendre» une certaine expression d'un auteur tel que Ries (*ibid.* V 9, note). Des points d'interrogation analogues se rencontrent souvent dans telle ou telle des citations en suédois dont cet auteur suédois accompagne ses chapitres d'histoire et de critique des théories linguistiques. Faudra-t-il imputer aux insuffisances de la langue humaine cette difficulté très réelle éprouvée par M. Noreen pour comprendre ce qu'ont voulu dire ses devanciers et éprouvée sans doute par ses devanciers pour bien se faire comprendre de leurs semblables? Certes, la langue étant l'intermédiaire unique entre les uns et les autres, on est amené facilement à l'accuser, elle, des imperfections du message transmis; ce qui est inexact, puisqu'un message peut avoir des imperfections de provenance diverse. Soit la série A—B—C, où A est l'auteur, B désigne la langue messagère et C le lecteur: C, pour analyser le rayon CB, doit avoir présente à l'esprit la possibilité des effets de perspective, c'est à dire considérer aussi le rayon AC, malgré la coïncidence apparente des deux rayons à son point de vue. Mettre tout manque de clarté à la charge de la langue, c'est commettre la faute de perspective de certains Madrilènes qui croient français tout ce qui leur arrive d'au-delà des Pyrénées.

Le cas précis de M. Noreen et de ses devanciers, où il serait contraire au bon sens de parler des imperfections de la langue humaine, ne nous intéresse pas ici. Les faits de non-compréhension de ce genre tiennent bien probablement à des causes d'ordre non linguistique.

La ligne de démarcation entre la simple insuffisance

de la pensée et une véritable insuffisance de la transmission linguistique peut toutefois être diffuse. La difficulté éprouvée par tel légiste, tel physicien compétent, se proposant de formuler une définition, pourrait certainement avoir le cas échéant un caractère linguistique marqué; et on pourra sans doute parfois dire la même chose des surprises désagréables que nous cause telle tentative d'approfondir l'étude d'un sujet peu familier, même dans notre langue maternelle et en prose normale.

Écartons certains autres cas. En effet, il ne s'agit ici, ni des calembours ou des énigmes, ni des cas où les imperfections de la langue proviennent d'un simple manque de soin, ni non plus, enfin, des nombreux cas, si intéressants au point de vue de l'étude pratique des langues étrangères, où le sujet maniant la langue est gêné parce qu'il ne la connaît pas aussi bien que la connaissent ses interlocuteurs ou ses correspondants.[1] — Bref: écartons les obscurités voulues, la langue non soignée, la langue non possédée.

Or en dehors de tous ces cas, encore, combien est sensible souvent le manque de précision qu'accuse notre expression, même pour les idées simples d'ordre non affectif! Et comme il nous arrive souvent de prendre un énoncé dans un sens tout autre que celui que voulait exprimer notre interlocuteur ou notre auteur![2] Et finalement, si cette constatation peut

[1] C'est ici qu'il conviendra de ranger, par exemple, le cas d'un gosse de dix ans qui se mettrait à lire l'ouvrage de M. Vendryès. Le «français» que sait parler et écrire impeccablement un enfant, est une autre langue par rapport aux critères de compréhensibilité.

[2] «Le sens des mots [même des non-homonymes] n'est pas toujours aussi nettement défini qu'on est porté à le croire. Nous nous comprenons les uns les autres parce que nous nous représentons à peu près les mêmes choses sous les mêmes mots, mais *à peu près* seulement, et c'est pourquoi nous discutons tant . . . Les notions les plus élémentaires ne sont pas les plus claires», Marouzeau 34. — N'importe lequel des nombreux chapitres qui ont été composés sous le titre de *Comment les mots changent de sens* ou de *Comment les notions changent de nom* en fournit des exemples. Plus bas, j'en ajouterai quelques-uns de mon propre cru.

être faite un peu partout, dans tous les milieux sociaux, même dans ceux qui sont assez homogènes, assez cultivés et assez artistes pour mettre à contribution toutes les ressources de leur langue maternelle, combien sont fréquentes les fautes de précision et d'élégance commises par les traducteurs, et non seulement par les mauvais traducteurs, même là où leur original se distingue justement par la précision et l'élégance! (Cf. ci-dessous, p. 175).

Il est illusoire de croire qu'une page de français parfaitement tournée exprime de fait toutes les idées qu'elle est chargée de représenter. Il y a toujours des allusions, des renvois, des raccourcis, bref: des sous-entendus (pour cette expression, voir plus loin, sous ***b***). Certes, si on me dit: Allez ouvrir tout de suite cette fenêtre!, la compréhension suit normalement avec une exactitude mathématique ou presque mathématique (fenêtre grande ouverte ou non?). Nous admettrons là qu'une idée est bien transmise. Que nous l'appelions idée-commande ou idée-constatation, peu importe: 'il sera bon que vous ouvriez la fenêtre, telle est la pensée que j'ai conçue et que je vous transmets'. Mais, tant pis pour la compréhension de la langue humaine qui nous occupe, les hommes conçoivent aussi certaines idées qui leur font discuter pendant des heures, des siècles, toujours, ou qu'ils ne tâchent même pas de se communiquer. Or entre ces deux extrêmes de transmission bonne et de non-transmission, l'imprécision de la langue est plus grande qu'on ne le pense d'ordinaire. Soit une phrase-exemple de M. Noreen (V 20), *mutatis mutandis*: «Jean mange des pommes frites». *Jean* est ici, non pas un quelconque des hommes appelés ainsi, mais celui qui mange des pommes; *manger* dénote l'acte précis qu'accomplit Jean (et personne d'autre) en mangeant des pommes frites (et non une autre nourriture); enfin, les *pommes* représentent, non pas les fruits ainsi appelés, mais leurs homonymes les tubercules, et les *pommes frites* ne sont pas des pommes frites quelconques, mais celles exclusivement qu'est en train de manger notre Jean. S'il est exact que «le genre ennuyeux, c'est celui de

tout dire», Voltaire savait probablement fort bien, d'autre part, que le genre ennuyeux précis qu'a en vue ce dicton est naturellement introuvable. C'est ce qui est vrai non seulement pour les chefs-d'œuvre littéraires proprement dits, mais pour toute page, tout récit verbal ou écrit, dans n'importe quel temps. Il est facile de constater que c'est un simple résumé, d'un style plus ou moins identique par principe au style télégraphique.

Pour reprendre l'exemple des pommes frites mangées par Jean, il peut servir aussi pour dire que Jean en mange de temps en temps ou qu'il ne s'oppose pas à en manger, soit en général, soit en ce moment précis. Donc, «plusieurs sémantèmes, un morphème».[1] Certes, pratiquement, lat. *canis* 'tu chantes' ne se sera confondu jamais avec lat. *canis* 'le chien'. Y comparer par principe fr. *limiter, l'imiter.* D'autres homonymes peuvent être plus fâcheux: «le propriétaire qui veut *louer* sa maison cherche un locataire qui veuille aussi la *louer*, sans compter que le concierge se charge de son côté d'en *louer* les commodités» (Marouzeau 34). La plupart du temps, cependant, il ne faut pas attacher trop d'importance,

[1] Je prends *morphème*, non pas dans le sens de Vendryès (86) et d'autres auteurs, qui comprennent par morphème tout élément linguistique exprimant les rapports entre les idées (terminaison, préposition, conjonction . . .), mais avec Baudouin de Courtenay (1895) et Noreen (VII 6) dans le sens général de phonème porteur de signification quelconque (donc = morphème dans le sens de M. Vendryès, et en outre: vocable, énoncé, récit quelconque) en tant que considéré au point de vue de la forme. Dès lors, *sémantème* «σημάντημα» ou sémème signifiera n'importe lequel de ces mêmes faits de langue, en tant que considérés du point de vue du sens ou plutôt (Noreen V 6) un sens (une idée) quelconque exprimé par un morphème quelconque. — Dès lors, aussi, l'expression de morphème paradigmatique sera claire. — Un petit article en langue finnoise, publié dans le *Journal de la Soc. Finno-ougrienne* (Helsinki-Helsingfors), LII (1924; Hommage E. N. Setälä) 294—298, porte le titre de *Morfeemitalous: kysyntä ja tarjonta* ('Économie morphématique: demande et offerte'). Résumé final en allemand: «Vorzugsweise finnische Beispiele zur Beleuchtung einiger Fälle von Missverhältnis zwischen Morphemenbestand und Morphemengebrauch».

en parlant des lectures difficiles, à la fréquence plus ou moins grande des homomorphes; v. notamment Vendryès 207—209.

A force de s'y appliquer, viendrait-on à bout un jour de tout distinguer, de tout définir, en parlant ou en écrivant soi-même? ce serait manquer non seulement d'élégance, mais de tact. Ce serait parfaitement insupportable, surtout parce qu'une langue ainsi rationalisée, devenue de l'algèbre, serait une langue rude ou plutôt rudimentaire et insensible — donc très pauvre (Müller-Freienfels 164/165).

La précision est l'ennemie du subjectif, de l'évocatif; la précision est un peu l'amie de l'objectif.

Ce qui nous intéresse ici, c'est la question de la compréhensibilité. A ce point de vue, l'idéal de prose objective élégante, la scientifique, par exemple, se trouve, pour ainsi dire, au juste milieu entre les excès respectifs de profusion trop expresse et de concision obscure. La profusion est une expression par morphèmes pleins, d'une plénitude de forme excédant celle qui est utile à la moyenne vraisemblable du public (telle la prose des définitions du Dictionnaire de l'Académie); profusion qui, au point de vue de la compréhensibilité, peut être nuisible, disons: contre-produisante. Par contre, on qualifiera de trop concise une prose scientifique (écrite) qui, trop chargée des éléments évocatifs du sous-entendu, peut être lue sans difficulté et même avec plaisir par trois ou quatre professionnels de l'élite, mais ne l'est pas par la moyenne vraisemblable du public que l'auteur a en vue. C'est le cas le plus souvent des résumés destinés à faire rentrer un raisonnement, en le détaillant, dans peu de lignes disponibles.[1] Une des formes spéciales sous lesquelles l'évocation intellectuelle développe sa plus grande puissance au service de la compréhensibilité, c'est l'appareil des exemples. Tel auteur travaillera à grand renfort d'exemples et tendra à les épuiser, tel autre en offrira un minimum et

[1] Ai-je commis un excès de concentration de ce genre dans une page en allemand résumant le manuscrit d'une conférence sur la langue espagnole, *Neuphil. Mitteil.* XXV (1924) 56?

passera rapidement en revue un vaste ensemble. Il est évident que, dans ce dernier cas, l'évocation jouera un rôle plus important que dans l'autre.

Au point de vue de la compréhensibilité subjective, poétique, d'inspiration à transmettre avec une fidélité affective, l'idéal de cette langue littéraire proprement dite est d'aboutir en opérant avec un minimum de morphèmes d'un sens précis, d'un sens circonscrit, et avec un maximum d'éléments d'évocation. On n'exagère peut-être pas trop en disant que l'artiste de la parole, l'orateur, le poète, entreprend sa tâche au point précis où finit le linguiste. Consacré à la mission spéciale de manier la langue en artiste, il se propose le but, qu'il croit atteindre en ses moments heureux, d'être compris par son public, pleinement et d'une façon précise, même dans l'interligne. On peut aller jusqu'à attribuer à un Maupassant la maîtrise d'une série de moyens, qui ne sont pas ceux du photographe, pour graver sur notre rétine n'importe quel profil, n'importe quel effet de lumière sur l'eau.[1] Les grands romanciers sont comparables à des peintres en ce que leurs procédés de «transmission» ont d'analogue: les unités minimes dont se composent leurs œuvres sont des surfaces colorées d'étendues diverses et non des points. Celles qui intéressent l'esprit linguistique sont les détails d'évocation qui peuplent l'esprit de l'homme; et, comme c'est de ces derniers que dépend la compréhensibilité, le romancier en pourra utiliser tous ceux qu'il croit communs, du moins virtuellement, à lui-même et à son public. Le chef-d'œuvre obtenu ainsi, par le seul intermédiaire de la langue humaine, est une reproduction, aussi fidèle qu'une peinture moderniste, de toute la multiplicité de l'inspiration littéraire, qui peut être visuelle ou non et qui, par là, dépasse de beaucoup celle des artistes-peintres.

La langue de tous les jours, langue spontanée, langue impulsive (ce qui n'équivaut pas à langue non soignée), se rapproche singulièrement de la langue littéraire proprement

[1] Sur l'insuffisance empirique des descriptions, voir toutefois M. Müller-Freienfels, surtout à la p. 180.

dite, au point de vue de la compréhensibilité par évocation: sémantèmes vagues, réticences, images . . . La difficulté relative, par exemple, des pièces de théâtre en langue vulgaire s'explique par l'importance du rôle qu'y joue le sous-entendu. — Voir plus loin, sous *c*.

On constate ainsi dans le langage — toujours au point de vue de la simple compréhensibilité qui nous occupe — le fait négatif de manque de précision, laquelle peut être recherchée ou non au point de vue de l'art du style.

C'est ce qu'il convient de retenir avant tout là où il est question de comprendre une langue. Langue difficile, c'est dire sous-entendus difficiles. La plus grande des difficultés consiste, non pas à apprendre les morphèmes paradigmatiques allemands, grecs, arabes . . ., ni de concevoir les idées simples ou multiples que représente chacun de ces morphèmes, mais de concevoir les idées non exprimées qui peuplent les interlignes de la page dite difficile. D'une façon très générale, il y a lieu de dire que l'art d'écrire, c'est l'art des sous-entendus. Il ne nous en faut ni trop ni trop peu.

Quels sont les éléments du langage qu'affecte ce manque de précision?

Nous avons déjà parlé de morphèmes riches en sens et de morphèmes qui en sont pauvres. Ces derniers sont les plus précis.

Les facteurs qui déterminent le sens des mots étant d'ordre social, l'intelligibilité repose sur une convention établie en vertu de l'usage collectif. Les idées, par contre, ne sont pas circonscrites aux limites de la convention sociale; elles peuvent dépasser ces limites. Or ce fait individuel de dépasser la convention compromet l'intelligibilité. En d'autres termes, une des causes qui limitent l'utilité de la langue, ses ressources comme système de correspondance, c'est la disproportion qu'il y a entre la variété ou plutôt variabilité inépuisable des idées concevables, d'une part, et la limite imposée aux morphèmes par leur caractère conventionnel, de l'autre. Aucun morphème, aucun mot ne saurait rien exprimer d'absolument

neuf, excédant la convention; de sorte que là où la convention est réellement excédée par une expansion d'idées, une nouvelle évocation affective, par exemple, on est en présence d'une crise de morphèmes à laquelle la langue peut être momentanément incapable de suppléer ou à laquelle elle supplée tant bien que mal en profitant de l'élasticité de sens des morphèmes existants ou par différents autres procédés qui compromettent la bonne intelligence («création de mots nouveaux»).

Le jour même où l'on parviendrait à faire rentrer dans un vocabulaire, avec tous leurs sens attestés dans la langue parlée ou dans l'écriture, tous les vocables absolument d'une langue donnée — n'importe laquelle des plus perfectionnées —, ce gigantesque vocabulaire codifié resterait cependant assez pauvre par rapport aux idées qui peuplent notre esprit. Pauvre, non seulement parce que la plupart de ces idées reçues seraient sujettes à modification incessamment, mais aussi parce que la langue codifiée ne pourrait représenter que les idées du milieu parlant cette langue, et qu'elle ne les exprimerait pas toutes. On y chercherait en vain non seulement les termes techniques de la télégraphie sans fil du lendemain, mais aussi, pour ce qui est notamment d'une codification française, des centaines de termes rendant la vision concrète des nomades[1], ou rendant les idées propres au peuples du nord; en outre, un certain nombre de notions qui sont parfaitement françaises, plus ou moins générales et de toute actualité, manqueraient toujours de morphème codifié. Au point de vue de la compréhensibilité dont il s'agit, ce dictionnaire, lui encore, rendrait aux lecteurs un service insuffisant, puisque les écrivains nous transmettent, non pas des mots, non pas des morphèmes ou des sémantèmes, mais des idées. Que nous ne parvenions jamais à dominer complètement une seule langue, cela tient moins peut-être à l'insuffisance de nos connaissances et de notre

[1] «S'il y a une différence entre les langues des peuples dits civilisés et les langues des sauvages, elle est dans les idées à exprimer plutôt que dans l'expression» (Vendryès 7).

mémoire en matière de vocabulaire, de jargons techniques ou d'autres détails peu usités qu'à la difficulté systématique inhérant aux sous-entendus non évités ou inévitables.

M. Müller-Freienfels, en citant en première ligne les très sévères *Beiträge zur Kritik der Sprache* de M. Mauthner, fait observer la difficulté extraordinaire qu'éprouvent les personnes de confessions différentes pour se mettre d'accord partout où la discussion porte sur les idées telles que «Rome», «église», «prélat». Un athéiste ne sera jamais pleinement compris d'un croyant, et vice-versa. Tout cela en raison des différences d'évocation. «Man verfolge unter diesem Gesichtspunkt eine Diskussion, z. B. eine Reichstagsverhandlung. Hat man Sinn für die Obertöne der Worte, so wird man fühlen, wie da oft gleichsam in ganz verschiedenen Sprachen geredet wird. . . . Und damit kommen wir auf den tiefsten Grund des Wortverständnisses zurück; es gilt eben, die A b s i c h t des Andern zu erraten!» (Müller-Freienfels 166).

Cela étant admis pour la langue maternelle, osera-t-on déclarer comprendre une l a n g u e é t r a n g è r e, des langues étrangères? Il est évident que le langage invisible des sous-entendus n'est pas un, mais qu'il y a des sous-entendus qui ne se rencontrent que chez les auteurs français, qu'il y a des sous-entendus propres à Mme de Noailles, qu'il y en a d'allemands, de nordiques, de finnois [1] . . . D'ailleurs il ne s'agit

[1] En français, on dit *des* fraises, *des* framboises, *des* cerises, *des* prunes, mais *du* raisin. On sous-entend que ce dernier plat constitue une matière, une unité, dont on prend une partie, comme on prend *du* miel, *de la* viande. Ce sous-entendu français ne se retrouve pas partout. Chez nous autres Finnois, par exemple, il s'est établi un autre sous-entendu qui veut qu'on dise «*des* raisins» (*rypäleitä*), tout comme on dit *des* fraises, *des* framboises, et ainsi de suite (*mansikoita, vadelmia* . . .). Tel est aussi le sous-entendu suédois (*druvor*), allemand (*Trauben*), etc. C'est considérer le plat en question comme se composant de plusieurs unités appelées chacune un raisin, et dont on prend quelques-unes, tout comme un plat de fraises est considéré comme se composant d'unités appelées une fraise, dont on prend quelques-unes. Bref de France en Finlande, on constate l'identité du sous-entendu

pas nécessairement d'institutions allemandes, nordiques, etc. Même les choses les plus universelles en apparence peuvent, ici, être vues différemment que là. Soit le morphème: «Différentes paysannes réunies chez Marie vont prendre congé. Elle les invite à dîner avec elle». Cela semble bien clair, et pourtant — voici un point qui mérite l'attention. Cet énoncé nous apprend-il, oui ou non, que l'invitation est acceptée? Aux yeux français, je crois oui; l'idée de l'acceptation paraît bien, pour ainsi dire, impliquée, sous-entendue. Il n'en serait pas ainsi d'une traduction finnoise tournée de la manière suivante: «Marialla on ollut kylän vaimoja vierainaan ja hyvästelyt alkavat. Hän kutsuu heitä illalliselle». Elles ne resteront pas; c'est que pour exprimer en finnois que ces bonnes femmes se décident effectivement à dîner chez leur hôtesse, nous tournerions la phrase un peu différemment: «. . . Hän kutsuu h e i d ä t illalliselle». — Bref: nous avons là un sous-entendu probable ou constaté en français qui ne l'est pas en finnois. Le serait-il en suédois? le serait-il en allemand, anglais . . .? Je laisse la question ouverte et me borne à constater que les exemples de ce genre, qui pourraient être multipliés, sont, eux encore, assez dignes d'attention au point de vue de la compréhensibilité. Il faudra s'en tenir au contexte, et à un contexte assez étendu parfois.

Comprendre un peu les normaliens de Paris, c'est en première ligne, ne pas être étranger à leur façon d'opérer avec l'évocation; c'est en outre, mais en deuxième ligne seulement, connaître un certain nombre de morphèmes spéciaux.

L'insuffisance de la langue humaine est d'autant plus sensible que la communication à étudier sort d'un milieu plus éloigné du nôtre, géographiquement ou historiquement. Et, ici encore, ce qui nous embarrasse le plus, ce sont les sous-

pour les fraises, les framboises, les cerises, les prunes, le miel, la viande, mais non pour le raisin. — Au point de vue précis de la compréhensibilité, cette différence de sous-entendu offre cependant assez peu d'intérêt, puisqu'elle est m o r p h é m a t i s é e: la forme même nous en révèle l'existence.

entendus, qui sont conventionnels, mais toujours variables, déjà dans les documents en langue non affective. D'autant plus que les morphèmes très significatifs que sont les intonations sont déguisés par la plupart des écritures en usage.

La question de comprendre Dante équivaut, non pas à une question vague de «savoir l'italien comme les Italiens eux-mêmes», mais à la question de connaître les éléments d'évocation qui lui sont propres, d'y réagir, et de le faire à travers les morphèmes de l'écriture italienne. Les bons commentaires sont les répertoires de ces éléments d'évocation.

Ainsi, la difficulté de comprendre n'est pas exclue par une connaissance approfondie de la langue morphématisée. Cette difficulté éprouvée par tout lecteur (ou auditeur) reflète en partie celle qu'a éprouvée antérieurement l'auteur (l'orateur) pour exprimer les idées à transmettre.

Il n'y a guère à ajouter sur cette question spéciale de savoir soi-même parler et écrire une langue. Au point de vue des difficultés du sous-ent ıdu qui comptent parmi les purement linguistiques et qui nous occupent, ce n'est peut-être pas une assertion gratuite que de dire: il est moins difficile de manier soi-même une langue que de la comprendre. En effet, si une personne sachant bien une langue étrangère est néanmoins parfois embarrassée pour comprendre ce qui lui y est présenté, il lui est relativement facile, en la maniant pour son propre compte, de s'en tenir à celles des formules courantes qui ne prêtent pas beaucoup à l'équivoque et d'esquiver ainsi ces difficultés précises, dans une certaine mesure. D'ailleurs quiconque a acquis la faculté de s'exprimer avec une certaine aisance dans plusieurs langues civilisées, du moins s'il sait le faire par écrit et qu'il préfère la langue intellectuelle, a appris par là-même, je crois, à se tirer d'affaire avec moins de sous-entendus dans toutes ces langues que la moyenne des sujets qui les parlent. D'autre part, la grande précision relative qui distinguera sa parole lui attire souvent le reproche de préciosité, d'artifice. C'est ainsi que tel professeur de langues modernes, en per-

dant pour ainsi dire le goût du sous-entendu, finira peut-être un jour par en perdre également la faculté et aura, par là, échangé contre un désert la prairie riante de la langue de tous les jours qu'il a désapprise. — Le sous-entendu pratiqué avec succès présuppose un effort intelligent qui sera moindre chez celui qui le produit que chez la moyenne des destinataires («A bon entendeur, salut!»); et je ne parle toujours pas là de l'équivoque voulu proprement dit.

Il y a là de quoi justifier peut-être l'ordre des mots figurant à la tête de ces lignes: *Savoir, comprendre, traduire* plutôt que «*Comprendre, savoir, traduire*».

Elle se présentera un jour, la nécessité fatale de traduire. Or l'histoire des traductions est la plus éloquente des histoires de l'insuffisance des choses humaines. Ici, il n'y a lieu qu'à quelques remarques concernant la technique de la transmission linguistique multiple que représente toute traduction.

A part les simples bévues et les manques de bonne volonté, qui ne nous intéressent pas ici, les insuffisances de transmission dont souffrent les textes en traduction (langue B) se partagent entre quatre catégories: 1. celles qui reproduisent simplement, *mutatis mutandis*, les insuffisances (sous-entendus) de la langue (A) de l'original; 2. celles qui accusent un malentendu accidentel de la part du traducteur, insuffisamment familiarisé avec les simples morphèmes ou les sous-entendus propres à cette langue A; 3. celles qui s'expliquent par une insuffisance inhérant à la langue B (sous-entendus B); 4. celles qui dénotent, chez le traducteur lui-même, une connaissance imparfaite des ressources de la langue B. Ce dernier point comprend, entre autres, la sub-catégorie importante des traductions trop libres et, plus importante encore, celle des traductions trop fidèles, dans toute leur multiplicité inépuisable de gradation et d'utilité.

Nous ferons abstraction ici du nº 4, en tant qu'il prévoit l'intervention exclusive d'un facteur d'ordre didactique et non linguistique (*d*); nous pouvons le faire également du nº 2,

à moins d'envisager la rédaction B comme un critère de la compréhensibilité de A plutôt que comme un texte en traduction (voir ci-dessus, et *c*). Parmi les insuffisances inhérant à la langue A (n° 1), il y en a qui peuvent et doivent disparaître sous la forme de la langue B.

Cela posé, on admettra comme règle générale que toute traduction est inférieure à l'original au point de vue de la transmission des idées précises qui l'ont inspiré, mais qu'elle ne lui est pas toujours inférieure au point de vue de la capacité d'idées en général ni, surtout, au point de vue de l'élégance technique, c'est à dire comme actualisation des puissances linguistiques virtuelles qui correspondent à l'architecture de l'une et de l'autre langue. L'on sait qu'une tentative de retraduction peut, le cas échéant, servir de critère très utile.

Même en fait de traductions non littéraires, il serait relativement facile de multiplier les exemples de chacun des points qui précèdent. Je regrette de ne pas avoir annoté dûment les matériaux abondants que ma pratique des traductions m'a mis constamment sous les yeux.

L'insuffisance de la langue comme moyen d'expression est bien illustrée, en fait de traductions, par l'insuffisance de tout dictionnaire bilingue[1], insuffisance surpassant par principe celle des dictionnaires monoglottes et dont le cas est classique. Elle est illustrée également par la non-concordance des textes officiels des documents diplomatiques bilingues, trilingues. Je citerai à ce propos un passage de M. Karl Strupp, *La question Carélienne et le Droit des Gens. Avis consultatif* (Helsinki 1924 Helsingfors), p. 10: «Ce n'est pas le lieu ici d'entrer dans une discussion sur l'opportunité ou plutôt l'inopportunité de plusieurs textes de valeur égale et augmentant seulement les difficultés d'interprétation en elles-

[1] En matière de dictionnaires bilingues, m'inspirant du *Traité* de M. Bally, j'ai exprimé quelques idées d'ordre général dans un compte rendu de E. Hagfors, *Dictionnaire français-finnois (Neuphil. Mitteil.* XVII-1915, 133—147).

mêmes non médiocres qui se rattachent à chaque traité international. On pourrait seulement rappeler la quantité de controverses nées de la coordination des textes français et anglais dans le traité de Versailles, coordination que l'on n'a pas suivie dans les autres grands traités de paix mettant fin à la guerre mondiale». — Voir sous *e*.

On constate ainsi, non seulement la complication extrême des relations entre la pensée et la langue, mais aussi, et c'est ce qui nous intéresse surtout, la grande infériorité de la langue morphématisée par rapport à la pensée. La profonde diversité des langues, la possibilité très restreinte des traductions véritablement fidèles, même d'une langue affinée en une autre langue également affinée, tout cela doit être envisagé comme une simple fonction de l'insuffisance de chacune de ces langues, bref: de l'insuffisance du langage. L'homme tend à établir un contact psychique avec ses semblables; il n'en vient que médiocrement à bout.

Et pourtant, après tout cela, quels exploits de transmission d'idées sont accomplis journellement par les maîtres de la parole! Que de beautés, par exemple, à chaque page du Coran, au point de vue précis de la compréhensibilité!

a. Le meilleur des titres de l'écriture est, non pas de nous avoir conservé les chefs-d'œuvre des siècles passés, mais d'avoir rendu possible le développement de la langue raisonnée en même temps que de la pensée.

Simple langue parlée, langue écrite, langue littéraire, langue imprimée – voilà la plus belle des formules exprimant le progrès de l'humanité. Elle nous fait remonter à quelques centaines de milliers d'années avant nous, la simple écriture étant séparée de la littérature par quelques centaines d'années; d'ailleurs la même formule est faite pour nous poser la question de savoir si, à ces quatre termes, il ne faudra pas un jour en ajouter un cinquième, puis un sixième, et, en ce cas, dans combien de centaines de milliers d'années serait prononcé le dernier mot de la formule.

La langue littéraire — française ou non — n'est pas une simple langue écrite; les monuments véritables de cette dernière sont d'ailleurs assez clairsemés. Mais une page de littérature contemporaine est inconcevable

sans le papier, du moins sans les services plusieurs fois séculaires qu'il a rendus à la langue. Il faut féliciter aujourd'hui l'intuition des Grecs appliquant à ce qui, chez eux, correspondait aux sciences linguistiques, le terme de *grammaire,* qui signifia l'art d'écrire. Il répond bien aux exigences d'une école linguistique contemporaine bien connue qui consacre l'attention principale, non aux faits de phonétique ou de critique verbale, mais à l'étude des procédés d'ordre stylistique que pratiquent avec le plus de variété et d'éclat les maîtres de la langue littéraire contemporaine. — Une des formes spéciales les plus attrayantes que revêt depuis une vingtaine d'années l'activité des linguistes-psychologues, c'est l'étude des corrections manuscrites des écrivains.[1] C'est là un champ d'observation de première importance pour fixer nos idées concernant les insuffisances de la langue humaine, la question de comprendre et de savoir.

b. J'emploie le terme de *sous-entendu* dans un sens très large, y comprenant toutes les possibilités conventionnelles de non-précision dans le détail linguistique (nécessité de lire la moyenne approximative de cinq unités graphiques — mots, lignes, etc. — pour préciser le sens de chacune d'elles). «C'est par le contexte que s'éclaire le sens de chaque mot» ou plutôt de chaque morphème d'un passage donné. Un tout quelconque nous apparaît bien précis, non seulement si tous les détails ou unités qui le constituent nous apparaissent précis, mais encore — et tel peut être le cas d'un tout linguistique bien bâti — si les unités, peu précises en elles-mêmes, convergent dans une tendance plus ou moins déclarée à produire un effet. Voici les *Prinzipien* de M. Paul, dont on peut citer à livre ouvert, par exemple, § 51, vers le milieu: «Darin aber verhält sich der Bedeutungswandel genau wie der Lautwandel, dass er zu Stande kommt durch eine Abweichung in der individuellen Anwendung von dem Usuellen, die allmählich usuell wird». A part les termes proprement dits, qui sont définis per M. Paul, ce contexte clair est constitué par des détails qui, comme tels, sont sujets à hésitation, au nombre desquels on peut relever notamment deux faits de syntaxe: *von dem Usuellen,* à rattacher, oui ou non, à titre de status objectivus, au mot *Anwendung* qui le précède immédiatement (*Anwendung von dem Usuellen* = *Anwendung des Usuellen*)? Non, étant donné un critère d'ordre linguistique: la présence, un peu lointaine il est vrai, d'un élatif tel que *Abweichung,* qui prévoit un *von* par exellence; non, étant donné surtout un autre critère qui, lui, est d'ordre non linguistique: l'enchaînement

[1] A. Albalat, *Le travail du style enseigné par les corrections manuscrites des grands écrivains.* Paris, Colin.

logique des unités constitutives du raisonnement; c'est une *Abweichung von dem Usuellen* qui nous donne le contexte de la page. Puis il y a *die*, vers la fin; à rattacher à *Anwendung* ou à *Abweichung*? Une hésitation momentanée paraît justifiée même au point de vue des unités morphématiques, sans consulter le contexte des choses: en effet, un nexus détaché tel que celui-ci: *in der individuellen Anwendung, die allmählich usuell wird,* ne comporte, je crois, aucun fait de langue qui, comme tel, soit contraire à l'usage. Qu'en fin de compte une combinaison de ce genre soit exclue, cela tient non seulement au contexte des choses, mais à la simple possibilité d'une autre combinaison qui, ici, est encore plus justifiée, même au point de vue simplement morphématique: *eine Abweichung* [...] *die allmählich usuell wird.* Le surplus de justification dont je parle est fourni par *eine,* article indéterminé servant à annoncer l'introduction d'une idée neuve qui, comme telle, est toute faite pour annoncer, elle à son tour, une fixation ultérieure par proposition relative. Tout cela constitue une convergence d'indices excluant, pour les esprits en éveil, tout risque de malentendu, même à la lecture rapide.

Mal choisi peut-être, le terme de sous-entendu, que j'emploie ainsi en parlant de toutes sortes de morphèmes à élucider par le contexte, est également applicable à des faits de langue analogues qui se trouvent, assez nombreux, dans n'importe quel exposé rédigé dans n'importe quelle autre langue.

Chez Alfred de Musset, la Muse dit au Poète:

> Peindrons-nous une vierge à la joue empourprée,
> S'en allant à la messe, un page la suivant,
> Et d'un regard distrait, à côté de sa mère,
> Sur sa lèvre entr'ouverte oubliant sa prière?
> Elle écoute en tremblant, dans l'écho du pilier,
> Résonner l'éperon d'un hardi cavalier.

Oubliant (vers 4) coordonné avec *allant* et non avec *suivant*, qui lui est plus proche; le *regard distrait,* la *mère,* la *lèvre* et la *prière* appartenant à la demoiselle et non au page — voilà deux faits de rection absolument évidents aux yeux de tout lecteur de Musset, mais d'une évidence que je crois due aux effets d'un sous-entendu puissant plutôt qu'aux effets de la morphématisation, qui est minime. Il serait assez inouï qu'en présence d'une vierge à la joue empourprée s'en allant à la messe, un page la suivant restât à côté de sa mère à lui, la lèvre entr'ouverte et oubliant de prier — et voilà ce que je veux dire ici par sous-entendu. Cette évidence pour ainsi dire esthétique n'est morphématisée que par un petit détail syntagmatique servant à accoupler les unités de l'énumération: une vierge s'en allant, un page la suivant, *et* oubliant sa prière. Quelles sont les unités accou-

plées par *et*? *Allant, suivant* et *oubliant*? non, puisque *oubliant*, dans ces conditions, manquerait de sujet, ce qui serait inouï. *Allant* et *oubliant*? oui, à la condition de faire une incise de *un page la suivant*, ce qui n'a rien d'inouï. Inouï, cela veut dire contraire à la convention à laquelle est dû le langage. Ce détail d'ordre linguistique, qui nous a longuement retenus, mais qui à la lecture est perceptible instantanément, étant parallèle à l'évidence esthétique du sous-entendu, finit par assurer la compréhension rapide. Mais l'on conviendra que le sous-entendu y joue un rôle d'importance.

J'ai sous la main un pétit florilège de faits plus intéressants que celui-là, tirés de l'espagnol. J'en reparlerai peut-être à l'occasion. Cf. ci-dessous, *c*.

Enfin, chose connue de tout le monde et assez bien établie, les obstacles plus ou moins sensibles rencontrés à la lecture se partagent entre différentes catégories de gradation déterminées par des raisons d'ordre linguistique, d'ordre logique ou d'ordre linguistique et logique à la fois, en différentes proportions. Une étude comparée des différentes combinaisons attestées ouvrirait peut-être des perspectives capables d'intéresser la littérature contemporaine et le passé.

c. La revision récente d'une traduction (ms.) en finnois de *La Malquerida* de Jacinto Benavente [1] — *οὗ νῦν κλέος ἐστὶ μέγιστον* — m'a servi de prétexte pour jeter un coup d'œil aussi sur la récente traduction suédoise [2] du même texte espagnol. Les personnages sont des «labradores ricos», la langue, un espagnol abondant en traits familiers ou vulgaires.

La traduction suédoise donne lieu à de très nombreuses observations, dont je me bornerai à ne relever ici que les suivantes, qui paraissent avoir trait à la question de compréhensibilité étudiée sur les morphèmes espagnols. M. Lundquist a un nom assez connu comme traducteur en suédois d'un certain nombre de langues européennes; ici, comme il manie la langue suédoise avec beaucoup plus de compétence que moi, je dois le citer non pas à titre de traducteur, mais à titre de lecteur d'un texte espagnol.

Différentes paysannes réunies chez Raimunda vont prendre congé. Elle aimerait à les voir dîner encore avec elle, excepté la pauvre Mme Isabelle, qui, bien entendu, ne peut plus rester puisque son mari est

---

[1] Jacinto Benavente, *La Malquerida*. Drama en tres actos y en prosa, estrenado en . . . 1913. Segunda edición. Madrid, Sucesores de Hernando, 1922.

[2] Jacinto Benavente, *Mors rival (La Malquerida)*. Drama i tre akter. Översättning från spanskan av Ernst Lundquist. Stockholm, Bonnier, 1922.

si souffrant. Après cette réplique de Raimunda, suit maitenant celle, qui nous intéresse, d'une troisième paysanne : «Se agradece ; pero cualquiera gobierna aquella familia si una falta» ; après quoi, plus rien qui s'y rapporte. — Que signifie cette réplique ? Le sens en est, sans le moindre effort, transparent à quiconque a l'habitude des lectures espagnoles : 'Merci bien [pour ma part]' ; mais une famille comme ça (= la mienne) [ne] saurait être gouvernée par n'importe qui si on n'y est pas (= en mon absence)'.[1] Voyons-en maintenant la traduction suédoise : «Det kan så tyckas, det, men i den familjen finns det alltid någon som styr, även om husmodern är borta» (p. 15) : 'C'est ce qui peut être vrai en apparence ; mais une famille telle que celle-là [= la vôtre] a toujours quelqu'un qui la gouverne, même en l'absence de la maîtresse de la maison'.

Qu'est-ce qui a induit en tant d'erreurs le lecteur suédois de notre passage espagnol ?

Se agradece, propr[t] 'on remercie' ; simple cas d'ignorance d'un vocable, qui paraît avoir été rattaché indûment à l'angl. *to agree* 'être d'accord' ; ce cas ne nous intéresse pas par conséquent. Non plus d'ailleurs celui de *si una falta*, où la traduction suédoise a été faite au petit bonheur ; nous la jugerons d'après le n° 2 de la p. 175. *Pero cualquiera gobierna aquella familia* : voilà un morphème polysème, digne d'attention ici. Normalement, il signifierait bien 'mais quiconque gouverne cette famille-là'. A côté de ce sens prédominant (tel est le terme de Noreen V 21) il en existe un autre occasionel tenant à une interversion affective (espagnole, française, arabe, etc.) des négations et des indéfinis : génétiquement, *cualquiera* est à l'idée de négation comme l'est le mot franç. *personne*, ou comme l'est catal. *enlloc* IN LOCO, qui signifie 'nulle part'. J'ai rendu ce *cualquiera* par 'n'importe qui' + négation. De même, *aquella casa* n'a rien de précis, si ce n'est le contexte où il se trouve. Nous dirons que M. Lundquist, dans ces cas, n'a pas su lire à l'interligne ; et nous ajouterons que, toute défectueuse que puisse paraître aux yeux suédois la morphématisation de la réplique *pero cualquiera gobierna aquella familia si una falta*, le dramaturge et ses amis vous en voudraient assurément beaucoup de prétendre améliorer cette morphématisation pour dire, par exemple, «*pero,*

---

[1] RAIMUNDA : *Si queréis acompañarnos a cenar* [3 points]. *A doña Isabel no le digo nada, porque estando su esposo tan delicado, no ha de dejarlo solo.* — ENGRACIA : *Se agradece, pero cualquiera gobierna aquella casa si una falta.* — ISABEL : *¿Cena esta noche el novio con vosotras?* (p. 10)

La trad. finnoise porte dûment : RAIM. *Ettekö jää tänne illalliselle? Doña Isabelille en sano mitään, koska hänen miehensä on niin heikko eikä voi jäädä yksin.* — ENGR. *Kiitoksia vain, mutta kuinka talon käy, jos emäntä poissa viipyy?* — ISAB. *Jääkö sulhanen tänne illalliselle?*

vamos, ¿quién va a gobernar mi casa si falto yo?». Ce serait fausser le ton voulu par M. Benavente, qui tourne sa phrase en suivant une inspiration bien précise. Le maître espagnol serait moins opposé peut-être à remplacer «*mi casa*» par «*la familia*» et «*si falto yo*» par «*si falta el ama*»; mais encore, combien cela serait de mauvaise grâce en regard des *cualquiera*, des *aquella* et des *una*, qui sont d'une désinvolture incomparable! La langue du sous-entendu, qui suscite tant de questions de compréhensibilité, est inévitable, légitime et magnifique.

Voici un autre exemple. Raimunda reproche à Eusebio de ne pas avoir amené sa femme Julia à la fête. Eusebio s'excuse en lui rappelant que Julia, souffrant beaucoup des yeux, est incapable de sortir, qu'il eût fallu atteler, et que, quant à l'état du chemin, la montée de Berrocales est telle qu'on y risquerait la vie des bêtes (chevaux ou plutôt bœufs).[1] Or nous lisons en suédois: «Du vet ju hur illa det står till med hennes ögon, och då hade vi måst skjutsa henne i vagn. För resten är hon uppe i berget och slaktar får» (p. 21): 'Vous savez bien ce qu'elle a aux yeux, aussi aurions-nous dû l'amener en voiture. Du reste, elle est allée à la montagne pour tuer des brebis'. Le traduction est ratée, ici comme tant de fois ailleurs; une vieille mère de famille souffrant des yeux ne peut assister à une fête de famille, mais peut bien, à en croire M. Lundquist, s'occuper en personne des besognes les plus grossières de la vie de bergère. Y a-t-il, dans son texte, quelque détail morphématique capable de le fourvoyer ainsi? On lit sans difficulté: «Está esa subía de los B. pa matarse el ganao», mais on trouve chez le traducteur «För resten är hon uppe i berget och slaktar får». *För resten* est de son propre cru. *Está esa (ésa)* pourrait faire penser à 'elle se trouve', *är hon*. *Subía (subida)* peut se dire pour une personne qui est montée sur qc., et *matarse el ganao* signifierait bien le cas échéant 'tuer tout son bétail' (*el ganao* pouvant être régime). Mais ceci n'est vrai que pour ces morphèmes détachés, et il y a un morphème (ou plutôt, ici, un sémantème) précis qui devrait avertir le lecteur: en effet, *de los Berrocales*, avec *de*, transforme sous nos yeux *subía* en un substantif, 'la montée de B.', substantif qui est déterminé, à ne pas en douter, par *esa*. Dans ces conditions, *está*, dit d'un chemin, manque également d'ambiguïté. En reste-t-il? Certes, le *para* de *pa matarse el ganao* est un sémantème un peu inusité pour compléter l'idée du mauvais état du chemin, surtout étant donnée la

[1] EUSEBIO: *Si ya sabes cómo anda de la vista. Había que haber puesto el carro, y está esa subía de los Berrocales pa matarse el ganao.*
La trad. finnoise: EUS. *Tiedäthän kuinka hänen näkönsä on huonontunut. Hänet olisi pitänyt tuoda vaunuissa, ja tuo Berrocalesin yläväki on tällä kelillä oikea juhtain surma.*

non-identité des sujets de *está* et de *matarse*. Mais, au point de vue de la théorie de la compréhensibilité, ce n'est toujours pas là une difficulté péremptoire, puisque les morphèmes décisifs dont il s'agit peuvent tout au plus suspendre la réflexion, mais non pas l'égarer. — Un point sujet à une certaine hésitation, mais toujours incapable d'amener un malentendu foncier tel que celui dont nous parlons, c'est la question du sujet de *matar*. Est-ce le propriétaire (non indiqué) ou est-ce *el ganao*? Faudra-t-il égaler *está esa subía pà matarse el ganao* à *está esa subida para matar(se) el ganado*, énonçant que la montée est telle qu'on y risquerait de t u e r les bêtes, de les surmener? ou bien égaler *pa matarse el ganao* à 'telle que les bêtes s'y t u e r a i e n t' excédées de fatigue? Ce dernier est exact; mais y a-t-il un morphème, un fait de langue précis qui exclue l'autre alternative? Il n'y en a pas, ce me semble; et, si je vois juste, nous avons là un cas assez intéressant au point de vue de la compréhensibilité. Elle sera suffisante ou non, suivant l'idée empirique que nous nous formons concernant la fréquence relative des deux sémantèmes dont il s'agit. Mon ami M. Sánchez-Martínez, ici présent, tranche la question absolument en faveur de *se va a matar*, sémantème des plus communs dans le sens de 'elle va se tuer', en parlant d'une bête surmenée.

d. Une des catégories infimes de traductions serviles (ou trop fidèles) est constituée par les soi-disant versions mot-à-mot ou interlinéaires, employées notamment dans l'enseignement. Se proposant le but principal de familiariser les élèves avec les m o r p h è m e s («morphologie+syntaxe») de la langue à enseigner, ces traductions pourraient être dénommées morphématiques. «On sait la difficulté et même l'impossibilité de réaliser d'une langue à l'autre une traduction exacte; chacun de nous connaît l'impression de balbutiement étrange et puéril que produit un mot-à-mot juxtalinéaire» (Marouzeau 127). — Sont fréquents, notamment, dans la littérature bilingue gréco-latine de l'époque des pères de l'Église, les exemples de traduction, si non mot-à-mot, du moins assez serviles. — Considérant tout ce que la terminologie des traductions a de vague, pourrait-on proposer, en vue d'une classification et étude méthodique des différents types de traductions qui se rencontrent dans la pratique, l'établissement d'une terminologie fixant les principales gradations (quantitatives et qualitatives) possibles? La pratique de l'enseignement universitaire m'a parfois paru donner le prétexte de tenter l'introduction d'une terminologie de ce genre, qui, provisoirement, se trouve à l'état d'ébauche, n'ayant rien de scientifique. Elle comprend entre autres les termes en sens positif de Périmorphématisation — Traduction morphématique — T sémantique — T. interprétative — T. stylistique — T. haut style

Bien entendu, un même original ne permettra que rarement l'application des différents types en question, que je préfère ne pas tenter de définir aujourd'hui.

Les traductions qui sont morphématiques en ce qui concerne les constructions ou faits de syntaxe, abondent dans certains bureaux de traduction. En voici un échantillon annoté au cours d'une pratique accidentelle de revisions. Original finnois (d'ailleurs mal tourné): «Seuran edustaja ehdotti, että asetettaisiin toimikunta, joka käsittäisi vähintäin 4 maalaisjäsentä ja jonka tulisi kääntyä hallituksen puoleen anomuksella, että myönnettäisiin avustus . . .». Traduction française à revoir: *Le représentant de la Société proposa qu'on instituât un comité qui comprendrait au moins 4 provinciaux et qui devrait s'adresser au Gouvernement avec la sollicitation qu'il fût accordé une subvention . . .*». Traduction revue, moins servile: «Le représentant . . . proposa d'instituer un comité (l'institution d'un comité) comprenant un minimum de quatre provinciaux et devant adresser au Gouvernement la demande d'accorder une subvention (la demande d'une s.) . . .».

e. Une édition du traité de Versailles qui nous intéresse parce qu'elle offre en regard du français et de l'anglais officiels une traduction allemande qui paraît soignée, porte-le titre: *Der Friedensvertrag zwischen Deutschland und den Alliierten und Assoziierten Mächten nebst dem Schlussprotokoll und der Vereinbarung betr. die militärische Besetzung der Rheinlande. Amtlicher Text der Entente und amtliche deutsche Übertragung. Volksausgabe in drei Sprachen.* Charlottenburg 1919, Deutsche Verlagsgesellsch, f. Politik u. Gesch. m. b. H. (*Materialien, betreffend die Friedensverhandlungen,* t. VII).

Il est vrai qu'au nombre des divergences entre les deux textes de l'Entente qui sont relevées au bas des pages par le traducteur allemand, il n'est pas facile d'en trouver une seule qu'il faille attribuer exclusivement aux difficultés d'ordre linguistique qui nous intéressent. De même, mes extraits de ce document trilingue ainsi que ceux de certains autres textes internationaux récents, dont je copie ci-dessous quelques-uns, ne nous permettent guère que certaines constatations concernant le degré d'élégance qu'ont atteint les traducteurs respectifs. Je me permets d'espacer les faits de langue positifs et d'en mettre en *italiques* les négatifs, envisagés au point de vue spécial de la technique linguistique qui nous occupe (manque de fidelité, y compris les cas de manque d'élégance, tels que répétition de morphèmes, etc.) — tout cela par rapport à un ou à deux des textes parallèles:

Page 15, Art. 17:

En cas de différend entre deux Etats dont un *seulement* est Membre de la Société ou *dont* aucun n'en fait partie, l'Etat ou les Etats étrangers à la Société sont invités à se soumettre aux obligations *qui s'imposent* à ses Membres aux fins de règlement du différend, *aux* conditions estimées justes par le Conseil. Si cette invitation est acceptée, les dispositions des articles 12 à 16 s'appliquent sous réserve des modifications jugées nécessaires par le Conseil.	In the event of a dispute between a Member of the League and a State *which is* not a *Member of the League*, or between States not *Members of the League*, the State or States *not Members of the League* shall be invited to *accept* the obligations of membership in the League *for the purposes* of *such* dispute, upon *such* conditions *as* the Council *may* deem just. If *such* invitation is accepted, the provisions of Articles 12 to 16 inclusive *shall* be applied *which such* modifications *as may be* deemed necessary by the Council.	Bei Streitfragen zwischen einem Bundesmitglied un einem Nichtmitglied oder zwischen Staaten, die Nichtmitglieder *sind*, werden der Staat oder die Staaten, *die Nichtmitglieder sind* aufgefordert, sich für die Beilegung der Streitfrage den den Bundesmitgliedern *obliegenden* Verpflichtungen zu unterwerfen, und zwar unter den vom Rat für gerecht erachteten Bedingungen. Wird dieser Aufforderung Folge geleistet, so gelangen unter Vorbehalt der Änderungen, *die* der Rat für erforderlich erachtet, die Bestimmungen der Artikel 12 bis 16 zur Anwendung.

P. 44, Art. 65:

Tous les droits et propriétés des particuliers seront sauvegardés.	All property rights shall be safeguarded.	Alle Eigentums- und sonstigen Rechte von Privatpersonen [1] bleiben gewahrt.

P. 78, Art. 144:

Tous les biens et propriétés de l'Empire et des Etats allemands . . . passent de plein droit au Maghzen, sans aucune indemnité.	All property and possessions . . . of the German Empire and the *German* States pass to the Maghzen without *payment*.	Alle Güter und alles Eigentum des deutschen Reiches und der *deutschen* Staaten . . . gehen von Rechts wegen [2] ohne irgend welche Entschädigung auf den Machzen über.

---

[1] Note du traducteur allemand: «Die engl. Satzung spricht von *property rights* im Allgemeinen, ohne sich auf die Rechte von Privatpersonen zu beschränken. Sie erwähnt dagegen nicht die sonstigen Rechte».

[2] *Id.*: «von Rechts wegen fehlt im englischen Text». — Même remarque à la p. 79, Art. 153.

P. 226, Art. 437:

Les Hautes Parties Contractantes conviennent qu'en l'absence de stipulations ultérieures contraires, le Président ... aura le droit, en cas de partage des voix, à émettre un second vote.	The High Contracting Parties agree that, in the absence of a subsequent *agreement to the* contrary, the Chairman ... shall in the event of an equality of votes be entitled to a second *vote*.	Die Hohen Vertragsschliessenden Teile kommen *dahin* überein, dass vorbehaltlich späterer anderweitiger Vereinbarungen ... bei Stimmengleichheit die *Stimme* des Vorsitzenden den Ausschlag geben soll.

Publications de la Cour Permanente de Justice Internationale. Série B: Recueil des Avis Consultatlfs, nº 5: Avis Consult. donné par la Cour à la date du 23 juillet 1923 sur la question suivante:

Les articles 10 et 11 du Traité ... ainsi que la Déclaration y annexée ... constituent-ils des engagements d'ordre international obligeant la Russie vis-à-vis de la Finlande à l'exécution des dispositions y contenues?	Do Articles 10 and 11 of the Treaty ... and the annexed Declaration ... constitute engagements of an international character *which place* Russia under an obligation to Finland *as to the* carrying out of the provisions contained therein?

O. J. Tallgren.

«Idealtypen» unter den höfischen Epikern der mhd. Blütezeit.[1]

Die psychologische Einstellung (Methode) bei der Beobachtung eines Dichtwerks sucht das Seelenleben des Dichters zu ergründen. Die lebendig sich äussernde, volle, differenzierte Persönlichkeit eines mhd. höfischen Epikers zu fassen

[1] Es ist hier der Versuch gemacht, die von Eduard Spranger in seinem epochemachenden Buche «Lebensformen» (2. Aufl. 1921) aufgestellten Typen menschlicher Charaktere auf einen engeren Kreis mhd. Dichter anzuwenden. Von den sechs Formen Sprangers kommen in dieser Beschränkung nur drei in Betracht. Vgl. auch Jaspers, Psychologie der Weltanschauungen, 1915; Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung, 1919; Bergmann, Der Geist des XIX. Jhs., 1922,

ist uns unmöglich, wir können nur einzelne markante Eigenschaften, die sich aus dem mittelalterlich Allgemeingültigen abheben, erkennen, denn jene Dichtungsgattung ist ein über die Wirklichkeit hinausgehendes Spiel der Phantasie, und vor allem: der deutsche höfische Epiker schafft nicht frei aus sich selbst, er schafft nur nach, was sein französischer Vorgänger ihm bietet. Jedoch schon die Wahl des Stoffes und damit der ethische Gehalt seiner Vorlage lässt auf seine Weltanschauung schliessen und ist charakteristisch für die Richtung und Gesammtheit seines Geistes. Und noch mehr: das Gewand, im welches der deutsche Nachdichter den überkommenen Stoff kleidet, die Sprache in Stil und Metrik, ist sein Eigentum, und in der Formgebung offenbart sich seine Sonderart. Diese beiden Bedingungen, Stoffwahl und Formgebung, lassen in grossen Zügen die drei führenden mhd. höfischen Epiker je nach der in ihnen vorherrschenden Sinn- und Wertrichtung als drei verschiedene Typen unterscheiden: Wolfram v. Eschenbach als Vertreter der religiösen, Gottfried v. Strassburg der ästhetischen, Hartmann v. Aue der theoretischen Lebensform.

Religiös ist die Idee in Wolframs beiden grossen Epen, es ist das Verhältnis des Menschen zu Gott: Parzival, der von Gott abgefallene und in dem Leid seiner inneren Zerrissenheit wieder Gott suchende Weltritter; Willehalm, der Gott besitzende, in Gott befriedete und für ihn kämpfende Heilige.

Gottfried dagegen fasst das Leben ästhetisch auf, seine Menschen, Tristan, Isolde, sind Weltkinder, deren Ideal eine schöne und höfisch feine Lebensführung ist. Der Gegensatz zwischen Gottfried und Wolfram beruht wesentlich in der

---

S. 18 ff. — Die medizinische (psychiatrische) Psychologie unterscheidet zyklothyme (harmonische) und schizothyme (gespaltene) Menschennaturen, vgl. bes. Ernst Kretschmer, Körperbau u. Charakter, 1921. Nach dieser Einteilung wäre Hartmann den Zyklothymikern zuzurechnen, da der Grundzug seines Wesens das Maasshalten, die Harmonie ist. Gottfrieds u. Wolframs Charakterveranlagung ist nicht so eindeutig in ihren Werken ausgeprägt.

Auffassung von der künstlerischen Form. In der Dichterschau im Tristan (v. 4636 ff.) greift er ihn deshalb so heftig an, weil ihm, dem geschmeidigen Wortkünstler, die dunkle, bizarre, missgestaltete Sprache Wolframs ein Greuel war. Er sieht in ihm einen Verderber der Kunst, er ist ihm der «unästhetische» Mensch.[1]

Nicht in dem Maasse ausgeprägt ist die von Hartmann vertretene Lebensform. Am ehesten wird man ihn dem theoretischen Typus zurechnen, denn er ist im Grunde eine Gelehrtennatur. Gegenständlichkeit ist die herrschende Richtung (Spranger, S. 111) in seinen erzählenden Werken. Es ist die durchsichtig klare Sprache, *diu kristallînen wortelîn*, wegen deren Gottfried (Trist. 4627) Hartmann die führende Stelle unter den erzählenden Dichtern zuteilt.

Die neue, auf genaue Beobachtung der Seelenstruktur der einzelnen Persönlichkeit gerichtete Psychologie eröffnet auch dem Historiker bezw. Literarhistoriker ein genaueres Verständnis der ihn beschäftigenden Charaktere. Es handelt sich um die Individualität,[2] wobei wir nach der Sprangerschen Methode in einzelnen Fällen wie den obigen die «Lebensformen» bestimmen können.

Greifswald. *Gustav Ehrismann.*

Un passage de Shakespeare dans les «Récits de l'Enseigne Stål» de Runeberg?

Quand il a été question des sources littéraires des *Récits de l'Enseigne Stål*, on a pu invoquer, avec plus ou moins de vraisemblance, un assez grand nombre d'œuvres, dans les genres les plus divers, de la littérature mondiale. C'est ainsi

[1] Wolframs ethische, Gottfrieds ästhetische Auffassung des Lebens: Zs. f. d. altert. 49, 418 f.; Vogt, Gesch. d. mhd. Lit. I, 3. Aufl., 1922, S. 313.

[2] Panzer, Das altdeutsche Volksepos, 1903.

qu'il est bien connu que le *Chant national hongrois* de Vörösmarty a servi de base à l'hymne national finlandais *Notre pays*. Dans le poème *L'Enseigne Stål* on a voulu voir une assez forte influence d'*Axel*, de Tegnér. Dans la *Fille de ferme* on peut relever des affinités considérables avec la célèbre ballade *Lénore* du poète allemand Bürger, ou bien avec la ballade de Victor Hugo *La Fiancée du Timbalier*, qui est probablement née, elle aussi, sous les auspices de cette même *Lénore*. Le poème *Sven Dufva* s'appuie, comme on le suppose, sur des contes populaires et, dans la scène de bataille, sur le récit fait par Tite-Live du combat d'Horatius Coclès, sur le pont, contre toute l'armée de Porsenna. Le motif des *Deux dragons*, à son tour, est emprunté à la description donnée par Jules César dans sa *Guerre des Gaules* de l'émulation de Titus Pulio et de Lucius Vorenus sur le champ de bataille. *Le Guerrier mourant* reporte la pensée aux chants d'Ossian, qui jouent d'ailleurs un grand rôle dans la production de Runeberg, notamment dans le *Roi Fjalar*. De même, on a voulu voir des traces d'Ossian et aussi de Franzén dans le *eune guerrier*. *Lotta Svärd*, de son côté, fait un pendant très curieux à la chanson de Béranger intitulée *La Vivandière*. A Homère, entre autres, Runeberg a emprunté des images et des effets de style.

A ces rapprochements on pourra, à ce qu'il me semble, en ajouter un, en attirant l'attention sur une ressemblance assez évidente entre une strophe du poème *Von Essen*, dans les *Récits de l'Enseigne Stål*, et un passage de la *Comedy of Errors*, de Shakespeare.

Von Essen, vieux grognard de la dernière guerre, a l'intention d'aller faire une promenade à cheval, mais s'aperçoit bientôt qu'on lui amène une monture essoufflée et ruisselante de sueur: Matts, le palefrenier du vieux général, venait de faire une course échevelée en concours avec un cosaque fanfaron. Le général, furieux, renvoie le pauvre cheval à l'écurie, mais commande en même temps à Matts de lui apporter le plus grand fouet qu'il y pourra trouver: il lui

administrera la récompense de son concours hippique. Matts, qui a lui aussi pris part aux plus sanglantes batailles de la guerre et qui s'est toujours comporté en vrai héros, apporte le fouet et le tend à son maître, les yeux en feu, en disant ces mots:

Skall nu som en häst jag smaka
Er snärt, då jag gjort som bäst,
Så sparkar jag upp tillbaka,
Och sparkar ock som en häst.

La strophe qui renferme ces paroles menaçantes est évidemment le point culminant de tout le poème: on a l'impression que ce poème sur von Essen a été écrit uniquement pour amener ces paroles peu ordinaires. Ces mots ouvrent les yeux du vieux général: il voit quel homme il a devant lui et par quelle école cet homme a passé. Et il se souvient des milliers et des milliers de soldats finnois qu'il a vu accomplir des actes d'héroïsme dans les mêlées les plus meurtrières. Sa colère disparaît et il donne une pièce d'argent à Matts, en l'invitant à boire un bon coup avec un camarade aussi brave que lui.

Or, il paraît que Runeberg a trouvé l'énergique idée de cette strophe chez Shakespeare, dans la *Comédie des erreurs*, mentionnée plus haut, à la première scène du troisième acte. Là, le domestique Dromio, d'Ephèse, prétend qu'Antipholus, d'Ephèse, l'a rossé en pleine place publique et a écrit une épreuve de son style sur son dos. A cela Antipholus répond:

Ant. E. I think thou art an ass.
Dro. E. Marry, so it doth appear
By the wrongs I suffer and the blows I bear.
I should kick, being kick'd; and, being at that pass,
You would keep from my heels and beware of an ass.

Ce passage a été traduit en suédois par C. A. Hagberg (*Dramatiska arbeten* de Shakespeare, tome IX, p. 28; ce tome a paru à Lund en 1850 et le poème de Runeberg a été écrit en 1856: on sait que Runeberg a étudié aussi cette traduction) de la manière suivante:

A. Hör, karl, du är en åsna.
D. Åh ja, det tror jag nog:
Det syns af hvad jag lidit och af de rapp ni slog.
Jag borde hafva sparkats; om bra bakut jag slagit,
För åsnan nog ni aktat er och till reträtten tagit.

On le voit, l'idée et la situation sont exactement pareilles chez Shakespeare et chez Runeberg, bien que le premier parle d'un âne et le second d'un cheval: un subalterne fait observer, courageusement, que, s'il est traité en bête, il a aussi le droit de se servir des moyens de défense de la bête. D'ailleurs, il convient de remarquer dans quelle atmosphère élevée Runeberg place cette idée de la comédie shakespearienne. Pourtant, il lui faut toute la gravité solennelle de la situation décrite pour éviter que la réponse de Matts ne tourne au comique: et encore, nous n'en sommes pas très loin. Mais tout ce qui suit, les souvenirs militaires, le pathos patriotique, l'orgueil d'avoir conduit de pareils braves, tout cela reporte, pour ainsi dire, son coloris sur cette strophe et lui donne une allure solennelle et héroïque.

Aucune circonstance ne parle contre la possibilité de la transposition de ce passage de Shakespeare dans le poème de Runeberg. Dans sa grande biographie de Runeberg, M. Söderhjelm constate que Runeberg, jeune encore, connaissait à fond son Shakespeare. Plus tard, Runeberg, comme tant d'autres, a tenté une explication de l'idée directrice de *Hamlet*, et à *Macbeth* il a voué une étude spéciale où il cherche à mettre en évidence la tendance foncièrement chrétienne de cette tragédie. L'influence profonde de *Hamlet* sur les *Rois de Salamine* de Runeberg paraît incontestable, et M. Söderhjelm (II, 543—545, de l'édition finnoise) cite toute une série de passages dont les images et le style en général sont évidemment imprégnés du goût shakespearien. On voit que Shakespeare a exercé une grande fascination sur l'esprit de Runeberg; il est donc bien probable que cette image frappante lue dans la *Comédie des erreurs* soit aussi restée gravée dans sa mémoire.

Dans leurs commentaires sur les *Récits de l'Enseigne Stål*, MM. Berg et Hjertén (II, 202—208) font valoir que le vieux général von Essen, qui habitait près de Borgå et était mort un peu avant l'installation de Runeberg dans cette ville, avait un caractère à peu près conforme à la description qu'en donne Runeberg, et que beaucoup d'anecdotes couraient dans le pays sur son compte et sur celui de son cocher. Mais MM. Berg et Hjertén remarquent aussi que la scène décrite dans le poème n'est mentionnée dans aucun document littéraire et qu'elle n'a probablement jamais eu lieu. Runeberg a sans doute entendu raconter, dans son entourage, des histoires sur ce vieux général farouche et sur son fier cocher, et il a créé dans sa fantaisie une situation qui correspond à leurs caractères. Pour cela, il a placé dans la bouche du cocher de von Essen les paroles du domestique d'Antipholus pour les camper en face l'un de l'autre dans une situation essentiellement dramatique: *I should kick, being kick'd.*

J. V. Lehtonen.

Henrik Schück und seine allgemeine Literaturgeschichte.

1.

Die schwedischen Literarhistoriker sind ausserhalb der Grenzen ihres eigenen Landes wenig bekannt. Es gibt unter ihnen keinen, der sich wie der Däne Georg Brandes mit den grossen Fragen der modernen europäischen Literaturgeschichte beschäftigt und neue Gesichtspunkte in die Betrachtung eingeführt hätte und deren Werke deshalb, in Übersetzungen allgemein verbreitet, in dem Bewusstsein des aussernordischen Publikums einen Platz gefunden hätten. Die allermeisten Vertreter der literaturgeschichtlichen Forschung in Schweden — wie übrigens auch in Dänemark und Norwegen — haben mit ausgeprägter Vorliebe Gegenstände aus ihrer eigenen Lite-

ratur behandelt, und wenn sie sich auf fremde Gebiete begeben, geschieht es, um die Früchte ihrer Arbeit dem einheimischen Publikum vorzulegen, und deshalb fast ausschliesslich in der Form ihrer eigenen Sprache. Damit ist natürlich nicht gesagt, dass sich diese Studien nicht vor einem ausländischen Publikum zu behaupten vermöchten: so hat der früh verstorbene Professor an der Stockholmer Hochschule, der Dichter Oscar Levertin († 1906) eine Reihe von glänzenden Essays über französische, italienische und auch deutsche Literatur (Hutten) geschrieben, die es wohl überall mit den besten dieser Art aufnehmen könnten. — Zwar sind von Zeit zu Zeit an schwedischen Universitäten Dissertationen über fremde literaturgeschichtliche Stoffe erschienen (ich erinnere mich einiger: über Musset, Swinburne, Mme de Staël, Poe), zuweilen, jedoch selten, in fremder Sprache abgefasst; aber die betreffenden Autoren haben ihre Tätigkeit auf diesem Gebiete in der Regel später aufgegeben oder in andere Bahnen gelenkt: ich kenne in der Tat keinen einzigen neueren schwedischen Literarhistoriker, der sich ausschliesslich oder auch nur zum Teil der Erforschung ausländischer Literatur als Spezialgebiet gewidmet hätte. Unter den neusprachlichen Philologen finden sich gewiss einige, die in schwedischer Sprache zusammenfassende Darstellungen über literarische Erscheinungen auf ihrem Gebiet geschrieben haben; aber auf diesem Felde überwiegt doch selbstverständlich das Interesse für rein philologische oder linguistische Aufgaben.

Ihre umfassende und gründliche Kenntnis der ausländischen Literatur legen die Schweden in anderer Weise an den Tag. In neuester Zeit haben einige von ihnen, und zwar die bedeutendsten, der vergleichenden historischen Methode huldigend, eine ganze Reihe von wichtigen Untersuchungen veröffentlicht, in denen sie festzustellen suchen, in welchem Umfang die grossen schwedischen Literaturepochen und die Erzeugnisse der grossen Dichter ausländischen Einflüssen unterworfen gewesen sind. Diese historische Betrachtung hat ganz neue Wege eröffnet und höchst beachtenswerte Früchte ge-

zeitigt. So wurde in einer auch methodisch vorbildlichen und an Resultaten reichen, grossen Dissertation von Anton Blanck (jetzt Professor in Uppsala) dargelegt, in wie weitem Umfang die «nordische Renaissance» in der nordischen Literatur — also die patriotisch-antiquarische Richtung, die in dem «gotischen» Zweige der schwedischen Neuromantik ihre höchste Blüte erreichte — von den deutschen, englischen, französischen Geistesströmingen, nicht nur auf dem Gebiet der künstlerischen Literatur, abhängig ist und auf welchen Wegen dieser Einfluss gewirkt hat. In gleicher Weise hat Martin Lamm (jetzt Professor in Stockholm) in zwei starken Bänden «Die Romantik der Aufklärung» behandelt, eine Reihe von imposanten Studien, die sich über verschiedene Kulturgebiete erstrecken und tiefgehende Einblicke in das innere geistige Leben der Zeit, und zwar nicht nur in Schweden, gewähren. An Arbeiten wie diese — und ich habe nur ein paar von den wichtigsten genannt — schliessen sich dann andere, darunter eine Menge von Biographien, in denen dieselben Gesichtspunkte geltend gemacht werden und die auch durch ihre Methode, durch Kenntnisse und synthetischen Blick ein sehr vorteilhaftes Zeugnis von dem jetzigen Standpunkt der Literaturforschung in Schweden ablegen.

Ich bedaure, in diesem Zusammenhang nicht einen Überblick über die Resultate dieser Forschung geben zu können, insofern sie den Einfluss der allgemeinen literarischen Strömungen in Europa auf Schwedens geistige Leben betreffen. Es bedarf keiner gründlicheren Beweisführung, wenn man behauptet, dass das Vorstellungsbild von den Wirkungen der grossen, die Literatur umgestaltenden Tendenzen im Geistesleben Europas gewissermassen lückenhaft bleibt für den, der nicht die wichtigsten Epochen der schwedischen Kultur- und Literaturgeschichte kennt. Zwar gehen von diesem Lande keine die europäische Literatur umwälzenden Neuerungen aus, aber die literarischen Bewegungen in Schweden sind doch von solcher Bedeutung sowohl in bezug auf ihren Umfang als wegen ihrer Ausdrucksformen (man denke nur an den

französischen Einfluss auf die Epoche Gustavs III., an die Neuromantik mit Atterbom, Tegnér und Geijer, an die neulich klargestellte Bedeutung der englischen Dichtung für gewisse Erscheinungen u. s. w.), und die Rolle Schwedens in der Geschichte Europas ist jedenfalls so gross gewesen, dass die Vernachlässigung seiner Literaturgeschichte als eine Ungerechtigkeit erscheint und, wie gesagt, auch ein wissenschaftliches Minus bedeutet. Es gibt leider jetzt wenige, die sich mit vergleichender Literaturforschung in diesem weiteren Sinne beschäftigen: was die Sprache betrifft, dürfte sie wenigstens dem andere germanische Sprachen Beherrschenden keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bereiten, und sie öffnet doch den Zugang zu drei interessanten Literaturen — streng genommen vier, da die schwedische Literatur Finnlands national genommen eine besondere ist. Vielleicht ist es jedoch nicht unrecht, wenn man behauptet, dass auch die Schweden selbst mehr hätten tun können, um sowohl die Gesamtgeschichte ihrer Literatur als die Resultate ihrer Forschungen über den Zusammenhang dieser Literatur mit der europäischen in der übrigen Welt bekannt zu machen.[1]

Auch hier hat der Altmeister und Reformator der schwedischen Literaturwissenschaft, der erstaunlich produktive, auf allen Gebieten beschlagene; grosse Humanist Henrik Schück Zeit gefunden, sich wenigstens vor dem ersten dieser Vorwürfe zu schützen. Für Pauls Grundriss hat er die schwedisch-dänische Literatur im Mittelalter behandelt. In einem in Schweden in englischer Sprache veröffentlichten Sammelwerk über das Land hat er das Kapitel über die Literatur geschrieben. Vor einiger Zeit liess er dann in einem bekannten Pariser Verlag ein zweibändiges Werk über die Literatur Schwedens in französischer Sprache erscheinen. Diese Geschichte ist kurzgefasst, aber keineswegs ein Handbuch im gewöhnlichen Sinne des Wortes: von lebendiger Darstellung getragen, mit

[1] Das Verhältnis hat sich in der letzten Zeit gewiss einigermassen verändert, da jetzt an vielen deutschen Universitäten literarisch gebildete schwedische Lektoren Vorlesungen über die Literatur halten.

persönlichen, treffenden, anschaulichen Urteilen und Beispielen durchflochten, bietet dieses vorzügliche Buch eine ebenso unterhaltende Lektüre, wie es eine zuverlässige und reiche Quelle für die Kenntnis der Hauptströmungen und Hauptgestalten der schwedischen Literatur in älterer und neuerer Zeit ist.

Hier soll jedoch nicht bei dieser Arbeit verweilt werden. Es ist meine Absicht, einige Worte über seinen Urheber zu sagen und über ein anderes, grösseres Werk von ihm, das als Beispiel derjenigen oben angedeuteten Erzeugnisse der schwedischen Literaturforschung dienen kann, welche auch für einen weiteren Leserkreis als den schwedischen Interesse hätten, aber ihm leider unbekannt geblieben sind.

2.

Henrik Schück, geboren 1855, habilitierte sich in Uppsala, wo damals der Dichter und Ästhetiker C. R. Nyblom Professor der Literaturgeschichte war, mit einer grossen Abhandlung über englische Renaissancedichtung. Eine kurze Zeit war er Inhaber der Professur für Literatur, Kunstgeschichte und Ästhetik — so hiessen damals die Professuren, die das alles in sich vereinigten — in Lund, wurde dann nach Uppsala berufen, wo er die inzwischen abgesonderte literarhistorische Professur 22 Jahre lang bekleidete, siedelte dann nach erreichtem Pensionsalter nach Stockholm über, um dort als Mitglied der schwedischen Akademie und als Vorsitzender des Nobel-Komitées zu wirken; zwei Gebiete, auf denen seine grosse Autorität und seine ungewöhnliche persönliche Tatkraft ein dankbares Feld gefunden haben. Dabei entwickelt er, wie früher, eine rastlose literarische Tätigkeit, die alle möglichen Gebiete der Kulturgeschichte umfasst.

Zu seinem 60. Geburtstag unternahm es seine an der Stockholmer Kgl. Bibliothek angestellte Tochter, ein Verzeichnis seiner Arbeiten zustande zu bringen. Das war keine leichte Arbeit, denn es zeigte sich, als der Katalog erschien,

dass er nicht weniger als 423 Nummern enthielt. Seitdem hat die Zahl sicher das halbe Tausend erreicht.

Es gehören hierher vor allem verschiedene zusammenhängende Arbeiten über die Gesamtliteratur Schwedens, die Schück entweder allein oder in ein paar Fällen in Verbindung mit seinem jetzt verstorbenen Freund und Kollegen Karl Warburg (Prof. in Göteborg und Stockholm) ausgearbeitet hat, unter den letzteren die grosse «Illustrierte schwedische Literaturgeschichte» in fünf Bänden, eine wirklich epochemachende Leistung; ferner eine Geschichte dieser Literatur während des Mittelalters und der Reformation, ein selbständiger, mächtiger Band von 648 Seiten; eine gross angelegte allgemeine Literaturgeschichte, von der aber nur zwei Bände, die Antike (656 S.) und die jüdische Literatur (966 S.), erschienen sind; ein kürzeres, aber nicht minder gross geplantes Werk über denselben Gegenstand, das auf sechs Bände berechnet ist, von denen vier im Druck vorliegen und die beiden anderen bald erscheinen dürften; eine Darstellung der Geschichte Schwedens während alter Zeiten; Abhandlungen zur schwedischen Altertumskunde, Religionsgeschichte u. s. w.; eine Reihe Lebensbilder schwedischer Persönlichkeiten, u. a. eine stattliche kleine Biographie des Reformators Olaus Petri, ferner Engelbrekt, Gustav III., verschiedene Forscher, Politiker u. s. w., merkwürdigerweise gehört hierher kein Dichter ausser Lars Vivallius, dem ersten Kunstdichter Schwedens, der aber auch nur als Abenteurer dargestellt und behandelt ist, vielleicht weil als solcher auch interessanter; eine Shakespeare-Biographie, eine von seinen frühesten Arbeiten, dann in zweiter Auflage erschienen, jedenfalls den Charakter einer äusserlichen Lebens- und Milieubeschreibung behaltend; «Rom, eine Wanderung durch die Jahrhunderte», ein zweibändiges Werk, auch schon in zweiter Auflage vorhanden, von der Topographie ausgehend, aber eine ganze Geschichte der Umgestaltungen der ewigen Stadt gebend, auf Jahrzehnte hindurch fortgesetzten Studien an Ort und Stelle fussend, ungemein sachkundig und anregend; eine Reihe von Bänden, wohl ein Dutzend («Aus alten Papieren»,

«Aus den Notizen eines Reisenden»), mit kleineren Aufsätzen über alle möglichen Kulturgegenstände, alles auf eigenen Forschungen, zu Hause oder im Ausland, beruhend, oft wichtige Einzelbeiträge zur Geschichte des kulturellen Lebens in Schweden enthaltend, aber auch über weitere Gebiete sich erstreckend (Folklore, Kunstgeschichte); Archivfunde, teilweise als solche veröffentlicht, teilweise den Stoff zu lebhaften Schilderungen aus alten Zeiten (z. B. dem Leben in Uppsala) abgebend; Briefe und Lebenserinnerungen bekannter Persönlichkeiten, mit gründlichem Kommentar versehen; eine in vielen Auflagen erschienene Sammlung von mittelalterlichen Sagen, der Jugend erzählt; eine Masse von Zeitungsartikeln, Rezensionen u. s. w.

Diese Übersicht dürfte einen Begriff nicht nur von Schücks riesiger Arbeitskraft, sondern auch von der Richtung und dem Charakter seines Forschernaturells geben. Er ist vor allem Historiker, genauer bestimmt Kulturhistoriker, und als solcher der entschiedenste Empirist und Realist; absolut kein Philosoph und auch kein Ästhetiker, wenn man darunter die theoretische Spekulation begreift, aber wohl Ästhetiker in dem Sinne, dass er den Schönheits- und Kunstwerten durchaus nicht fremd gegenübersteht; Psychologe insofern, als er es vor allem liebt, die Menschen, besonders gern feste, ganze Gestalten darzustellen und das Menschliche, um nicht zu sagen das Männliche, überall hervorzuheben; nicht aber Psychologe in der Bedeutung, dass er sich für den feineren Zusammenhang der Dichterpsyche und des Dichterlebens mit der Dichtung selbst interessierte.

Auch nicht Realist in dem Sinne, dass er sich von aller Spekulation fernhielte: im Gegenteil, er liebt es sogar, zu spekulieren und zu konstruieren, aber sozusagen nur in festem Material. Seine grösste Leistung auf diesem Gebiet — und wohl überhaupt seine grösste selbständige wissenschaftliche Leistung — ist die Geschichte der mittelalterlichen Literatur Schwedens. Hier hat er einen genialen und sicheren Bau aus einem Stoff aufgeführt, der nur in losen Notizen

bestand, hat die Voraussetzungen für die Konstruktion mit bewunderungswürdiger Schärfe auseinandergelegt und dann die Folgerungen gezogen. Einige seiner Biographien sind in anderer Weise gelungene Konstruktionen, indem sie aus sehr verschiedenartigen, oft auch fragmentarischen Dokumenten ein volles Lebensbild zusammensetzen. Auf Gebieten, die sonst nordischen Philologen und Archäologen gehören, hat er Probleme angegriffen und selbst Theorien aufgeworfen. Stellungnahme zu Theorien ist überhaupt seine Lieblingsbeschäftigung.

Schon in seiner ersten gedruckten Schrift, einer Anzeige des bekannten herabsetzenden Aufsatzes des greisen Historikers Anders Fryxell über Bellman, betont Schück (wie einer seiner Kollegen, Prof. Sylwan in Göteborg, in einer vorzüglichen Charakteristik zu Schücks 65-jährigem Geburtstag hervorgehoben hat), dass die literarhistorische Forschung in Schweden zurückgeblieben ist, weil sie mehr ästhetische als historische Zwecke verfolgt hat. Obgleich ein Feind aller theoretischen Darlegungen hat Schück auch später dann und wann seine Auffassung über die Literaturgeschichte formuliert, ja sogar einen Aufsatz über «Literaturhistorische Methoden» geschrieben. Er unterscheidet hier nicht sowohl drei Methoden als vielmehr drei Arten von Literaturgeschichte: die philologische, die ästhetische und «die Literaturgeschichte als selbständige Wissenschaft», das heisst «die Geschichte der geistigen Kultur, insofern diese sich in der Literatur abspiegelt». Es ist klar, dass er diese letztere vorzieht. Am deutlichsten hat er sich in dieser Richtung ausgesprochen in der Vorrede zu seinen letzten «Hauptzügen der schwedischen Literatur» in drei Bänden (1917—18), worin er sagt: «In dieser Arbeit haben wir strenger als sonst den Charakter der Literaturgeschichte als die Geschichte des Volkes, soweit sie sich in der Literatur abspiegelt, festzustellen versucht.»

Von allen seinen Vorgängern ist vielleicht Hettner derjenige, dem Schück das meiste verdankt, wenigstens was seine kulturhistorische Methode betrifft. Mit Recht hat Prof. Syl-

wan bemerkt, dass Hettners Behandlung der vorgoetheschen Zeit dem Schückschen Ideale nahekommt, obgleich der letztere andererseits nicht die Bewunderung Hettners für den deutschen Neuhumanismus teilt. Ich möchte hinzufügen, dass Schück auch dem Begriff der Kulturgeschichte einen weiteren Umfang verleiht, indem er sich viel mehr mit Ponderabilien abgibt, wirtschaftliche Verhältnisse, die Art der Erziehung, u. s. w. Fesselnd ist auch Sylwans Darstellung von Schücks Verhältnis zu Taine. Der Kern der Übereinstimmung, sagt Sylwan, liegt in der Methode und in dem Ziele der historischen Schilderung: das Dichtwerk hat darin seine Bedeutung nicht an und für sich, sondern als Denkmal über das Zeitalter, in und aus welchem heraus es entstanden ist. Aber während die Geschichte für Taine am nächsten eine Beispielsammlung zu seinem ästhetischen System ist, behandelt Schück sie als Empiriker und steht zu seinen Quellen in einem ganz anderen, viel mehr kritischen und philologischen Verhältnis als Taine. Mir scheint, als ob bei Schück eigentlich mehr Nachklänge von Taine vernehmbar seien als ein unmittelbarer Widerhall; und auch diese sind so gründlich umgearbeitet, dass wir jedenfalls in Schücks grossen Arbeiten einen ganz anderen Ton hören als in denen Taines, einen robusten, irdischeren, auch einfacheren. Das hindert nicht, dass in einzelnen Arbeiten, wie in der Studie über Gustav III., «auf einer herrschenden Eigenschaft aufgebaut», sich eine nähere Verwandtschaft mit Taines Methode spüren lässt; doch fragt sich jeder, der Schück näher kennt, ob hier nicht ebensowohl ein Ausschlag seines eigenen Temperamentes vorliegt: wo er auf eine eigene Idee kommt, besonders wenn sie sich ihm als die richtige im Gegensatz zu der allgemein herrschenden darstellt, kann er sie mit einer eigensinnigen Kraft durchführen, die der Einseitigkeit nahe kommt. — Will man den inneren Grund zu Schücks Auffassung seiner Wissenschaft feststellen, so findet man auch ihn, glaube ich, zuletzt in der ganzen realistischen Anlage seiner Natur, den weiten Interessen, dem wachen Blick für alles, was mit der Kulturentwick-

lung zusammenhängt, der unbeschränkten Wissbegier, dem gesunden Drang, alles aus tatsächlichen Verhältnissen herzuleiten, der Geringschätzung geistiger Erscheinungen, die der Grundlage im menschlichen Erfahrungs- und Gefühlsleben entbehren. Ich möchte kurz sagen, dass seine Methode eine biologische ist. Aber dabei empfängt sein allem Bedeutenden offenstehender Sinn von verschiedenen Seiten Eindrücke: so unterschätzt er keineswegs die Analyse eines Sainte-Beuve, eines Georg Brandes, obgleich es nicht in seiner Natur liegt, ihnen auf diesen Wegen zu folgen.

In Schweden, wie überall, war die Frage nach den verschiedenen Richtungen der Literaturforschung während langer Zeit einer lebhaften Besprechung unterzogen, und die historisch-vergleichende Methode bekam, wie gewöhnlich, die Wahrheit gründlich zu hören. Einzelne Übertreibungen und Fehlgriffe beim Haschen nach literarischen Vorbildern, sowie eine einseitige Beschäftigung mit Milieueinflüssen gaben hierzu einen scheinbaren Anlass. Aber, wie oben schon angedeutet, diese Behandlung der schwedischen Literaturgeschichte wirkte auf sie revolutionierend. Zwar war Schück nicht der allererste, der die geschichtliche Methode einführte: sein Vorgänger in Lund, Gustaf Ljunggren, hatte in einigen wichtigen Arbeiten die Bahn gebrochen. Schücks Anregungen bedeuteten jedenfalls mehr. Um ihn sammelten sich jüngere Forscher, die wieder die Richtung weiter verpflanzten. Sie beharren gewiss in der Verfolgung bestimmter historischer Aufgaben, denn so haben sie ihre Arbeit aufgefasst, und dadurch legen sie immer neue Gebiete ihres Bodens bloss. Sie überlassen anderen die psychologisch-ästhetischen Erwägungen, denn sie haben sowieso genug zu tun. Dafür dürfen sie nicht gerügt werden, sondern die anderen, die sich nicht genug geltend machen. Übrigens hat Schück in seinen letzten Bearbeitungen der schwedischen Literaturgeschichte selbst einige vorzügliche und von feinem poetischen Urteil beseelte Dichteranalysen gegeben.

Dass diese Fragen auch das grosse Publikum in Schweden so stark interessiert haben, beruht einerseits überhaupt auf

dem allgemeinen, weit verbreiteten Interesse für Literatur und Wissenschaft und dann auch nicht wenig darauf, dass der bedeutendste und produktivste Literarhistoriker des Landes sich in seiner ganzen Tätigkeit immer an die allerweitesten Kreise gewendet hat. Daher sind einige formale Züge seiner Bücher zu erklären. Er hat sich erstens einen ganz besonderen Stil herausgebildet. Dieser ist klar, einfach und sachlich, aber durch seine Anschaulichkeit und durch das in jeder Zeile fühlbare Einleben in den behandelten Gegenstand im höchsten Grade unterhaltend. Dabei ist jedoch nicht ein Eingehen auf streitige wissenschaftliche Fragen ausgeschlossen, im Gegenteil, abweichende Ansichten und ihre Urheber werden genannt. Als eine Folge dieser Popularisierung fällt aber und zuweilen in recht peinlicher Weise auf, dass die wissenschaftliche Literatur nie angeführt wird, weder in Zitaten noch in Bibliographien. Das empfindet nicht nur der Fachmann, sondern auch der Laie, der möglicherweise weiter gehen möchte, als einen Mangel. Man ist nicht daran gewöhnt, dass man in dieser Weise der Mittel zur Kontrolle beraubt wird.

Sicher sind für Schück solche Dinge Adiaphora und unsere Ansprüche pedantisch. Seine Parole — «nulla dies sine libello», immer vorwärts, immer neue Gegenstände und neue Bände! — gestattet ihm wohl auch nicht, über derartiger Perlenstickerei Zeit zu verlieren, und wenn einige skrupelhafte Leser sich beklagen, dass sie bei dem Studium seiner Darlegungen zuweilen gleichsam in der Luft hängen bleiben, so betrachtet er es ohne Zweifel als ihre eigene Schuld. Hie und da kann auch diese ununterbrochene Zirkulationsbewegung zwischen Archivalien, Schreibtisch und Druckerei zu Kleinigkeiten führen, die bei dem wissenschaftlichen Paragraphenmenschen ein Kopfschütteln hervorrufen: Quellen können übersehen werden, ein Dokument kann als Neuigkeit erscheinen, das vor nicht langer Zeit veröffentlicht wurde, eine fehlerhaft interpretierte Textstelle kann unnötige Kommentare hervorrufen, eine früher ausgesprochene Ansicht kann sogar mehrere — jedenfalls immer freimütig zugegebene —

Änderungen erfahren u. s. w. Aber das sind Dinge, die zum Gesamtbild gehören und in dessen grosse und imponierende Züge nur eine Erinnerung an die frische Unmittelbarkeit der Persönlichkeit mischen.

3.

Der erste Band der «Allgemeinen Literaturgeschichte», die Literatur der antiken Völker, erschien 1919, der zweite Band, das Mittelalter, 1920, der dritte, die Renaissance, 1921, und der vierte, der französische Klassizismus, bis ungefähr 1750, 1922 (Verlag von Hugo Geber, Stockholm, jetziger Inhaber Dr. Nils Geber, selbst ein Schüler von Schück; die Bände umfassen resp. 360, 338, 640 und 384 Seiten gross Oktav). Akademische Vorlesungen bilden die Grundlage, doch wurde die Arbeit von Anfang bis zu Ende für den Druck neu geschrieben. Obgleich noch nicht abgeschlossen (es fehlen noch zwei Bände, die aber in der Hds. fertig vorliegen dürften), lässt sich das Werk doch schon beurteilen und als eines der allerbedeutendsten in seiner Art bezeichnen.

Unter dem Begriff «allgemeine Literaturgeschichte» versteht Schück aber nicht die Geschichte der Literatur aller Völker, auch nicht aller europäischen Völker, sondern, wie die meisten seiner Vorgänger auf diesem Gebiete diejenigen literarischen Denkmäler, welche als Erbe einer tausendjährigen Entwicklung zu einem der ganzen modernen Kulturgesellschaft gehörenden Gut geworden sind, dem abendländischen Ideenleben Ausdruck gebend und es beeinflussend. «Es gibt eine europäische Literatur», sagt Schück in seiner Einleitung, «die allen Völkern eignet. Ihre Geschichte kann aber nicht durch eine Zusammenstellung der Literaturgeschichte verschiedener einzelner Völker dargestellt werden. Ausserhalb bleiben in der Regel die Literaturen der kleinen Völker, so wie unsere eigene, die erst während der letzten Zeiten Gegenstand der Aufmerksamkeit des Auslandes geworden ist . . . . Aber auch die Literaturen gewisser grosser Völker bleiben ausser dem Rahmen dieser Geschichte, wie z. B. die

Dichtung der slavischen Völker, die erst während des 19. Jh. durch Puschkin, Gogol, Turgenjew, Tolstoi und andere einen Beitrag zu der westeuropäischen Kultur geliefert hat. Auch ein so bedeutendes und hochstehendes Volk wie das deutsche hat nur während gewisser Perioden — Reformation, Neuhumanismus, Neuromantik — einen befruchtenden Einfluss auf die allgemeineuropäische Dichtung ausgeübt. Andere Literaturen — wie die indische und die chinesische — haben nur zufälligerweise und für einzelne Dichter eine Rolle gespielt, wieder andere, wie die italienische und spanische, die während langer Perioden einen ungeheuren Einfluss gehabt haben, lagen dann während anderer Perioden vollständig ausserhalb der Fahrstrassen der allgemeinen Kultur. Schliesslich gibt es Literaturgebiete, die ihre Gegenwart nicht beeinflusst haben, die aber der späteren Literatur kräftige Anregungen gegeben und die Entwicklung in neue Bahnen gelenkt haben. Hierher kann man die altnordische Dichtung rechnen, die keinen unwichtigen Anteil an der Vorromantik des 17. und der Romantik des 18. Jahrhunderts hat. Eine allgemeine Literaturgeschichte gestaltet sich somit zu etwas ganz Anderem als eine Gesamtgeschichte der Literatur der verschiedenen Länder.»

In ziemlich radikaler Übereinstimmung mit diesen Grundsätzen hat Schück dann seine Darstellung aufgebaut. Ausdrücklich wird hervorgehoben, dass sie sich auf «die grossen Linien» beschränkt.

Eine genaue Wertschätzung kann hier natürlich nicht in Frage kommen, noch weniger eine Besprechung einzelner Ausführungen und Ansichten. Der Zweck dieser Zeilen ist auch nur, Fachkollegen ausserhalb Schwedens auf diese Arbeit aufmerksam zu machen, die einen nicht am wenigsten vom prinzipiellen Standpunkt beachtenswerten Beitrag zur Lösung der schwierigen Frage nach der besten Form eines Handbuchs der allgemeinen Literaturgeschichte liefert, und die schon wegen ihres Verfassers bekannt zu werden verdient. Ein kurzer Überblick über die Anordnung des Inhalts und

eine Betonung der hauptsächlichen Eigenschaften dürften diesen Zweck einigermassen erfüllen.

Die Geschichte der antiken Literatur zerfällt in drei Abteilungen: die Zeit vor dem Hellenismus, der Hellenismus und die Kaiserzeit. Innerhalb der ersten werden behandelt: die israelitische Literatur, die mit den Propheten schliesst, und die griechische vorhellenistische Literatur, d. h. die jonische mit den epischen Gedichten, der Lyrik und der Wissenschaft; die attische mit der Dramatik und der Wissenschaft (Philosophie und Geschichte). Die zweite Abteilung geht von der hellenistischen (alexandrinischen) Wissenschaft aus (Naturwissenschaft, Philosophie, Polybios), daran schliesst sich ein kurzer Blick auf die entsprechende schöne Literatur; weiter folgt die Behandlung derjenigen israelitischen Literatur, der der Stempel des hellenistischen Geistes aufgeprägt ist (Hohes Lied, Job, Kohelet, die Weisheitsliteratur, der Roman und der Psalter), und schliesslich die römische Literatur vor Augustus. Die dritte Abteilung zerfällt dann in zwei Hauptkapitel: die nicht-christliche und die christliche Literatur. In dem ersten nimmt die Geschichte des Romans den grössten Raum ein, weil sie die ganze Frage nach der antiken Romanliteratur und ihrer Entstehung umfasst, hauptsächlich in Anschluss an Erwin Rohde, aber mit einer gewissen Modernisierung und Erweiterung seiner Ansichten. — «Die älteste christliche Literatur» gibt eine überaus fesselnde Darstellung der ältesten Schriften der Kirche, nicht weil sie zur eigentlichen Literatur gehörten, aber weil sie eine so unerhörte Bedeutung für die Literatur und die Kultur in ihrer Gesamtheit gehabt haben: die hier berührten Fragen über die Chronologie und die Quellen der synoptischen Evangelien u. s. w. werden natürlich nicht mit Anspruch auf Erledigung behandelt, nur die wahrscheinlichsten Resultate der Forschung werden angegeben; aber was in diesem Zusammenhang über Paulus und Johannes, über den Gnostizismus und den Kanon, über den Streit zwischen Heidentum und Christentum gesagt wird, ist alles überaus anregend und dem Leser sicher unendlich will-

kommen. Überhaupt muss wohl gesagt werden, dass die Behandlung der jüdischen Literatur den Höhepunkt dieses ersten Bandes bildet. So sind z. B. die Bilder der Propheten geradezu gewaltig und haben gar keine Entsprechungen in der Schilderung der Griechen und Römer: bei Homer überwiegt vollständig die philologische Frage — übrigens sehr eingehend und klar erörtert —, und bei den Tragöden scheint sich Schück nicht recht zu Hause zu fühlen.

Das Mittelalter ist durchaus mehr sein Gebiet. Es wird durch einen Abschnitt über byzantinische Literatur eingeleitet, im Anschluss an Krumbacher. Selbst hegt Schück aber für diese Literatur ein lebhaftes Interesse; und er lässt z. B. den spätgriechischen Roman eine allzu grosse Rolle in der Entwicklung der entsprechenden westeuropäischen Literatur spielen (so bei dem bretonischen Roman: für den Tristan setzt er ohne weiteres eine griechische Quelle an). Dann folgt die erste Periode des Mittelalters. In dem Kapitel «die Übergangszeit» wird in höchst lehrreicher Weise über das Unterrichtswesen, die Klöster, die kirchliche Literatur 400—600 gehandelt, aber auch eine Frage wie die Entstehung des rhythmischen Verses erörtert, was wieder zu einer Schilderung der Osterliturgie führt. Das folgende Kapitel «die Literatur der Kirche 600—1050» leitet dann das Thema über Irland, England, Deutschland weiter und schliesst mit dem Hervortreten der Opposition gegen die Kirche (Ekbasis) und dem Übergang zur volkstümlichen Dichtung. Noch ein Kapitel über die kirchliche Literatur der Vulgärsprachen, und dann folgt eine Übersicht der germanischen Volksdichtung dieser Jahrhunderte, folgendermassen eingeteilt: die bewahrten Reste; Entstehung und Verbreitung der Heldensage; Charakter und Form der Heldensage; die deutsche Literatur (Hildebrandslied, Waltharius, Ludwigslied); die englische Literatur; die nordische Literatur; die irische Literatur. — Von grossem Wert und Interesse für den Nichtspezialisten sind hier die Ausführungen über die Sage: alte und neue Theorien werden erklärt und besonders das Verhältnis zwischen Sage und Ri-

tus dargestellt. Bemerkenswert ist vor allem die Charakteristik der Eddadichtung. Was aber in diesem Abschnitt eine gewisse Unklarheit veranlasst, ist, dass die Stoffe der späteren epischen Dichtungen zu gleicher Zeit mit den Dichtungen dieser Periode behandelt werden: es gehört, besonders für einen Laien, eine gespannte Aufmerksamkeit dazu, die beiden auseinanderzuhalten, zumal da die zahlreichen Daten der Aufzeichnungen u. s. w. etwas verwirren. — Jetzt folgt der zweite Hauptabschnitt, die Blütezeit des Mittelalters, wieder mit einer überreichen «allgemeinen Charakteristik» beginnend: die Universitäten, die Aufklärungsphilosophie, die (philosophische) Reaktion, der mittelalterliche Humanismus. Hierauf «die volkmässige Erzählung» mit einer einleitenden Orientierung über den Ursprung des Märchens und der Erzählungen, wobei kein bestimmter Standpunkt betont, aber in sehr klarer Weise der Unterschied zwischen Sagenmotiv und Sagenform unterstrichen wird. Eine besondere Vorliebe widmet der Verf. der Darstellung des frz. Fableau (resp. «esprit gaulois») und der Fuchssage. Zum «Fableau», resp. «conte dévot», werden auch Der Stricker, Der arme Heinrich und Rudolf von Ems gestellt. — Dann folgen die Chansons de geste. Auf die Entstehungsfrage wird natürlich eingegangen, und zwar polemisierend gegen Bédier. Schück, der Bédiers Theorie früher in einem besonderen Aufsatz behandelt hat (s. diese Zs., 1915, S. 1—32), findet, dass sie gewiss dazu beigetragen hat, Klarheit in die Behandlung der Frage zu bringen, besonders in bezug auf die Art, wie das primitive Material für die Chansons zuerst zusammengebracht wurde, aber dass jedenfalls die Gaston Paris-Nyropsche Ansicht über die Fertigbildung der Epen das Richtige getroffen hat. In unmittelbarem Zusammenhang mit der nationalen frz. Epik wird dann die entsprechende Dichtung in Deutschland, England, Italien dargestellt. — «Volkspoesie und Goliarddichtung» heisst die Einleitung zu dem folgenden Kapitel, «Die provenzalische Lyrik und der Roman de la Rose», und auch hier folgt dann unmittelbar, was Schück als Ausläufer dieser Literatur be-

trachtet, die Lyrik in Spanien, Deutschland (Walther von der Vogelweide) und Nordfrankreich. Im Anschluss an den Rosenroman (dessen Jean Clopinel als Charakter mit Luther verglichen wird!) kommt dann plötzlich ein Abschnitt über Dante: vordantesche Literatur, Dantes Leben, die Werke. Dann kehrt die Darstellung wieder nach Frankreich und England zurück, um gründlich über den bretonischen Roman, seine Vorbereitung, seine Quellen u. s. w. zu handeln (Schück ist ein entschiedener Anhänger der Foerster-Zimmermannschen Theorie). Hier steht nun zuerst eine historische Übersicht, dann folgen Kapitel über die Lais, über byzantinische Sagen und Romane in Deutschland (u. a. König Rother, Herzog Ernst) und in Frankreich, und antike Romane in Frankreich. Die Romane selbst werden analysiert. Jetzt erst kommt die Reihe an die nationale Epik Deutschlands. Dann folgt ein fesselndes Kapitel über die isländische Saga, und mit einer Geschichte des Dramas schliesst dieser zweite Teil. Der dritte, «Abschluss des Mittelalters», behandelt auf 30 Seiten «allgemeine Erscheinungen» in europäischen Ländern (in Deutschland Meistergesang, in Frankreich entsprechende Übergangslyrik mit Machaut und Charles d'Orléans, u. s. w.) und speziell eigentlich nur das Drama: Mirakel, Mysterien, mittelalterliche Bühne, Farce.

Es wird kaum nötig sein, diese Inhaltsübersicht durch die zwei folgenden Bände in derselben Weise fortzuführen. Aus dem Vorstehenden dürfte schon die Methode einleuchten. Die gross angelegte Geschichte der Renaissance führt uns, nach einer weitläufigen Bestimmung des Begriffs, von Italien nach England, dann wieder zurück zu der italienischen Hochrenaissance, zu dem Humanismus und der literarischen Bewegung in den anderen europäischen Ländern, um dann die Spätrenaissance einer ähnlichen vergleichenden Betrachtung zu unterziehen, wobei selbstverständlich England den breitesten Raum einnimmt. — Für den vierten Band genügt wohl Folgendes: zuerst sind 70 Seiten einer einleitenden Übersicht über die religiöse und wissenschaftliche Kultur der Zeit des

frz. Klassizismus gewidmet, dann folgt ein lebhaftes Kapitel über den Kampf zwischen Klassizität, Barock und Renaissance, welches mit Corneille schliesst, danach «der Hochklassizismus» mit «der neuen Gesellschaft» (La Rochefoucauld, Mme de Lafayette, Mme de Sévigné), dann Boileau, dann Abschnitte über Molière und Racine, beide vorzüglich, den Inhalt der Stücke wie die ganze Auffassung im Einzelnen darstellend (resp. 60 und 30 S.), und schliesslich «Die Literatur der englischen Restauration».

— Die Einwände gegen diese Aufstellung und Auffassung liegen nahe bei der Hand. Als illustrierendes Beispiel dient vielleicht am besten das Kapitel über Dante. Es ist, wie wir sahen, zwischen die provenzalische Lyrik und die bretonischen Romane eingeschoben, und der ganze Dante ist auf 18 Seiten abgefertigt (vgl. die soeben angeführten Zahlen für Molière und Racine!). Es versteht sich natürlich von selbst, dass es in einem solchen Zusammenhang mehr darauf ankam, Dantes Stellung innerhalb der mittelalterlichen Literatur und seine nahe Verwandtschaft mit der mittelalterlichen Auffassung zu zeigen, als seine Bedeutung für Italien und seine Grösse als Dichter. Jedenfalls empfindet man die Knappheit in der letzteren Beziehung als eine Lücke, obgleich es gewiss nicht an treffend charakterisierenden Worten fehlt. Ein anderes Beispiel. Auf etwas mehr als drei Seiten werden «die bretonischen Romane ausserhalb Frankreichs» vorgeführt, zuerst in Spanien mit dem Amadis (also Mitte des 14. Jh.!), dann in Italien, wo besonders das Volksbuch Guerino il Meschino hervorgehoben wird, und schliesslich in Deutschland, wo Hartmann, Wolfram und Gottfried zusammen eine Seite füllen: «in der Tat sind sie jedoch nur Übersetzer frz. Originale, aber nach der gewöhnlichen mittelalterlichen Art behandelten sie diese sehr frei und durchdringen sie, wenigstens in einigen Fällen, mit einer rein deutschen Anschaungsweise». Es wird hinzugefügt, dass Parzival das ritterliche Ideal der bretonischen Romane auf eine höhere Stufe gehoben hat. Welche Bedeutung diese Übersetzer für die Literatur und Wolfram für die ganze An-

schaungsweise noch in späteren Zeiten gehabt haben, sowie ihre Übersetzungskunst, u. s. w., das alles bleibt ganz unbeachtet, und durch den Parallelismus mit den anderen Ländern gewinnt der unkundige Leser die Vorstellung, dass z. B. Parzival mit einem Mischmasch wie dem Guerino zu vergleichen sei. — Bei der Besprechung von Aucassin und Nicolete (und verwandten Romanen) überwiegt die sozusagen technische Betrachtungsweise so sehr, dass kein Raum übrig bleibt für die Wertschätzung dieser in literarischer Hinsicht ungemein wichtigen Erzählung. — Dies alles gehört nun zum System, das ja auf eine Geschichte der Ideen und nicht der einzelnen Werke und Dichter abzielt; aber das System hätte zugunsten der letzteren hie und da Verbesserungen erleiden können, und wenn der dafür erforderliche Raum nur durch Aufopferung einiger Einzelheiten anderer Art, an denen die Darstellung gelegentlich überreich ist, zu gewinnen war, so hätte es eigentlich wohl niemand beklagt. In dieser Beziehung gibt übrigens die neuere Zeit weniger Anlass zu Bemerkungen, da dort nicht, wie hier für das stoffliche Interesse ein so grosses Feld offen liegt, sondern das Individuelle und Künstlerische mehr hervortritt. Mit der Entwicklung der Literatur zu höherer künstlerischer Selbständigkeit werden auch in der Darstellung die Gesichtspunkte verschoben.

Ein zweiter Eindruck, über den man beim ersten Blick nicht ganz klar wird, rührt von der Form her. Ich habe schon gesagt, dass sie äusserlich auf jedes wissenschaftliche Beiwerk verzichtet. So auch auf die Anwendung typographischer Mittel, um Namen u. s. w. hervorzuheben — wahrscheinlich aus berechtigter Furcht vor der bunten Unruhe des Lehrbuches, aber nicht immer zugunsten der Übersichtlichkeit. Jedenfalls ist es nur zu loben, dass die Darstellung nicht, wie z. B. in Schücks und Warburgs grosser illustrierter Geschichte der schwedischen Literatur, durch lange, mit Petit gedruckte Absätze unterbrochen wird.[1]

[1] Die typographische Ausstattung ist vorzüglich (eine illustrierte Ausgabe enthält eine grosse Menge von hübschen Bildern) und die

Dies gibt uns Anlass, von der pädagogischen Seite des Werkes überhaupt zu sprechen. Wer das Wort in seinem engsten Sinne nimmt, kann wohl einwenden, dass, trotz der grossen Klarheit und Anschaulichkeit, die Form des immer fliessenden Vortrags unvorteilhaft auf die Prägnanz wirken mag; man kann Anstoss nehmen an einer gewissen Inkonsequenz, indem einige Fragen mit einer Fülle von Einzelheiten, andere wieder mit auffallender Knappheit vorgeführt werden; man sieht, wie der Verfasser manchmal selbst von seinem Gegenstand hingerissen wird, so dass er gleichsam keine Zeit findet, sich auf Erklärungen einzulassen, was wieder den Eindruck macht, dass er vom Leser allzu viel Vorkenntnisse verlangt, u. dgl. m.

Im höheren Sinne des Wortes muss man aber dem Werke einen ganz eminenten pädagogischen Charakter zuerkennen, ja diesen geradezu als eine seiner allerhervorragendsten Eigenschaften bezeichnen. Ganz abgesehen von einzelnen Ausstellungen, die man zu machen, und von Wünschen, die man zu hegen veranlasst wird — welche unendliche Fülle von Belehrung bietet doch dieses Werk! Wo findet man in einem derartigen Handbuch schon am Eingang ein so bestechendes und für das ganze Verhältnis des Lesers zu dem Werke ausschlaggebendes Kapitel wie das über die Entstehung der israelitischen Literatur? Und dann dieser weite historische Hintergrund, in dem alle geistigen Strömungen der Jahrhunderte und Jahrtausende Platz finden. Welche Einsicht gewährt es nicht dem Literaturstudenten, der ebensowenig wie das grosse Publikum gewohnt ist, diese Sachen in einem gewaltigen historischen Panorama zu überblicken, überall die Voraussetzungen für die Literatur und die umgebenden Faktoren erörtert zu finden, wie z. B. das kirchliche Leben im Mittelalter, die kämpfenden philosophischen Strömungen im Beginn der Renaissance, den Humanismus, die Gestaltung der

Korrektur tadellos; nur fragt man sich, weshalb Schück konsequent Créstien schreibt (für Crestien oder Chrétien) und St-More fur Sainte-More.

französischen Gesellschaft im 17. Jh.? — Aber hierzu kommt noch etwas anderes, und in bezug auf die Belehrung nicht das Unwichtigste. Wie aus unserem Referat hervorgeht, wird dem Leser mehrfach ein Einblick in die wissenschaftliche Schmiede gegönnt: Bericht wird erstattet über die verschiedenen Ansichten in wichtigen Streitfragen, ihre Vertreter, ihre Begründung, die Stellung des Verfassers selbst u. s. w. Der Leser wird also einigermassen in die philologische Arbeit eingeweiht, durch die die Resultate gewonnen sind. Damit tritt er natürlich zu dem Ganzen in viel engere Beziehung; und besonders muss ja dieses Vorgehen auf den Jünger anregend wirken, zumal da der Verfasser die ganze Zeit auf die Schwierigkeit der Entscheidung aufmerksam macht und sich also damit auch von jedem Verdacht freisagt, als unfehlbare Autorität gelten zu wollen und ein Schwören in verba magistri zu verlangen.

Ein solches Werk muss schon an und für sich eine Kompilation sein, denn alles kann ja der Verfasser nicht selbst geprüft haben. Vielleicht sind ihm für einige Punkte die neuesten Resultate der Forschung entgangen, und vielleicht überspringt er zuweilen Erscheinungen, die zu berücksichtigen gewesen wären. Aber wahrlich selten macht eine derartige Arbeit, auf einem so ungeheuren Material aufgebaut, so wenig den Eindruck einer Zusammenfassung der Arbeit anderer. Das kommt daher, weil sie es im Grunde genommen auch garnicht ist. Erstens hat Schück die allermeisten Texte selbst gelesen: er überrascht gar oft den Leser mit lebhaften Inhaltsberichten, die nur auf Autopsie beruhen können, und dabei ist es ihm ganz gleichgültig, ob die betreffenden Werke kurze Erzählungen sind oder Romane von zehntausend Versen, ob sie lateinisch, altfranzösisch oder isländisch geschrieben sind. Zweitens hat er sich in den allermeisten Fragen, mit denen er sich beschäftigt und besonders in den mittelalterlichen, seine eigene Ansicht gebildet, vielleicht zuweilen ein wenig schnell, aber immer doch auf Grund eigener Erwägungen. Wenn er sie dann vorführt, steckt also gleichsam ein persön-

liches Interesse darin, und das kommt auch zum Vorschein. In gleicher Weise macht es, wenn er von Dichtern und ihren Werken spricht, den Eindruck, als hätte er sie eben in der Hand, so wohl versteht er es, Alles stark zu beleben. Solches gehört aber gewiss nicht mit zu den Kennzeichen des Kompilators: im Gegenteil, es macht, dass die Darstellung eben so ungemein frisch wirkt, es gibt dem Stil eine Gegenwärtigkeit von ganz ungewöhnlicher Art. Und das Eigentümliche ist, dass dieser überaus lebhafte Anteil an allen behandelten Fragen gar nie erschlafft, sondern fortwährend das Interesse des Lesers festhält, auch wenn sich die Darstellung in scheinbar unnötigen Details ergeht. Dieser Stil vereinigt in einer eigentümlichen Weise Schlichtheit und Kunst. Er bewegt sich in klaren und einfach gebauten Sätzen, ist aber schlagend und treffend, findet, ohne Haschen nach vielen Adjektiven, das richtige Wort, ist durchaus sachlich, aber dabei keineswegs farblos, hat eine klangvolle und männliche Haltung. Gut gefundene Vergleiche rücken oft den Gegenstand in ein überraschendes Licht.

In dieser Darstellungsweise offenbart Schück ganz sein eigenes Temperament und seine Sinnesart. Sie geben auch sonst dem ganzen Unternehmen sein Gepräge. Ohne diese frische Schöpferlust, ohne diese Kühnheit in der Konzeption und das stete Festhalten an den grossen Linien, ohne sich im Namen des Ganzen und der Idee über alle Einwände, Einzelkritik und Geschmackverschiedenheiten hinwegzusetzen, hätte er das Werk nie zustande bringen können. Es wäre auch garnicht ohne Lücken und Blössen möglich. Aber so wie es schon jetzt dasteht, ist es eine für einen einzelnen Mann ganz imponierende Leistung. Weiter Blick, tiefe Kenntnisse, ungewöhnliche Arbeitskraft, leidenschaftliche Hingabe an die Wissenschaft, alle diese Eigenschaften vereinigen sich hier in einer Weise, die man selten mehr erlebt und die den Gedanken zu dem grossen Geschlecht der Humanisten führt, die von allen Förderern der Weltkultur wohl Schücks Herzen am nächsten stehen.

Diese Darstellung der leitenden Ideen der Weltliteratur in ihrem Zusammenhang mit dem Gange der Kulturentwicklung überhaupt gereicht der schwedischen Wissenschaft zu höchster Ehre. Sie steht auch sonst allein da und verdiente es, an den nötigen Stellen überarbeitet, in andere Sprachen übersetzt zu werden. Sie würde ohne allen Zweifel lebhafte Diskussion hervorrufen, von Seiten der Literarhistoriker überzeugte Widerlegung erfahren — man würde sagen, dass ein solches Unternehmen überhaupt unmöglich sei, besonders für einen Einzelnen, dass es etwas ganz Halbes bleiben müsse, dass unter den sog. kulturhistorischen Faktoren u. a. auch die politische Geschichte mitzählen müssten, dass das Ganze eine Geschichte der Menschheit werden müsse, um einigermassen vollständig zu sein: aber sie würde Aufsehen und Bewunderung erwecken, und sie würde auf jeden Fall Perspektiven eröffnen, Samen streuen und Nutzen bringen.

Werner Söderhjelm.

Einige Bemerkungen zu den absoluten Konstruktionen in den neueren Sprachen.

Die sogenannte absolute Konstruktion ist eine in den indogermanischen Sprachen sehr verbreitete Erscheinung, über deren geschichtliche Entwicklung und psychologische Grundlage man überdies noch bis heute sehr im unklaren ist. Neuerdings hat Wackernagel in seinen Vorlesungen über Syntax (Basel 1920) den absoluten Gebrauch schon für die indogermanische Ursprache angenommen (S. 292 ff.), und so viel kann man ihm wohl zugestehen, dass eine gewisse Neigung zur absoluten Ausdrucksweise in den indogermanischen Sprachen altererbt zu sein scheint. Aber diese Neigung für die lose absolute Konstruktion beschränkt sich nicht auf die indogermanischen Sprachen. Auch in den westfinnischen Sprachen, im Finnischen und im Estnischen, ist ein «Nominativus (und

Partitivus) absolutus» ganz gewöhnlich, wobei der Subjektskasus, mit einem Partizip, Adjektiv oder Adverbiale versehen, als nähere Zustandsbestimmung eines Satzgliedes fungiert. Doch ist die Konstruktion auf solche Fälle beschränkt, in welchen das, was mit dem absoluten Ausdruck gesagt wird, eng zu dem Substantiv (resp. Pronomen) und der Verbalhandlung gehört, also eine Art psychologisches Attribut bildet. Somit ist der Gebrauch im Finnischen etwas beschränkter als im Neufranzösischen, indem man zwar sagt finn. *hän kuoli uhkasana huulilla* = nfrz. *il mourut la menace à la bouche*, finn. *hän astui huoneeseen käsi kohotettuna* = nfrz. *il entra dans la chambre la main levée*, finn. *runoilija kulki mieli täynnä sääliä tämän sekasorron keskellä* = nfrz. *le poète cheminait, l'âme pleine de pitié, au milieu de ce désordre*, aber nicht mehr z. B. das französische *cela dit* oder *cela fait* mit einer absoluten Konstruktion ausdrücken kann. In diesem Falle scheint die finnische (und auch die estnische) Sprache dem Gebrauch dieselben Grenzen zu setzen wie die deutsche, wo zwar solche Ausdrücke zulässig sind wie *zu Dionys, dem Tyrannen, schlich Damon, den Dolch im Gewande* und *da sinkt er ans Ufer und weint und fleht, die Hände zum Zeus erboben* (Schiller, Die Bürgschaft), aber solche wie die von Herder gebrauchten Ausdrücke: *angehört die Schmach des Hauses, geht gedankenvoll Rodrigo — das gehöret, sprang Rodrigo munter auf von seinem Lager — dies gesehn, erschraken alle Mohrenkönige* dem Sprachgefühl widerstreiten (vgl. Erdmann, Grundzüge der deutschen Syntax I, S. 61). Doch ist jede Beeinflussung des Finnischen durch das Deutsche (etwa durch Vermittelung der Literatursprache) völlig ausgeschlossen, weil die absolute Konstruktion in den alten finnischen Volksliedern in zahlreichen Beispielen wiederkehrt, während gerade im Deutschen diese absoluten Ausdrücke erst im 18. Jahrhundert gewöhnlich werden (vgl. Paul, Deutsche Grammatik 3, 278 ff. und Behaghel, Deutsche Syntax S. 727 f.). Auch ist der Gebrauch im Finnischen viel gewöhnlicher als im Deutschen und zwar sowohl in der Volkssprache als in der Literatur.

Wir können somit feststellen, dass gänzlich unverwandte Sprachen eine ähnliche Ausdrucksweise hervorgebracht haben, dass also die Neigung zur absoluten Konstruktion gewissermassen in der Natur der menschlichen Psyche ohne Rücksicht auf die Sprachverwandtschaft begründet ist. Diese Feststellung ermöglicht uns, hoffe ich, eine unbefangenere Betrachtung dieser Erscheinung in den indogermanischen Sprachen. Mein Aufsatz will und kann natürlich nichts mehr als einige Hinweisungen geben.

Man hat sich gewöhnt, die absoluten Konstruktionen der romanischen Sprachen als Ausläufer des lateinischen Ablativus absolutus zu betrachten. Den deutschen absoluten Gebrauch aber führt man auf französischen Einfluss zurück. Somit wäre der absolute Gebrauch der neueren Sprachen nur ein Überbleibsel, dessen Bedingungen in der Eigenart des Lateinischen zu suchen wären. Dabei vergisst man aber, dass die Gebrauchsweise in den neueren Sprachen keineswegs dieselbe ist wie im Lateinischen. Zum Teil sind nämlich in den romanischen Sprachen dem Gebrauch engere Grenzen gezogen als im Lateinischen der Fall war, so z. B. wenn die Substantiva (wie Cicerone consule) nicht mehr als Prädikativa in der absoluten Konstruktion gebraucht werden[1] und das Partizipium præs. in dieser Konstruktion ganz von dem Gerundium ersetzt worden ist.[2] Andererseits ist die Gebrauchsweise auch erweitert worden, indem an die Stelle der Nomina und Partizipia auch adverbiale mit Präpositionen versehene Ausdrücke treten können, z. B. in dem oben zitierten nfrz. Ausdrucke *la menace à la bouche*, dem man ähnliche und zum Teil viel

---

[1] Ausdrücke wie im Italienischen bei Metastasio, Regolo 1, 1 *lui duce appresi a trattar l'armi* und 2, 3 *i primi passi mossi, te condottiere, per le strade d'onor* sind wohl als direkte Latinismen aufzufassen.

[2] Auch in diesem Falle sind die im alten Italienischen gebräuchlichen Ausdrücke wie bei Dante, Convito: *un libro ch'io entendo fare Dio concedente* als Latinismen zu betrachten. Die noch heute gebrauchten *anno vertente* u. s. w. sind formelhaft und aus der Zeit der latinisierenden Literaten ererbt.

freiere Wendungen aus dem Italienischen und namentlich dem Spanischen zur Seite stellen kann. Vergegenwärtigt man sich diese Veränderungen des latein. Gebrauches im Romanischen, so dürfte man zu der Überzeugung kommen, dass die absolute Konstruktion der romanischen Sprachen auf einer anderen Grundlage beruht als der latein. Ablativus absolutus.

Nun haben wir ja im Spätlateinischen einen Accusativus absolutus, also denselben Kasus im absoluten Gebrauch wie in den romanischen Sprachen, und diesen müssen wir in erster Linie betrachten, wenn wir uns nach den Anfängen des romanischen Gebrauches umsehen. Und bei näherer Betrachtung wird es sich bestätigen, dass der spätlateinische Accusativus abs. schon manche Merkmale der romanischen Konstruktion aufweist.

Erstens ist zu beachten, dass der spätlat. Acc. abs. in den überaus meisten Fällen mit dem Part. perf. als Prädikative verbunden auftritt. Vgl. z. B. Corpus Inscr. Lat. VIII 7517 *seniles annos impletos Iulium Sarnianum suum maritum secuta est.* Horn, Zur Geschichte der absoluten Partizipialkonstruktionen im Lateinischen S. 82 hat bei Jordanis von 64 Fällen 60 mit dem Part. perf. gezählt. Ebenso habe ich bei Gregorius von Tours im V. Buche der Historia Francorum 32 Acc. abs. mit dem Part. perf. gegen 2 mit dem Part. præs. gefunden. Und diese zwei mit dem Part. præs. gebildeten Acc. abs. sind der Art, dass man auch an eine falsche Zusetzung des Schluss-*m* denken kann (advenientem regem, procedentem eum). Auch in den Inschriften sind die mit dem Part. perf. weitaus am häufigsten. In den Beispielen, die Diehl, Vulgärlateinische Inschriften 1443 ff., Bücheler, Carmina latina epigraphica 626 und Dessau III 2, S. 870 anführen, kommt, wenn man von den häufig begegnenden *se vivum* und *se vivos* absieht, das Part. perf. sechsmal, ein Part. præs., ein Adjektiv und ein Substantiv nur je einmal vor. Ebenso haben wir den Acc. abs. mit dem Part. perf. in einer überaus interessanten, weil spätestens dem Schlusse des IV. Jahrhunderts zugehörigen Inschrift Corpus Inscr. Latin.

VIII 8924: *Iunoni ceterisque diis inmortalibus gratiam referens quod . . . rebelles cæsos, multos etiam et vivos adprehensos, sed et prædas actas . . . victoriam reportaverit.*

Der spätlateinische Acc. abs. kommt also in der Bevorzugung des Part. perf. und in der sehr sparsamen Anwendung des Part. præs., der Adjektiva und Substantiva dem romanischen absoluten Gebrauch sehr nahe. Es muss darum betont werden, dass wir in dem spätlateinischen Acc. abs. nicht nur der Form, sondern auch der Bedeutung nach den Vorläufer des romanischen absoluten Kasus haben. Das verdient um so mehr betont zu werden, als z. b. Meyer-Lübke in seiner Grammatik von dem spätlateinischen Gebrauche nichts bemerkt und Bourciez in der 2. Auflage (1923) der Éléments de linguistique romane § 123 b einen vulgärlateinischen Ausdruck wie *iunctas manus* als nicht belegt verzeichnet (mit einem Sternchen versieht). Und doch haben wir z. B. bei Gregorius von Tours im V. Buche der Hist. Francorum S. 212, 7: *Ille vero, porrectam dexteram, iuravit.*

Auf das Entstehen des Acc. abs. gehe ich hier nicht ein. Ich weise nur darauf hin, dass er, wie aus der oben zitierten Inschrift hervorgeht, schon verhältnismässig früh und neben dem Abl. abs. auftritt und einen selbständigen Charakter trägt. Die Parallelerscheinung in den finnischen Sprachen lässt vielleicht die Annahme möglich erscheinen, dass der absolute Gebrauch des Akkusativs im Spätlateinischen auch ohne irgendwelche Stütze seitens des abs. Ablatives hätte entstehen können. Im Finnischen verwendet man den Subjektskasus, weil in einem vollständigen Satz der entsprechende Ausdruck in diesem Kasus gesetzt wird. Im Spätlateinischen ist der Akkusativ in diese Funktion getreten, weil der Ausdruck in einem vollständigen Satz als Objekt stände.[1] Vgl. finn.: *hänellä on käsi ojennettuna* = lat.: *manum porrectam habet.*

---

[1] Obwohl ich um die Sachlage zu beleuchten, von einem vollständigen Satz im Gegensatz zu dem absoluten Gebrauch spreche, denke ich natürlich bei diesem nicht an eine Satzverkürzung.

Was den absoluten Gebrauch des Part. præs. betrifft, so ist die Unabhängigkeit der romanischen Sprachen von dem Latein schon lange erkannt. Diese Gebrauchsweise beruht ja in den roman. Sprachen fast gänzlich auf dem Gerundium. Doch ist auch in diesem Falle der Gebrauch der roman. Sprachen schon im Vulgärlateinischen vorbereitet. Als Vorläufer des absoluten Gerundiums kann meines Erachtens der spätlateinische Nominativus absolutus angesehen werden. Dieser ist nämlich besonders bei Präsenspartizipia beliebt.[1] Als Beispiel mag eine Stelle aus Peregrinatio Aetheriæ dienen (16, 7): *benedicens nos episcopus, profecti sumus.* In den 7 Beispielen, die in Peregrinatio Aetheriæ begegnen, steht das Partizip überall ausser an einer Stelle im Präs., und an den Stellen, die Bonnet, Le latin de Grégoire de Tours, S. 569 f. anführt, findet sich 17 Mal das Part. præs., nur 7 Mal das Part. perf. Dem romanischen Gebrauche sehr nahe kommt ein von Bonnet nicht angeführtes Beispiel des Gregorius von Tours in dem V. Buche der Hist. Franc. S. 190, 19: *quæ cessante, rursum quasi ex humo surrexit,* wo *quæ cessante* = *quibus* (nämlich *bellis civilibus*) *cessantibus* steht. Hier kann man in konkreter Form die Erstarrung des Partizipiums zu einem nichtdeklinierten Singularis sehen, wobei es ja dem erstarrten Ablativ des Gerundiums sehr nahe kommt. Dabei steht das Hauptwort *quæ* im Nominativus. Als Nominativus wird der entsprechende romanische Ausdruck auch heutzutage empfunden. Die altfranzösischen Beispiele scheinen zwar den Akkusativus aufzuweisen, doch ist, abgesehen von der Unzuverlässigkeit der Handschriften in der Schreibung des Schluss-*s* und -*z*, die Zahl der altfranzösischen Beispiele hauptsächlich auf einige formelhafte Wendungen mit *veoir* und *oïr* beschränkt, die man als Überbleibsel des früheren Abl. abs. betrachten kann. Der spätere freiere romanische Gebrauch hat eine andere psychologische Grundlage, und diese

[1] Darauf hat Löfstedt, Kommentar zur Peregrinatio Aetheriæ, S. 159 hingewiesen.

scheint mir dieselbe zu sein, auf der der spätlateinische Nominativus absolutus beruht.

Dieselben psychologischen Bedingungen, die zu dem spätlateinischen und romanischen Gebrauch führten, scheinen mir den deutschen absoluten Gebrauch ermöglicht zu haben. Denn mag auch der Gebrauch vom Französischen beeinflusst sein, so muss er doch irgend eine psychologische Grundlage haben. In dieser Hinsicht möchte ich gerade das Finnische heranziehen, weil die Gebrauchsweisen in den beiden Sprachen sich decken. Darum sollte man nicht nach künstlichen Erklärungen für die Ausdrucksweise im Deutschen suchen, sondern zunächst nur konstatieren, dass verschiedene Sprachen zu solchen losen Konstruktionen Neigung haben. Völlig abwegig scheint mir der Erklärungsversuch F. Sommers in seiner Vergleichenden Syntax der Schulsprachen S. 16. Sommer geht von dem sogenannten Accusativus græcus, wie lat. *indutus pallam*, aus, und meint, dass in dem deutschen Ausdruck *den Mantel umgeworfen* der Akkusativ *den Mantel* eine Objektsbestimmung des Partizipiums (= «sich umgeworfen habend») wäre. Das widerstreitet aber allem, was wir von der absoluten Konstruktion wissen, denn das Substantiv ist ja in der Konstruktion das Hauptwort, und das Partizipium ist eine appositionelle oder prädikative Bestimmung zu ihm. Es scheint mir natürlich, dass man von solchen vollständigen Sätzen ausgehen muss wie: *Er hat den Mantel umgeworfen — er hat den Stock in der Hand.* Dieselben Ausdrücke werden dann in der absoluten Konstruktion ganz lose zu einem Satzglied hinzugefügt: *Er ging nach Hause, den Mantel umgeworfen — er kam ins Zimmer, den Stock in der Hand.* Dasselbe Verhältnis haben wir im Finnischen. So z. B. entspricht dem letzteren deutschen Beispiele das Finnische: *Hänellä on sauva kädessä — hän tuli huoneeseen sauva kädessä.* Auch finden sich in den finnischen Volksliedern Beispiele, wo schwer zu entscheiden ist, ob es sich um absoluten Gebrauch oder einen prädikatslosen beigeordneten Satz handelt. So z. B. in Kalevala 20: 369 *näki neien nukkunehen — kupehella kultaheinä, vyöl-*

länsä hopeaheinä (er sah die Maid schlummern — neben sich goldenes Gras, um Gürtel silbernes Gras). Solche Fälle scheinen mir die Art und Weise der Entstehung dieser Konstruktion zu beleuchten.

Helsingfors. *Edwin Flinck.*

Besprechungen.

Friedrich Braun, *Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen* (Japhetitische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens, herausgegeben von F. Braun und N. Marr. I). Berlin—Stuttgart—Leipzig, W. Kohlhammer, 1922. 91. S. 8:o.

Nikolaus Marr, *Der japhetitische Kaukasus und das dritte ethnische Element im Bildungsprozess der mittelländischen Kultur.* Aus dem Russischen übersetzt von F. Braun (Japhetitische Studien zur Sprache und Kultur Eurasiens, im Auftrage des Japhetitischen Forschungsinstituts der Russischen Akademie der Wissenschaften herausgegeben von F. Braun und N. Marr. II). Ebenda, 1923. 76 S. 8:o.

Die Ergebnisse der ersten der beiden obengenannten Schriften sind, wie es scheint, von der Wissenschaft einstimmig abgelehnt worden. Was das Sprachliche betrifft, aus allgemeinen Erwägungen heraus. Vom Standpunkt der Kaukasologie haben sie, soviel ich sehe, keinen Beurteiler gefunden. Und doch scheint es selbstverständlich, dass eine sachliche Wertung der in der Schrift niedergelegten Zusammenstellungen und Schlussfolgerungen nur angängig ist nach einer Kritik der Hypothesen, auf die Prof. Braun seine Ausführungen stützt. Ein Eingehen auf diese Hypothesen sowie im Anschluss daran eine erneute Durchmusterung der sprachlichen Beweisführungen Prof. Brauns gebietet sich, nachdem der Petersburger Akademiker Prof. N. Marr in der zweiten der obigen Schriften eine Schilderung des Werdegangs, der bisherigen Ergebnisse und der Ziele der von ihm begründeten und wesentlich von ihm getragenen japhetitischen Sprachwissenschaft gegeben hat. In den folgenden Zeilen werden die Hauptpunkte seiner Theorie besprochen, soweit sie mit der Schrift von Prof. Braun in Berührung stehen und ihre Kenntnis für die Beurteilung derselben von Wichtigkeit ist. Dabei genügt es, die sprachlichen Momente in Betracht zu ziehen, weil mit deren Annahme

oder Ablehnung die auf sie gegründeten Behauptungen stehen oder fallen. Eine Stellungnahme zu den Einzelfragen der Japhetitologie, der sprachgenealogischen und -psychologischen Aufstellungen Prof. Marrs bleibt für eine spätere Gelegenheit an anderem Ort aufgespart.

Die japhetitische Theorie lehrt nach der Seite der Sprache kurz folgendes. Vor dem Erscheinen der idg. Völker sassen in Vorderasien und den Mittelmeerländern in einem breiten Gürtel Völker mit einer Sprache, von der wir einerseits Überlebsel in dem neuentdeckten Werschikischen oder Burischkischen im Pamirgebiet, in den sog. Kaukasussprachen (den nichtindogermanischen, -türkischen und -semitischen Sprachen im Kaukasusgebiet und splitterweise, ausgewandert, in der Türkei), in dem nichtindogermanischen autochthonen Bestandteil des Armenischen und im Baskischen, andererseits tote Reste in gewissen vorder- und kleinasiatischen Sprachen (u. a. dem Elamischen), im Pelasgischen, Etruskischen, Ligurischen, Rätischen vorfinden. Diese japhetitischen Sprachen bildeten einmal eine Familie, die mit der semitischen und in weiterem Abstand mit der hamitischen Sprachfamilie den noetischen Sprachstamm darstellte. Es scheint natürlich, dass die japhetitischen Sprachen in den idg. Sprachen, die sich später über sie lagerten, Spuren hinterlassen mussten, und solche sind denn auch nach Prof. Marr hie und da, im Persischen, Griechischen, Lateinischen usw. sowie in deren Fortsetzungen sowohl im appellativen Wortschatz (z. B. ἔλεγος, plebs u. a.) als in Völker- und Ortsnamen bzw. deren Bestandteilen nachzuweisen. Sie sind Exponenten des «dritten Elements im Bildungsprozess der mittelländischen Kultur».

Aus der vorliegenden Schrift Prof. Marrs erfährt der Leser nichts Konkretes darüber, wie die Japhetitologie ihr Material bearbeitet. Es sind darüber, bevor auf die Weiterführung der Theorie durch Prof. Braun eingegangen wird, ein paar Worte vonnöten. Prof. Marr hat zuerst eine genetische Verwandtschaft des Georgischen und seiner Mundarten, des Mingrelischen, des diesem sehr nahestehenden Tschanischen oder Lasischen und des vorindogermanischen Armenischen mit dem Semitischen aufgestellt. Am ausführlichsten und zusammenhängendsten ist dies geschehen 1908 in den «Grundtabellen zur Grammatik des Altgeorgischen nebst einer vorläufigen Mitteilung über die Verwandtschaft des Georgischen mit den semitischen Sprachen» (Petersburg, Akademie der Wissenschaften; russisch). Mit einer staunenswerten Kenntnis sowohl der betreffenden Kaukasussprachen, von denen das Georgische eine nahezu 1400-jährige Literatur be-

sitzt, und des Armenischen als auch der verschiedenen semitischen Sprachen werden hier rund 70 Wortzusammenstellungen (von etwa 1000, die Prof. Marr laut Mitteilung daselbst, S. 2, gesammelt hat) vorgelegt und an ihnen gewisse Lautentsprechungen dargestellt. Aus dem Befund schliesst Prof. Marr, dass die Phonetik des Georgischen usw. mit der Semitischen verwandt ist, dass das Georgische usw. wie das Semitische den Triliteralismus, die Charaktervokale der Grundvokale Nom. *u,* Gen. *i,* Dat.-Akk. *a,* eine Femininendung *-at* nebst lautlichen Varianten kennt, etc.; kurz, dass die Verwandtschaft der beiden Sprachgruppen als erwiesen gelten darf.

Man braucht nicht besonders tief in die Geschichte des Georgischen und seiner Verwandten eingedrungen zu sein, um die schwersten Bedenken gegen diese Schlussfolgerungen zu hegen. Dass der Lautbestand in den beiden Sprachgruppen gewisse Ähnlichkeiten zeigt, besagt ja noch nichts, solange nicht ein einigermassen gesetzmässiger Wandel bestimmter Lautqualitäten in bestimmte andere oder deren Herleitbarkeit aus einer dritten, höheren Einheit dargetan ist. So genügt es nicht, einfach festzustellen, dass das Georgische usw. und das Semitische dieselben Grundvokale *a, i, u* gehabt haben, wir wollen auch wissen, wie sich die *e* und *o* jener Kaukasussprachen entwickelt haben, die durchaus nicht immer auf einer Addition der Grundvokale beruhen. Auch bei den Charaktervokalen der obenerwähnten Kasus bleiben Fragen unbeantwortet. Das Georgische usw. hat heute in der Nominativform der Worte ganz überwiegend ein *-i,* das Prof. Marr auf jenes Nom. *-u* zurückführt (daneben kommen *-a -e -o* und *-u* vor). Allem Anschein nach ist aber dieses *-i,* dessen Ursprung aus *-u* wir nicht beweisen können, an sich keine Nominativendung, sondern der Ausgang des Subjektskasus, dem gegenüber das Altgeorgische einen endungslosen Prädikatskasus verwendet, z. T. auch noch die heutige Sprache. Aus dem Subjektskasus ist das *-i* dann nach konsonantischem Stammauslaut verallgemeinert worden, nach vokalischem mit diesem verschmolzen oder geschwunden. Zum Konsonantismus gleich unten. Sehen wir uns vorher den Triliteralismus an. Verhielte es sich wirklich so, dass die Wortbasen — das, was übrigbleibt, wenn wir von einer Wortform alle Präfixe und Bildungssuffixe abgetrennt haben — im Georgischen usw. der Mehrzahl nach, ja sämtlich aus drei Konsonanten beständen, so wäre auch dadurch nichts für eine Verwandtschaft mit dem Semitischen bewiesen. Fehlt doch jenen Sprachen das Wesentliche des semitischen Wortbaus: die Wurzelflexion (um den kurzen Ausdruck F. N. Fincks

zu gebrauchen), ohne welche der Triliteralismus als Gesichtspunkt sprachvergleichender Methode keinen Sinn hat. Und nehmen wir auch an, dass ihnen die Wurzelflexion als Faktor der Wortbildung abhanden gekommen sei, dass sich zufällig keine bis zu einem gewissen Grade mit dem Semitischen übereinstimmenden Serien von derselben Basis erhalten haben (was kaum glaublich erscheinen würde), so zeigt es sich, dass die georgischen usw. Wortbasen durchaus nicht jedesmal drei Konsonanten aufweisen, wo die mit ihnen verglichenen semitischen sie besitzen, sondern sehr oft zwei und sehr oft nur einen. Da nimmt die Theorie dann Schwund einer oder zweier der Radikale an. Es wird eine ganze Reihe «schwacher» Konsonanten erschlossen, die in allen Stellungen wegfallen können. Sie können aber auch erhalten bleiben, und über die Ursachen dieses Schwundes bzw. dieser Bewahrung wird nichts gesagt. Tatsächlich schwinden einzelne dieser «schwachen» Konsonanten im Georgischen, so wie es auf uns gekommen ist, aber es bedeutet eine Petitio principii, diese Erscheinung für eine Sprachform anzusetzen, deren Lautgestaltung wir nicht direkt erreichen können. — Schliesslich ist auch der Wandel der in den verglichenen Wörtern beiderseits vorhandenen Radikale oft derart, dass er sich mit den Erkenntnissen der Sprachvergleichung, sei es auf indogermanischem oder semitischem Gebiet oder innerhalb der Kaukasussprachen, oder mit den bisherigen Ergebnissen lautphysiologischer Forschung nicht in Einklang bringen lässt. Ich habe namentlich Dinge vor Augen wie die Entwicklung «harmonischer» Gruppen (*dzy* < *ɣ*, *tsχ* < *χ*, *ts'q'* [1] < *q'*, auch *zy* < *ɣ* usw.), die «Desibilation» als organischen Lautwandel (*dz dž* > *d*, *ts tš* > *t*, *ts' tš'* > *t'*), die «Hebung» von *s* zu *ts* etc. durch nichtkombinatorischen Lautwandel u. a. Muss man sich auch hüten zu sagen, dass derartige Fälle von Lautwandel, oder sagen wir lieber derartige Lautvertretungen, unmöglich seien, so sind sie doch angetan, gegenüber der Methode, die mit ihnen arbeitet, skeptisch zu stimmen, solange nicht das ganze Material wohlgeordnet vorliegt.

Prof. Marr hat dann immer mehr Sprachen in seine japhetitische Betrachtung einbezogen, 1911 das Swanische (im westl. Zentralkaukasus), 1912 das Abchasische (am Schwarzen Meer), eine dem Tscherkessischen verwandte Sprache, doch ohne systematische Berücksichtigung dieser letzteren, 1914 das Elamische, 1916 und 1917 einige Nord- und Ostkaukasussprachen, danach das Baskische, das er wie die Kaukasussprachen selbst an Ort

[1] Der Haken oben am Buchstaben bedeutet festen Absatz.

und Stelle studiert hat, die obenerwähnte Pamirsprache und das Etruskische. Dazu vielleicht noch andere. Mir sind die betreffenden Aufsätze bzw. Monographien bis zum Jahre 1917 einschliesslich bekannt geworden. Sie arbeiten mit derselben Methode, die 1908 durch Vergleichung des kleinen Ausschnitts japhetitischer Welt mit dem Semitischen gewonnen worden war: der Triliteralismus erscheint als bewährtes Agens, und die lautgeschichtlichen Vorgänge, die oben erwähnt wurden, erweisen sich auch in den neu hinzugekommenen Sprachen wirksam. Das riesig erweiterte Material hat also die früher aufgestellte Theorie nur bestätigt; die in den Schriften behandelten Sprachen sind sämtlich sowohl mit den früher durchforschten Sprachen als auch untereinander verwandt, sie gehen auf eine, dem Semitischen verwandte Ursprache zurück. Für die japhetitischen Sprachen des Kaukasusgebiets kommt ein Gedankengang hinzu, der früher nur angedeutet worden war, jetzt aber eine ausserordentlich grosse Tragweite gewinnt: diese sind nicht durch stammfremde Sprachen beeinflusst worden, sie haben sich lediglich untereinander gekreuzt, hybridisiert. Ich kann mich auf den Seiten dieser Zeitschrift nicht über die grossartigen Perspektiven der Theorie äussern, insbesondere kann ich keine Meinung über die Stellung Prof. Marrs zu dem Baskischen und den später unter das Japhetitische aufgenommenen Sprachen formulieren, da mir die diesbezüglichen Arbeiten, wie gesagt, nicht zugänglich sind. Im Hinblick auf die Braunsche Schrift sei jedoch hervorgehoben, dass ich für den Triliteralismus, den treibenden Faktor der japhetitischen Betrachtungsweise, in den Kaukasussprachen keine Bestätigung finden kann, dass es mir unmöglich ist, den grössten und wichtigsten, primitiv-kulturellen Teil des swanischen Wortschatzes mit dem Wortschatz der anderen Kaukasussprachen etymologisch in befriedigenden Zusammenhang zu bringen, dass es mir für ausgeschlossen gilt, das Abchasische und seine nächsten Verwandten, abgesehen von Lehnwörtern, oder das Elamische mit dem Georgischen usw. und dem Swanischen zu vergleichen, und dass mir schon infolgedessen die Hybridisierung [1]

[1] Der Begriff der Hybridisierung scheint noch nicht endgültig herausgearbeitet zu sein. Das geht z. B. daraus hervor, dass ihn Prof. Marr auf S. 47 seiner hier vorliegenden Schrift von dem Tabassaranischen, einer ostkaukasischen Sprache, gebraucht, die allerdings besonders zahlreiche türkische Lehnwörter aufgenommen hat, aber in der Lautgebung und der Morphologie sowie in ihrem inneren Bau durchaus kaukasisch geblieben ist. Diese Art der Kreuzung ist natürlich verhältnismässig sehr jungen Datums, und sie wäre höchstens als kaukasisch-türkisch, nicht als japhetitisch-türkisch zu bezeichnen gewesen.

der Kaukasussprachen unter sich allein nicht einleuchtet. Ich erwarte mit Ungeduld die in dem Prospekt der Japhetitischen Studien angekündigte Vergleichende Grammatik der japhetitischen Sprachen von Prof. Marr, um bezüglich der mancherlei Zweifel an der Stichhaltigkeit seiner Theorie Aufklärung zu erhalten. —

Prof. Braun hat die japhetitische Theorie übernommen, mitsamt den ethnologischen Konsequenzen, die eingangs ganz flüchtig angedeutet worden sind. Und er geht noch einen Schritt weiter: er lässt das ursprüngliche japhetitische Gebiet nicht nur den Länderstreifen vom Pamir bis zu den Pyrenäen umfassen, sondern noch ein Stück nach Norden reichen und auch die Landstrecken begreifen, in die einst die Prägermanen, der zu den Germanen prädestinierte Zweig der Indogermanen, einrückten. Auch in diesen Landen kam es zu einer Sprachmischung, zu einer Sprachkreuzung, und Spuren dieses Vorgangs sind auch hier, in der Lautgebung, in der Morphologie, im Wortschatz der germanischen Sprachen zu entdecken. Er hat auch die Hilfshypothesen übernommen, die von der japhetitisch-semitischen Verwandtschaft und die von der Kreuzung der kaukasischen japhetitischen Sprachen untereinander. Jene lässt ihn mit dreiradikaligen Wortbasen arbeiten, diese erlaubt ihm, in dem grossen Verwandtenkreis irgendwo immer das Wort oder Bildungselement zu finden, das belegt werden soll. Und diese Sprachen, insbesondere die Kaukasussprachen, sind für ihn so archaisch, dass sie fast ohne weiteres die Etyma der urgermanischen Ausgangsformen bieten.

Sehen wir uns nun die Zusammenstellungen Prof. Brauns etwas genauer an. Zunächst das Morphologische, das durch 4 Parallelen vertreten ist. 1. Das dentale Suffix des sog. schwachen Prät. wird verglichen mit dem im Georg. und Ming. (*-di*), Tschan. (*-ti*) und teilweise im Swan. (*-da*) vorkommenden Imperfektausgang. Dazu ist zu bemerken, dass dieser Ausgang nur in den genannten Sprachen, nicht in anderen Kaukasussprachen und auch nicht im Armenischen vorkommt, dass er also auch da, wo er begegnet, eine Neuerung darstellen muss, ein Element einer beschränkten, sogar von dem «Urkaukasischen» (wenn wir dieses voraussetzen dürften) isolierten Sprachgruppe. Bei einem Versuch, das Suffix zu deuten, wäre in Frage zu stellen, ob in dem *-d- -t-* überhaupt ein T e m p u s charakter steckt: die Tempusvorstellung haftet nämlich offenbar an den vokalischen Ausgängen des Suffixes, die mit denen des Präteritums übereinstimmen. 2. Die »ausserordentliche Wucherung der *n*-Stämme und der sog. schwachen Deklination» soll auf einer Nunation beruhen,

die das Japhetitische ebenso gekannt hätte wie das Semitische. Über die Nunation des Japhetitischen wissen wir indessen nichts, und Nomina agentis von Verbalstämmen einerseits, Substantivierung von Adjektiven andererseits zeigen in den Kaukasussprachen Suffixe, die keine Ausgangsformen mit *-n-* erschliessen lassen. Übertragung eines besonders ansteckenden Typus kann also nicht vorliegen. 3. Das gemeingerm. Präfix *ga- ge-* kann ich selbst mit der grössten Weitherzigkeit in lautlichen Dingen nicht mit den von Prof. Marr innerhalb des Georg., Ming.-Tschan. und Swan. verglichenen und von Prof. Braun herangezogenen Präfixen verbinden. Sofort bei der Gleichsetzung von georg. *sa-* mit ming.-tschan. *šo-* ist zu beachten, dass jenem ming.-tschan. *o-* gegenübersteht, einem georg. *s* entspricht nur vor *i, u, v* ming.-tschan. *š*. Bei den anderen Entsprechungen: *he-, ke-, me-, ne-* ‖ *le-, re-,* kann man nur von einer bis zu einem gewissen Grade ähnlichen Funktion reden. An 4. Stelle haben wir das germ.-kelt. Suffix *-isk,* zu ming.-tschan. *skua* ⟨ **sko,* tscherkess. *qo* (*qu̯a* [wohl *qu̯a*]) «Kind, Nachkomme». Die Vergleichung ist schon früher von L. Lopatinskij (Sbornik materialov dlja opisanija městnostej i plemen Kavkaza, Bd. 31, Abt. 4, S. 43—45) gemacht worden, der noch georg. *švili* «Kind» anführt. Die Zusammenstellung ist unmöglich, denn nirgends im Kaukasus ist ein Ausdruck für den Begriff «Kind» oder «Geborenes» als Bezeichnung der «Zugehörigkeit oder Herkunft» nachzuweisen, wie es auch zum mindesten kühn erscheint, die von Prof. Braun angesetzte Ausgangsform **sko,* die ausserdem noch mit **sto* wechseln soll, gemeinjaphetitisch zu nennen: **sko* (vgl. georg. *-mšo* in *pirmšo* «Erstgeborener», *švili* «Kind» von *šo-ba* «gebären») ist mingrelisch, allenfalls georg.-ming.-tschan. Anderswo ist kein Anschluss zu finden. Tscherkess. *qo* «Sohn» kann nicht einmal aus dem Ming.-Tschan. entlehnt sein, und die anklingende abchas. Basis *ša-* «schaffen» müsste labialisierten Anlaut haben, wenn sie zu georg. *šo-ba* gehörte. Das Fazit ist also meines Erachtens in allen 4 Fällen nicht befriedigend.

Ähnlich steht es mit den Vergleichungen in dem Abschnitt «Etymologisches», in dem zunächst die urgerm. Formen folgender Wörter mit japhetitischen zusammengestellt werden: Beere, Erbse, Gerste, Schilf, Rind, Schaf, Hand, Faust, See, Hütte, Leich. Es verhält sich mit ihnen entweder so, dass das Etymon kaukasischerseits nur in einer Sprache ohne Anschluss vorliegt, über seine Herkunft also ebenso wenig Sicheres zu sagen wäre wie über die dunklen germ. Wörter (Beere ~ swan. *bäsq,* wie auch Prof. Marr, Izvestija Akademii Nauk 1915, S. 833, Fussn. 3

[< **bark̇*!] anzunehmen geneigt ist, ein georg. LW., obgleich nach Prof. Braun auch lautgesetzliche Entsprechungen «in den anderen kaukasischen Sprachen»; Erbse ~ swan. *rogw* < **rov-, *rav-,* wozu eine «urjaphetitische Pluralform» **aravaits* < **a-rav-ats-i*); oder dass synthetisiert wird ohne vorhergehende Analyse (Schilf ~ georg. *tš'ilopi* = *tš'ilobi* «Schilfmatte», eine Ableitung von *tš'ili* «Typha» mit einem lebenskräftigen georg. Suffix *-obi*); oder dass die Lautkriterien einzelsprachlich (Rind ~ ming. *o-rindži,* armen. *e-rindž,* Hand ~ ming. **χandzi* mit georg. **r* ~ ming. *dž* sowie ming. Nasalinfektion, dazu mit der obenerwähnten Desibilation; Verhältnis des armen. Wortes ungeklärt) oder ganz dunkel sind (Schaf ~ swan. **sxvel* > **sxēv, *sxēp,* Formen, die aus einer dreiradikaligen japh. Wurzel konstruiert werden, deren letzter Radikal nach Ausweis des Georg. Bildungssuffix ist; Faust ~ swan. *χušt* mit einem Wechsel von labialisiertem Velar und Labial, der auch im Japhetitischen häufig sein soll [Beispiele ?]; See ~ georg. *tsa* < **tsav* «Himmel», dessen *ts-* > *dz-* durch den obenerwähnten Spaltungsvorgang zu *zy* geworden wäre, also georg. *zyua* «Meer»: die Begriffe «Meer» und «Himmel» sind nach Prof. Marr im Urjaphetitischen durch denselben Lautkomplex **sav* ‖ **tsav* ausgedrückt worden, aus deren ersterer, nicht «gehobener» Form also nach Prof. Braun das germ. Wort); weiter wird die angezweifelte Etymologie von Gerste durch japhetitische Alternationen wie bei Erbse aus dem Japh. erhärtet, wobei germ. *-sto* ~ gemeinjaph. **sko* ‖ **sto,* s. unter -isk, und Leich mit einer früher von Prof. Marr, Izv. Akad. Nauk 1915, S. 947 ff. aufgestellten Parallele gr. *ἔλεγος* ~ armen. *e-lejgən* «Schilfrohr» in Einklang gebracht; unklar schliesslich erscheint Prof. Braun selbst die Zusammengehörigkeit von Hütte < **hudi̯a* mit spezifisch ming. *'ude* (ming.' ~ georg. *q',* dieses älter, also auf keinen Fall japh. *'ud-*). An diese Appellativa reihen sich 5 Namen: Abnoba (bei Ptolemäus und inschriftlich), «alter Name des Schwarzwaldes», zu abchas. *àbna* «Wald» (lies «der Wald») + lesgischem Plur.-Suff. *-ba*; zu dem abchas. Wort stellt sich ubychisch *a-bbine* id., sonst nicht zu belegen; eine Pluralendung *-ba* lässt sich für die Sprachgruppe, zu der Abchas. und Ubych. gehören, nicht erschliessen. Ferner Thule, zu georg. (> LW im Ming. und Swan.) *ts'ala,* wozu durch Desibilation und Ansetzung eines ming. *-o-* ~ georg. *-a-* ein **tola* konstruiert werden müsste. Alsdann an. *áss* < **ans-,* ags *ós,* got. (Jord.) *ansis,* vgl. abchas. *antsva*[1] «Gott» eig. «Götter» < **ants-va* mit *-va* < *-ba*

[1] *tsv* ist labialisiertes *ts*.

wie in Abnoba; auszugehen wäre von einem japh. **an-s* «Götter», dann «Gott» mit *s* als Pluralsuffix. Alles dies ist ganz unmöglich: von einem japh. **an-* kann schon darum nicht die Rede sein, weil *a-* der abchas. (und ubych.) determinierende Artikel ist, also eine Basis **n-* anzusetzen wäre. Abchas. *a-ntsva* lässt sich aber nicht auseinanderreissen, wie es in der vorliegenden Schrift geschieht: *n-* ‹ *nə-* ist Verbalpräfix und *tsva* eine Verbalbasis, die zugleich, wie andere Verbalbasen ganz gewöhnlich im Abchas., als Partizip, Verbalnomen fungiert. Das ganze ist also kein Plural, geschweige ein Plural mit zwei Pluralsuffixen. Über den Namen (einer Erdgöttin ?) Erce, in einem ags. Ackersegen des 10. Jh., wage ich mich wegen der Unsicherheit der Deutung nicht zu äussern, und Tuisto (Tuisco), zu georg. *mtveri* «Staub» (diese nichtmetaphorische Bedeutung, nicht «Erde», ist nach Ausweis der verwandten Sprachen die ursprüngliche und auch heute allein gangbare), worin *-sto* wie bei -isk, also «Tuisto wörtlich = terra editus», fällt schon mit diesem.

Mustern wir die obigen Zusammenstellungen durch, so haben wir an solchen, die aus einem oder dem anderen Grunde diskutierbar erscheinen könnten: -de -te, -isk, Beere, Schilf, Rind, Hand, Leich, Abnoba und Thule. Aber diese würden ein so seltsames Bild von der Verteilung der Kaukasussprachen innerhalb des geographischen Gebiets der Völker geben, die Prägermanisch gesprochen haben, dass ihre Billigung zu Absurditäten führen würde. Es müssten ja schon wohlausgeprägte kaukasische Einzelsprachen bestanden haben: Georgisch (Schilf), Mingrelisch (Rind, Hand, Thule), Swanisch (Beere), Abchasisch (Abnoba) und ev. Armenisch (Rind, Leich), zugleich aber auch grössere Gemeinschaften: Georgisch-Mingrelisch-Tschanisch (-isk), Georgisch-Mingrelisch-Tschanisch-Swanisch (-de te) und Ostkaukasisch (*-ba*). Diesen Sprachindividualitäten müssten — sagen wir — Stämme der Japhetiten entsprochen haben, die inmitten der Prägermanen (?) oder an den Grenzen von deren Wohngebieten (?) gesessen haben müssten, ohne selbst etwas von den Prägermanen in ihre Sprache aufzunehmen. Nach einem doch offenbar sehr langen und intensiven Zusammenleben, nach einer Kreuzung der Prägermanen und jener japhetitischen Stämme in den germanischen Landen müsste eine Herausschälung und Auswanderung der Japhetiten nach dem Kaukasus stattgefunden haben — eine solche müsste doch geschehen sein, da wir jene Sprachindividualitäten heute dort antreffen. Wie wir uns das zu denken hätten, wird in der vorliegenden Schrift nicht erörtert, und es lässt sich wohl auch nicht ernstlich erörtern.

Es scheint mir überflüssig, genauer auf einen Punkt einzugehen, den ein Beurteiler der Braunschen Schrift (W. Wiget im Literarischen Zentralbl. 1922, S. 489—490) berührt hat: die erste Lautverschiebung. Prof. Braun ist mit Feist u. a. der Ansicht, dass die Verschiebung der idg. Konsonanten nicht auf einem organischen Lautwandel beruhen könne, sondern von aussen her gekommen sein müsse. Nach Prof. Braun ist sie nichts anderes als die japhetitische Artikulierung indogermanischer Konsonanten. Dazu sei bemerkt, dass im Georgischen und seinen Verwandten *g, b, d* bekannt waren, idg. *g, b, d* also gut unverschoben bleiben konnten, dass diese Sprachen aber von den Spiranten *f* und *þ*, *ð* nicht besassen, also auch nicht gut für das Eindringen dieser Laute im Germanischen verantwortlich zu machen sind.

Zusammenfassend möchte ich sagen, dass ich die Beweisführungen Prof. Brauns vom Standpunkt der Kaukasussprachen aus als einen Schlag ins Wasser betrachten muss. Sie erinnern an einen Versuch des Vaters der indogermanischen Sprachwissenschaft, Franz Bopps, das Georgische nebst Verwandten als indogermanische Sprache zu erweisen (Über das Georgische in sprachverwandtschaftlicher Beziehung, Abhandl. d. Berl. Akad. 1846, S. 259—339; von Prof. Braun nicht beachtet), einen Versuch, der ebenfalls mit vollkommenster Beherrschung der Methode auf der einen (idg.) Seite unternommen wurde, der aber misslingen musste, weil auf der anderen (kauk.) Seite noch keine Klarheit gewonnen war.[1] *Gustav Schmidt.*

Iorgu Iordan, *Der heutige Stand der romanischen Sprachwissenschaft* (Sonderabdruck aus der Festschrift für Wilhelm Streitberg: Stand und Aufgaben der Sprachwissenschaft, S. 585—621). Heidelberg, C. Winter, 1924.

Iorgu Iordan, *Teoriile lingvistice ale lui Karl Vossler* (extras din «Arhiva» XXXI). Iași, Atelierele grafice «Lumina Moldovei», 1924 18 pg. 8:o.

Die stattliche «Festschrift für Wilhelm Streitberg», zum 60. Geburtstag des hervorragenden Sprachforschers herausgegeben, will durch Spezialaufsätze von Repräsentanten der verschiedenen Zweige der Sprachwissenschaft den Lesern der Festschrift ein so weit möglich vollständiges Bild von dem heutigen Stand der

[1] Es sei erwähnt, dass Bopp die oben unter -isk angeführten georg. Wörter mit skr. √*su, sû* «gebären», *su-ta, sunu* und ferner das zu Hand gehörende georg. *χeli* «Hand» mit skr. *kara* und √*hr* und wie Prof. Braun mit gr. *χείρ* verbunden hat.

Sprachwissenschaft und den in derselben angewendeten Methoden geben. Fast sämtliche Artikel bewegen sich auf rein indogermanischem Gebiet. Der Rumäne Iorgu Iordan hat die romanische Sprachwissenschaft übernommen.[1]

In seinem sehr lesenswerten Aufsatz zeigt uns der Verf., wie aus dem alten Streit zwischen den Junggrammatikern und ihren konservativen Gegnern allmählich verschiedene Richtungen in der Auffassung der Sprachentwicklung hervorgegangen sind, denen allen gemeinsam ist, dass sie gegen die allzu mechanisch dargestellte Theorie der strengsten Junggrammatiker von dem durch Analogiewirkungen gehemmten Lautwandel auftreten. Als Vorläufer der neuen Bewegung betrachtet Verf. u. a. Meyer-Lübke, Meringer und Schuchardt, deren Ansichten kurz skizziert werden. M. E. muss jedoch Schuchardt eher zu den alten Gegnern der junggrammatischen Schule gerechnet werden.

Die spätere Opposition gegen die junggrammatische (naturalistische, positivistische) Auffassung des Sprachlebens spaltet sich nach dem Verf. in drei Hauptrichtungen, die an die Namen ihrer Urheber: Karl Vossler, J. Gilliéron und F. de Saussure geknüpft sind. Es ist mir jetzt nicht möglich, die sehr verdienstvolle Darstellung Iordans in den Einzelheiten zu besprechen. Nur so viel sei gesagt, dass, während auch ich Vosslers «ästhetische» und Gilliérons «sprachgeographische» Methode als ziemlich genau charakterisierte sprachwissenschaftliche Untersuchungsmethoden auffasse, ich Ferdinand de Saussure nicht als Hauptvortreter einer dritten gegen die junggrammatische Auffassung gerichtete «Schule» betrachten kann. M. E. stehen Saussure und die Forscher, welche Verf. zu der Saussure'schen Schule rechnet (Ch. Bally, A. Sechehaye, J. Vendryes, F. Brunot, A. Meillet, L. Sainéan, A. Dauzat), überhaupt nicht in direkter Opposition zur junggrammatischen Lehre von der «Ausnahmslosigkeit der Lautgesetze». Sie haben nur auf verschiedenen Wegen die allzu schematisch dargestellten Theorien der ersten Junggrammatiker mehr oder weniger bewusst präzisiert, vertieft und erweitert. Ich, der ich mich noch zu den Anhängern der recht verstandenen junggrammatischen Lehre bekenne, kann die Arbeiten eines Vendryes, eines Brunot, eines Meillet oder eines Dauzat lesen, ohne dass sich meine «junggrammatische» Seele empört, wenn ich jenen Gelehrten auch nicht in allen Punkten folgen kann. Wenn also Verf. am Schlusse seines Aufsatzes sagt: «Fast alle

[1] Die verschiedenen Aufsätze des Werkes sind oben S. 61 vollständig angegeben.

erwähnten Sprachforscher sind als entschiedene Gegner der junggrammatischen Schule aufgetreten», so beruht das m. E. auf einer Verkennung der wahren Bedeutung des junggrammatischen Satzes, dass die «Lautgesetze» als solche ausnahmslos wirken.

Zuletzt erwähnt Verf. noch eine sprachwissenschaftliche Methode, «die sich noch in ihren Anfängen befindet, obgleich sie eigentlich auf alten Wegen geht». Es handelt sich um die deskriptive Sprachbetrachtung, welche die charakteristischen Merkmale einer Sprache feststellt, und als deren Hauptvertreter auf dem romanischen Sprachgebiet er W. Meyer-Lübke und Ernst Lewy bezeichnet.

* * *

Der in «Arhiva» XXXI gedruckte Aufsatz Iordans gibt in leichtfasslicher Darstellung ein gutes Bild von den reformatorischen Strebungen Karl Vosslers in seinem Kampf für die «ästhetische» oder «idealistische» Sprachforschung, sowie von der Bedeutung seiner Schule für die Fortschritte der Sprachwissenschaft. Persönlich stehe ich, wie gesagt, jener Forschungsmethode skeptisch gegenüber und schliesse mich im grossen und ganzen der ablehnenden Kritik meines Freundes und Kollegen Hugo Pipping an (s. oben S. 125 ff.). *A. Wallensköld.*

Helmut Hatzfeld, *Leitfaden der vergleichenden Bedeutungslehre.* München, Max Hueber, 1924. XVI + 116 S. 8:o. Preis GM. 7.50.

Helmut Hatzfeld, *Über Bedeutungsverschiebung durch Formähnlichkeit im Neufranzösischen.* Eine semasiologisch-lexikographische Studie. München, Max Hueber, 1924. VIII + 130 S. 8:o. Preis GM. 7.50.

Der Verfasser, Privatdozent der romanischen Philologie an der Universität Frankfurt, hat diese beiden Bücher geschrieben, um die seines Erachtens zu stark vernachlässigte semasiologische Seite der sprachwissenschaftlichen Forschung einem grösseren Publikum bekannt zu machen. Dank seiner leichtfliessenden Darstellungsweise liest man sie mit grossem Interesse, und wenngleich seine meistens Anderen entlehnten Erklärungen nicht in jedem einzelnen Falle als einwandsfrei betrachtet werden können, scheint man mir doch getrost sagen zu können, dass der Verfasser eine sehr nützliche und anregende Arbeit geleistet hat. Die den Büchern beigefügten Wörterverzeichnisse machen es den Lesern möglich, sie als semasiologische Nachschlagebücher bequem zu benutzen.

Die erste Arbeit, die vor allem den Lehrern der neueren und alten Sprachen ein «praktisches Handbuch» sein will, zerfällt, nach einer orientierenden Einleitung über die Geschichte und die Aufgaben der semasiologischen Forschung, in drei Teile, in welchen durch eine Menge aus dem Griechischen, dem Lateinischen, dem Französischen, dem Spanischen, dem Italienischen, dem Deutschen und dem Englischen genommener Beispiele die syntaktischen, kulturhistorischen und psychologischen Voraussetzungen des Bedeutungswandels beleuchtet werden. Ich glaube, die beste Vorstellung von der Methode des Verfassers geben zu können, indem ich einige seiner (französischen) Beispiele hier abdrucke:

I. Syntaktische Voraussetzungen für den Bedeutungswandel.

a) Wörter mit neutraler Grundbedeutung:

«**Aumônier** war im Altfranzösischen der Mann, der mit Almosen zu tun hatte, also einerseits der Almosenpfleger, der die Almosen verteilte, andrerseits der Almosenempfänger, der Bettler. Die passive Bedeutung ist geschwunden, die aktive ist in dem Titel aumônier zurückgeblieben, die *(sic!)* heutzutage Schlosskapläne und Schulkuratoren führen.

Als Argot-Wort bedeutet aumônier heute indes noch eine Diebesgattung, die sich eines Bettlers als Helfershelfer bedient (Littré).» (S. 3.)

b) Metonymien allgemeiner Art.

1. Rein konkrete Sphäre:

«Das frz. **mouchoir** bedeutet seiner Etymologie nach Schnupftuch. Es tritt die Vorstellung des Tuches in den Vorder-, die des Schnäuzens in den Hintergrund, sodass das Wort auch im Sinne von Halstuch, Kopftuch gebraucht wird. Man unterscheidet demnach, um Zweifel zu vermeiden, nunmehr: mouchoir de poche und mouchoir de tête. Merkwürdig ist auch das Schicksal des englischen handkerchief. Als kerchief allein repräsentiert es das frz. couvrechef, also das Kopftuch; zum Zeichen, das es Taschentuch für die Hand bedeuten soll, setzt man ihm das hand vor. Etymologisch hiesse es also Handkopftuch.» (S. 9.)

2. Abstrakt-konkrete Sphäre:

«**dessert** der «Nachtisch» bedeutete früher eigentlich die Tätigkeit des Abtragens, wie man heute noch sagt ‚desservir la table'. Es ist indes einleuchtend, dass die Aufmerksamkeit der Tischgäste weniger auf den Vorgang des Abtragens der Speisen, als auf das letzte Gericht, den letzten Gang gerichtet war, mit dem sie sich gerade beschäftigt hatten, und man versteht, dass

eben dieser letzte Gang, der Nachtisch, den Namen Dessert erhielt. Alte Bedeutung: Les femmes chantaient au dessert du premier mets (Rabelais, Pantagr. IV, 51 bei Nyrop).» (S. 14.)

3. Konkret-abstrakte Sphäre:

«frz. **cœur**, auch courage, it. cuore, span. corazón, engl. heart, das Herz, bedeuten auch Herzhaftigkeit, Mut.» (S. 19.)

c) Ellipsen:

«frz. **bouclier** Schild ist nichts anderes als écu bouclier, lat. scutum bucculare d. h. Schild mit Zentralerhöhung, mit Schildbuckel.» (S. 29.)

d) Metaphern:

«frz. **mouton** Hammel bezeichnet auch die weisse Meereswoge nach dem ähnlichen Aussehen für eine kindliche Phantasie, vor allem wegen der weissen Farbe. Ganz ähnlich bezeichnet das deutsche «Schäfchen» die kleinen weissen Wolken am blauen Himmel.» (S. 35.)

e) Spezielle Metonymien und Metaphern aus Fachsprachen.

1. Beispiele aus der Kirchensprache:

«frz. **ouaille** (l. ovicula) eig. «Schäfchen» ist zu «Pfarrkind» geworden, vermutlich mit Anspielung auf den guten Hirten u. dgl.» (S. 45.)

2. Beispiele aus der Militärsprache:

«Das frz. Adverb **sur-le-champ** sofort trägt noch die Spuren seines militärischen Ursprungs an sich. Man denke an einen Ausdruck wie tuer les prisonniers sur le champ, die Gefangenen gleich auf dem Schlachtfelde töten und der Bedeutungswandel des Ausdrucks sur-le-champ auch ausserhalb der militärischen Sprache ist klar.» (S. 47.)

3. Beispiele aus der Bauernsprache:

«frz. **pis**, die normal entwickelte Form des lat. pectus bedeutete einst wie dieses «Brust». In Scarrons ‚Virgile travesti' heisst es noch:

> Les femmes
> De la main se battent le pis. (Nyrop.)

Die Bauernsprache hat sich nun des Wortes pis in der Bed. Euter bemächtigt und das Wort auf das Vieh beschränkt.» (S. 50.)

4. Beispiele aus der Sprache des Handels und Gewerbes:

«frz. **pommade** ursprünglich ein aus Äpfeln gewonnenes Präparat, sei es Apfelwein, sei es irgend ein kosmetisches Mittel, wurde von den Friseuren gepachtet und bedeutet nun die ver-

schiedensten kosmetischen Fette, die mit Äpfeln nichts mehr zu tun haben (vgl. Limonade, cavalier).» (S. 51.)

5. Beispiele aus der Sprache der Wissenschaften:

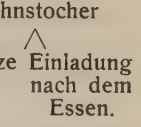
«frz. **sevrer** hatte früher die allgemeine Bedeutung des lateinischen separare, trennen; so sagt man heute noch sevrer qn. de ses droits. Das Wort ist jedoch in der Hauptsache spezialisiert und bedeutet nur noch: ein Kind entwöhnen.» (S. 55.)

6. Beispiele aus dem Gebiete des Sports:

«frz. **piper** war auch ein terminus der Falkenjagd und hiess «pfeifen um die Vögel zu täuschen und auszulocken», von da aus bekam das Verb überhaupt die Bedeutung täuschen, betrügen, fälschen. Piper les dés.» (S. 57.)

Bedeutungsfiliation und Bedeutungsausstrahlung (Metonymien und Metaphern im Wechsel):

«frz. **cure-dent** der Zahnstocher wird metaphorisch einerseits zur Bezeichnung einer Pflanze nach der Form cure-dent d'Espagne, Zahnstocher, Daucus visnaga, andrerseits zur Bezeichnung einer Abendeinladung nach dem Essen gebraucht, zu der die Gäste gleichsam zusammen mit den Zahnstochern hereinkommen.» (S. 65.)



II. Historisch-kulturelle Voraussetzungen für den Bedeutungswandel.

1. Bedeutungswandel bedingender Kulturwandel:

«frz. **roman** bezeichnete im Mittelalter jedes Dicht- und Prosawerk in romanischer, d. h. in diesem Falle altfranzösischer Sprache. Im Spätmittelalter verbreitete sich französische Prosadichtung allenthalben und nun nannte man Roman jedes literarische Prosawerk, ganz gleich in welcher Sprache. Die Bevorzugung der Liebesgeschichten in Prosaform verschaffte schliesslich diesen den Namen.» (S. 83.)

2. Sprachgeschichtlich Verschleiertes und historische Anspielungen:

«fr. **sans-culotte** soll zum ersten Mal für die Vertreter des niederen Volkes vom Abbé Maury in der konstituierenden Nationalversammlung gebraucht worden sein. Denn diese trugen im Gegensatz zur culotte, der kurzen Hose des Adels und der Geistlichkeit, die lange, die pantalons. Die extremsten Revolutionäre legten sich nun ehrenhalber diesen Namen bei, so dass sans-culotte der radikale Revolutionär hiess.» (S. 95.)

III. Psychologische Wandlungen.

1. Pejoration:

«frz. **imbécile** hiess im Grand siècle schwach, sodass

Corneille sagen konnte: Le sang a peu de droits dans le sexe imbécile. Die Schwachen sind den Starken gegenüber stets im Nachteil, also die «Dummen». Ein Jahrhundert später hatte das Wort schon die Bedeutung töricht.» (S. 103.)

2. Euphemismus:

«**Dumm.** Frz.: Il n'a pas trouvé la pierre philosophale. Deutsch: Er hat das Schiesspulver nicht erfunden.» (S. 108.)

3. Volksdeutung:

«frz. **faubourg** empfindet das Volk als die falsche Stadt (faux), während es wörtlich tatsächlich die Vorstadt, den Bezirk ausserhalb (foris) der eigentlichen Stadt bezeichnet, wie z. B. auch die entsprechenden Begriffe it. sobborgo, span. suburbio, engl. suburb.» (S. 110.)

Die andere Arbeit Dr. Hatzfelds ist nach derselben Methode aufgebaut. Nach einem interessanten einleitenden Kapitel, worin «die bisherige Würdigung des Faktors der Formähnlichkeit beim Bedeutungswandel» erörtert wird, gibt er eine grosse Menge (434) nach verschiedenen Gesichtspunkten (Verwechslung, Beeinflussung, Anlehnung, Etymologisieren, Adaptation) geordneter Beispiele aus der neufranzösischen Sprache, in welchen seiner Ansicht nach die Bedeutung eines Wortes durch die äussere Gestalt eines anderen beeinflusst worden ist. Der Verf. bewegt sich hier auf einem ziemlich unsicheren Boden, und vor manchen seiner Erklärungen steht man zweifelnd.[1] Aber das Ganze ist sehr anregend und zeugt von dem grossen Sammelfleisse des Verfassers. Es würde zu weit führen, auch diese Arbeit schrittweise durch Beispiele zu analysieren. Ich begnüge mich damit, ein einziges aufs Geratewohl genommenes Beispiel zur Beleuchtung des Verfahrens des Verfassers hier anzuführen:

«128. **orient** (Osten) heisst seit Buffon «Glanz». Die Bedeutung ist vom Adj. oriental, speziell in der Verbindung perles orientales (rubis, saphirs, topazes), orientalische und zugleich glänzende Perlen beeinflusst.» *A. Wallensköld.*

Johann Sehwers, *Die deutschen Lehnwörter im Lettischen.* 168 S. ohne Jahr (1914?).

Es ist eine Züricher Doktordissertation, aber der Verfasser, gegenwärtig Gymnasiallehrer in Mitau, ist kein Anfänger; er hat in lettischer, deutscher und russischer Sprache Vieles veröffentlicht,

[1] Z. B. in bezug auf 78 *sembler* in der Bedeutung von *ressembler.* Liegt nicht einfach der afrz. Gebrauch vor?

nur als Sprachforscher tritt er hier zum ersten Mal auf. Danach hat er seine Untersuchung in der Zeitschrift des lettischen Bildungsministeriums «Izglītības Ministrijas Mēnešraksts» (1921, H. 2 u. 3, und 1923, H. 4—6) in lettischer Sprache weitergeführt, so dass jetzt eine recht umfangreiche Arbeit über den genannten Gegenstand vorliegt. Es muss gleich gesagt werden, dass Dr. Sehwers eine gediegene Studie über die deutschen Lehnwörter im Lettischen geleistet hat.

Nach einer historischen Einleitung zeigt der Verf., welche von den verschiedenen Tonqualitäten in diesen Lehnwörtern auftritt. Das Lettische hat nämlich zwei, in einem Teil von Livland sogar drei verschiedene Tonqualitäten oder Intonationen: den gedehnten, den fallenden Ton und den Stosston. Die Lehnwörter haben beinahe ausnahmslos den Dehnton. So steht manchmal neben einem einheimischen Wort mit Stosston (ˆ) ein gleichlautendes Lehnwort mit Dehnton (˜), z. B. *krîts* 'Krebsnetz', aber *krīts* 'Kreide' aus mnd. *krīte, vâts* 'Wunde', aber *vãts* 'Fass' aus mnd. *vat.* Die lautlichen Entsprechungen werden genau untersucht. Folgt so die Chronologie der deutschen Lehnwörter im Lettischen. Unter diesen sind die niederdeutschen die alten, die hochdeutschen die jungen. Dr. Sehwers versucht den Übergang vom Niederdeutschen zum Hochdeutschen in den baltischen Ländern festzustellen und kommt zu dem Schluss, dass die meisten nd. Lehnwörter aus dem Zeitraum 1200—1600 stammen, jedoch nicht alle. «Da nach 1600 im Verkehr noch vielfach nd. gesprochen wurde, konnten nd. Lehnwörter auch im 17. und vielleicht sogar noch im 18. Jahrhundert entlehnt werden» (S. 78). Die Lehnwörter werden auch kulturhistorisch und zuletzt alphabetisch geordnet.

Das in «Izglītības Ministrijas Mēnešraksts» enthaltene umfangreiche Wörterverzeichnis bringt neues Material und zeigt, wann das Wort zuerst in der lettischen Literatur vorkommt. Auch wird manches Wort noch kulturhistorisch beleuchtet. So liegt das Material nun, wie es scheint, vollständig gesammelt da. Ich glaube, dass es bei der künftigen Untersuchung wichtig ist auch die deutschen Lehnwörter im Estnischen heranzuziehen. Diese fallen zum grossen Teil zusammen mit denjenigen im Lettischen und sind parallel aufgenommen. Weiter müssten auch die germanischen Lehnwörter im Finnischen in Betracht gezogen werden. So würde sich leicht herausstellen, dass Wörter wie lett. *kungs* (litt. *kunigas,* finn. *kuningas*), *nagla* (finn. *naula* aus *nagla*), *katls* (litt. *katilas,* finn. *kattila*) nicht deutsche, sondern viel ältere germanische (gotische) Lehnwörter sind. Weiter steht lett. *mūks*

'Mönch' aus *(munk-)* mit seinem *u* nicht so allein da, wenn auch das entsprechende Wort im Estnischen *(mungas)* und im Finnischen *(munkki)* und sein schwedisches Original *munk* in Betracht genommen wird. Ebenso lett. *tullis* 'Zoll', finn. *tulli* aus schwed. *tull.* Ein lettisches Wort wie *vadmala, vadmals* 'wollener Stoff' ist kaum überhaupt niederdeutschen, sondern nordischen Ursprunges. Von Skandinavien her ist *vaðmál* ja auch nach Schottland und wahrscheinlich auch nach Norddeutschland gekommen. Übrigens erzählt ja Heinrich der Lette in seiner Chronik, wie auch Dr. Sehwers bemerkt, wie die Liven sich durch Bischof Meinhard nach Preisen des vadmal in Gotland erkundigten. Es ist ja nicht ausgeschlossen, dass auf demselben Weg auch ein paar andere skandinavische Lehnwörter zu den Letten gewandert sind.

J. J. M.

Klaudius Bojunga, *Deutsche Sprachlehre.* Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1924. VIII + 120 S. 8:o.

Diese Deutsche Sprachlehre ist für deutsche Schüler geschrieben. Sie will nicht die Sprache praktisch lehren, sondern will den schon Deutschkundigen in systematisch angeordneter Darstellung einen sprachwissenschaftlich und psychologisch richtigen Begriff vom Aufbau der heutigen deutschen Sprache geben. Dies Ziel kann auch als erreicht betrachtet werden, denn trotz der gedrängten Fassung gibt die Sprachlehre ein sehr gutes Bild von dem Wichtigsten, was ein deutscher Schüler über das Wesen seiner Muttersprache zu wissen braucht. Hierin liegt auch ein Gewinn für das Studium der Fremdsprachen, denn Verf. sagt m. E. mit vollem Recht (S. III): «Dass die Betrachtung der Muttersprache den Ausgangspunkt für jede Sprachbetrachtung zu bilden habe, dass nur durch Vergleich mit der Muttersprache Wesen und Ausdruck jeder Fremdsprache wirklich erfassbar sei, dürfte ja heute wohl die gemeinsame Überzeugung aller Urteilsfähigen sein.»

Eine Besonderheit dieser Sprachlehre ist ihre streng puristische grammatikalische Terminologie, die anfangs dem daran nicht Gewöhnten eigentümlich vorkommt. Die Wortarten heissen: Hauptwörter (Substantiv), Fürwörter (Pronomen), Beiwörter (Adjektiv), Zeitwörter (Verb), Umstandswörter (Adverb), Bindewörter (Konjunktion), Empfindungswörter (Interjektion) mit den Unterarten: Zahlwörter, Geschlechtswörter (Artikel) und Verhältniswörter (Präposition); die Kasus werden bezeichnet mit den Namen: Werfall, Wesfall, Wemfall, Wenfall; die Verba haben eine Hauptform (Infinitiv) und zwei Beiformen (Partizip):

eine Dauerbeiform (Part. præs.) und eine Vollendungsbeiform (Part. perf.), sie haben eine Grundrichtung (Aktivum) und eine Gegenrichtung (Passivum), die Modi (Aussageweisen) zerfallen in Wirklichkeitsweise (Indikativ), Bedingsweise (Konjunktiv) und Befehlsweise (Imperativ); usw. usw. Nur das Fremdwort «Person» ist merkwürdigerweise beibehalten worden!

Wie in der Durchführung der streng puristischen Terminologie, so ist der Verf. auch in der Anordnung und der Behandlung seines grammatischen Materials sehr selbständig zuwege gegangen. Das Buch zerfällt in vier Hauptteile: Lautlehre, Wortlehre, Fügungslehre und «Aus der deutschen Sprachgeschichte». In betreff der Lautlehre möchte ich nur hervorheben, dass Verf. für das ausl. *g* in *Tag,* usw. die Aussprache *k* als die normale angibt. Das Kapitel «Lautwandel» enthält kurze Hinweise auf frühere Sprachzustände. Im § 13 ist aber das Vernersche Gesetz nicht ganz klar formuliert, denn es hätte irgendwie direkt gesagt werden sollen, dass die urgermanische Akzentlage oft von der heutigen verschieden war (vgl. § 255).

Die Wortlehre zerfällt in drei Abschnitte, welche behandeln: Das Wort im allgemeinen, Die Form der einzelnen Wortarten und die Wortbedeutung. Im ersten Abschnitt werden die Zusammensetzungen in Zusammenfügungen *(Landmann),* Zusammenrückungen *(Landesgrenze)* und Zusammenbildungen *(Fragestellung)* eingeteilt. Die Aussprache *héllblau, blítzblank* neben der vom Verf. angegebenen *hellbláu, blitzblánk* (§ 31) scheint mir gewöhnlich zu sein. Im zweiten Abschnitt werden bei der Behandlung der persönlichen Fürwörter die höflichen Anredeformen *Sie, Ihnen, Ihrer* gar nicht erwähnt. Erst im dritten Abschnitte (§ 167) wird gesagt, dass *Sie* «aus Rücksicht auf das Ehrgefühl» das alte *du* (Zwischenstufen: *Ihr, Er*) verdrängt hat.

Die Fügungslehre enthält zwei Abschnitte: «Die Wortgruppe» und «Der Satz». Hier bin ich nicht mit dem Verf. einverstanden, wenn er behauptet, dass in «Ich und du tragen Kränzlein auf dem Kopf» (§ 224) das Verbum in der 3. Pers. Plur. («Berichtform») stehe. Die Form *tragen* ist ja formell auch die 1. Pers. Plur. («Ichform»). Man vergleiche nur den entsprechenden französischen Satz: «Moi et toi, nous portons des couronnes sur la tête.»

Der vierte Hauptteil, der den Schülern ein wenig Sprachgeschichte beibringen soll, ist bei all seiner Knappheit sehr glücklich ausgefallen. Schade nur, dass der Verf. keinen Platz gefunden hat, die Etymologien der angeführten Fremdwörter mitzuteilen! Unter den romanischen Sprachen (§ 253) wird neben

Provenzalisch auch Aquitanisch genannt. Ich kenne die Benennung nicht. Soll das den gaskognischen Dialekt bezeichnen?

Verf. nimmt fortwährend Rücksicht auf mundartliche Formen, indem jedoch die eingebürgerte Schriftsprache (deren Ausbildung er leider nicht genügend klarlegt) als Basis seiner Darstellung dient.

Als Ganzes ist die Deutsche Sprachlehre des Oberstudiendirektors Bojunga eine sehr interessante und nützliche Leistung.[1]

A. Wallensköld.

Dietrich Behrens, *Über deutsches Sprachgut im Französischen.* Giessen, Selbstverlag des Romanischen Seminars, 1923. 104 S. gr. 8:o. Preis Rmk. 3.—.

Seit 1921 veröffentlicht das Romanische Seminar an der Universität Giessen unter dem gemeinsamen Titel «Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie» etwaige Dissertationen seiner Mitglieder. Bis 1924 sind deren folgende vierzehn erschienen: 1: W. Ochs, Die Bezeichnungen der «Wilden Rose» im Gallorom.; 2: A. Prein, Syntaktisches aus frz. Soldatenbriefen; 3: W. Gottschalk, Lat. «audire» im Frz.; 4: F. Usinger, Die frz. Bezeichnungen des Modehelden im 18 und 19. Jh.; 5: G. Stephan, Die Bezeichnungen der «Weide» im Gallorom.; 6: J. Leip, Prov. und Frankoprov. bei frz. Lexikographen des 16. bis 18. Jhts; 7: K. Holtzmann, Die Stellung Honoré de Balzacs in der Geschichte der frz. Literatur; 8: E. Weick, Lat. «cadere» im Frz.; 9: L. Messerschmidt, Über frz. bel esprit; 10: G. Walter, Die Bezeichnungen der «Buche» im Gallorom.; 11: M. Scherer, Engl. Sprachgut in der frz. Tagespresse der Gegenwart; 12: I. Schopbach, Deutschland und die Deutschen im Urteil Honoré de Balzacs; W. Geyer, Alfred de Musset in seinem dramatischen Werk; 13: E. Kredel, Studien zur Geschichte des Wortspiels im Frz.; 14: Bertha Schäfer, Der Provinziale in der franz. Komödie des 19. Jhts. Ausser diesen «Beiträgen» veröffentlicht aber dasselbe Seminar auch «Zusatzhefte» dazu, welche «Arbeiten von Lehrern und von ehemaligen Schülern» des Seminars darbieten. Das erste dieser «Zusatzhefte» ist die vorliegende, vom Leiter des romanischen Seminars, Professor Dietrich Behrens selbst herausgegebene Arbeit.

Die Untersuchung des Verfassers umfasst nicht das ganze deutsche Lehngut im Französischen, sondern nur dasjenige, das

[1] Störende Druckfehler: § 32, Z. 2: l. übersetzen st. übersétzen; § 80, Z. 2: l. Werf. st. Wesf.; § 88, Anm. 1, Z. 4: l. nicht umlautenden st. umlautenden nicht.

der neufranzösischen Zeit angehört. Die zu erklärenden französischen Wörter werden auf verschiedene Berufskategorien verteilt: 1. Die Vertreter der freien oder intellektuellen Berufe; 2. Militär; 3. Vertreter von Handel und Verkehr; 4. Vertreter von Industrie und Handwerk; 5. Berufslose. Jede Abteilung beginnt mit einer ausserordentlich interessanten und lehrreichen Darstellung der kulturhistorischen Verhältnisse, welche die Entlehnungen der betr. Wörter veranlasst haben. In den «Vorbemerkungen» gibt der Verf. Auskunft über die Anzahl und Stellung der zu verschiedenen Zeiten in Frankreich ansässigen Deutschen. Im «Schlusswort» fasst er das Ergebnis seiner Untersuchung dahin zusammen, «dass die kulturelle Einwirkung Deutschlands auf Frankreich, die darin seit dem 15. Jahrhundert etwa ihren Niederschlag gefunden hat, nicht nur über viele und weite Gebiete sich erstreckt hat, sondern auch eine recht intensive gewesen sein muss». Ein gutes «Wortregister» schliesst das Werk ab.

Dieses Buch ist s e h r lesenswert und legt ein neues, wertvolles Zeugnis von den eingehenden Kenntnissen des geschätzten Verfassers in der französischen Wortkunde ab.

A. Wallensköld.

J. J. Salverda de Grave, *Turoldus* (Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling Letterkunde, Deel 57, Serie A, n° 1); Amsterdam, 1924; in-8°, 17 pages.

Dans cette communication rédigée en néerlandais, et qu'accompagne un court résumé en français, M. S. de Gr. fait une nouvelle tentative d'interpréter le fameux vers final de la *Chanson de Roland:*

Ci falt la geste que Turoldus declinet.

Qui est ce Turoldus? La réponse à cette question dépend surtout du sens qu'il faut donner à *declinet.* Pour M. S. de Gr., Turoldus ne saurait être l'auteur de la chanson, ni celui du modèle latin présumé, ni le copiste, ni le trouvère qui la chante, et le sens de *decliner* ne saurait être «achever», ni «raconter», ni «s'affaiblir», comme le propose dernièrement M. R. T. Holbrook dans *Modern Philology*, XX (1923), p. 155. Or, on a remarqué depuis longtemps que le nom *Turold* figure sur la célèbre tapisserie de la reine Mathilde, à Bayeux, représentant des scènes de la vie de Guillaume le Conquérant. Mais c'est à tort, estime M. S. de Gr., qu'on a voulu attribuer ce nom soit au nain qui tient les chevaux par la bride, soit à l'un des deux messagers de Guillaume. A ces tentatives d'explication on peut

opposer, entre autres, le fait que jamais ailleurs les personnages secondaires ne sont nommés dans les inscriptions que porte la tapisserie. La manière dont ce nom y est disposé fait plutôt penser qu'il existe une corrélation entre celle-ci et l'artiste qui l'a imaginée, et M. S. de Gr. se pose la question si ce n'est pas là la signature du dessinateur qui a tracé les contours des figures exécutées ensuite par les brodeuses. Certains spécialistes ont cru reconnaître dans l'œuvre la main d'un artiste anglo-saxon qui se serait rallié à Guillaume le Conquérant, et M. S. de Gr. estime, lui aussi, que cette hypothèse est très probable.

Pour revenir au vers final du *Roland,* rappelons, d'après M. S. de Gr., que Du Cange, *s. v.* DECLINARE, a un exemple où ce verbe signifie «tracer des limites». Ce pourrait être une forme francisée, ou simplement altérée, de *delineare.* M. S. de Gr. se demande si ce n'est pas ce sens de «tracer (des contours)» qu'il faut voir dans le vers du *Roland.* Il se demande même, après avoir constaté la concordance dans la date et la description de certains détails entre les deux œuvres d'art, si le *Turoldus* de la chanson de geste et le *Turold* de la tapisserie ne seraient pas un seul et même personnage.

Cette hypothèse est certainement très ingénieuse. La plus grande difficulté pour attribuer ce sens à *declinet* est que le verbe est au présent. Car c'est, semble-t-il, le passé qu'on s'attendrait à trouver s'il faut réellement interpréter ainsi le vers en question: «Ici finit la geste dont Turoldus a dessiné les scènes en vue d'une tapisserie.» *Arthur Långfors.*

Fritz Neubert, *Die französischen Versprosa-Reisebrieferzählungen und der kleine Reiseroman des 17. und 18. Jahrhunderts.* Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Rokoko-Literatur. (Supplementheft XI der Zeitschrift für französische Sprache und Literatur, hrsg. von Prof. Dr. D. Behrens.) Jena und Leipzig, Verlag von Wilhelm Gronau, 1923. 202 S.

Das vorliegende Werk ist eine eingehende Untersuchung einer in den Literaturgeschichten sehr wenig beachteten und an sich anspruchslosen Gattung des französischen Schrifttums, in der sich jedoch der allgemeine Geist des Rokoko und seine Entwicklung ausserordentlich deutlich in ihren zahlreichen Abschattungen widerspiegeln.

Die französischen Reisebrieferzählungen und kleinen Reiseromane des 17. und 18. Jh. stellen eine ungemein einheitliche Literaturgattung dar, die bestimmten Quellen entspringt und sich

neben der «grossen» Literatur und von dieser ständig beeinflusst als sehr beliebte Kleinkunst ausbildet. Ihr Prototyp ist Chapelle und Bachaumonts «Voyage à Encausse» (erstmals gedruckt 1663). Als Ich-Darstellung in Versprosa schliesst sie sich an die Epistolarliteratur der Zeit und in ihrem Geist an den in die Antike (Horaz, Petron) zurückgehenden Epikuräismus an. Als solche aber ist sie eine echte Offenbarung des französischen Rokokogeistes in ihrer spielerischen, ironisch-satirischen Beziehung zu den Erscheinungen des Lebens, in ihrer oberflächlichen, oft ein wenig frivolen Geistreichigkeit, die nur unterhalten will, und in ihrem verfeinerten Sensualismus, der die materiellen Genüsse als höchsten Zweck aufstellt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachten und schildern die Reisebriefverfasser des 17. Jh. sowohl die Landschaften als die Menschen und ihr Tun und lassen ihren Intellekt graziös mit deren wechselnden Formen spielen. Die von Chapelle und Bachaumont begründete Tradition wird im Lauf des Jahrhunderts von mehreren Reisebriefverfassern fortgesetzt und weiterentwickelt, unter denen wir u. a. Racine, Lafontaine, Regnard, Piron und Voltaire finden. In ihren Werken begegnen oft bijouähnliche Miniaturen, gezeichnet mit der heiteren Sorglosigkeit und Erhabenheit des parisischen Gesellschaftsmenschen gegenüber allem Irdischen und Naturgemässen. In der zweiten Hälfte des 18. Jh. aber beginnt der Ton der Reiseerzählungen allmählich ein anderer zu werden. Das Naturgefühl wird öfters lebendiger und echter. Die Neigung zur deskriptiven Schilderung der Landschaften und Verhältnisse führt zur Bevorzugung einer breiten Romanform und zur Einflechtung lebendiger Beobachtungen. Den französischen Reisenden eröffnet sich, teilweise dank dem Einfluss von Rousseaus «Neuer Héloïse», zuerst die erhabene Grossartigkeit der Pyrenäen und der Schweizeralpen, und in die Schilderungen fliesst auch sonst mehr wirkliches Gefühl ein, das zu Sentimentalität, aber auch zu begeistertem lyrischen Schwung werden kann.

Die reinen Prosa-Voyages, die sich in vielem mit den Versprosa-Reisebrieferzählungen berühren, entwickeln sich im 18. Jh. z. B. durch Marivaux, Néel und Bonneval immer mehr zu der aus kleinen Erzählungen und Episoden zusammengesetzten Romandarstellung, die sich bestrebt, mit Hilfe überraschender, bald phantastischer, bald realistischer Wendungen komische Wirkungen hervorzubringen und in der die psychologische Menschenschilderung bereits einen grösseren Raum einnimmt. Gewissermassen eine Zusammenfassung der französischen Reiseroman- und Reisebrieferzählungen bildet schliesslich die zehnbändige «Reise in die

mittäglichen Provinzen Frankreichs» (1791—1805) des Deutschen Thümmel. Hier verbindet sich mit der Schilderung der eigenen Erlebnisse des Verfassers eine grosse literarische Belesenheit: Eindrücke, ausser aus Chapelle, auch aus Wieland, Sterne, Fielding und Smollet. Das Werk Thümmels bezeichnet (nach den Worten des Verf.) «die Vollendung und Krönung der ganzen Gattung». Es offenbart sich darin «Rokoko-Geist, epikuräische Daseinsfreude, Satire und Begeisterung für die reine Natur», «dazu ist der Roman auf grosser psychologisch-philosophischer Grundlage aufgebaut».

Die Untersuchung von Prof. Neubert ist mit ausgezeichneter Methode, besonnen und klarzügig durchgeführt. Der eigene Entwicklungsgang der Reiseerzählungsliteratur mit seinen verschiedenen Abschattungen und Übergangsformen sowie sein Verhältnis zur Entwicklung der übrigen gleichzeitigen französischen Literatur hat eine wissenschaftlich-kritische Beleuchtung erhalten, die wohlkonzentriert und zugleich in den Einzelheiten überzeugend wirkt. Ganz absolut erschöpfend ist die Untersuchung nicht; es fehlen z. B. eine eingehende Behandlung der S. 99—100 erwähnten, schwer zugänglichen Werke und Hinweise auf die gleichzeitige Reiseerzählungs- und Memoirenliteratur. Aber der literargeschichtliche Überblick wird nicht dadurch beeinträchtigt; eher das Gegenteil. Die Zusammenfassungen in der Einleitung wie am Ende des Werkes geben auch dem Leser, der die französischen Reisebrieferzählungen nicht genauer kennt, eine gute Vorstellung von der allgemeinen Bedeutung dieser Literaturgattung und von ihrer Evolution während des fraglichen Zeitraums. Wie Prof. Neuberts Werk als eine sehr gründliche und wertvolle Untersuchung auf seinem eigenen Sondergebiet zu bezeichnen ist, stellt es auch einen bemerkenswerten und fesselnden Beitrag zur Geschichte der französischen Romanliteratur und des französischen Rokokogeistes im 17. und 18. Jh. dar.

V. Tarkiainen.

Helmut Hatzfeld, *Führer durch die literarischen Meisterwerke der Romanen. II. Spanische Literatur.* München, Verlag der Hochschulbuchhandlung Max Hueber, 1923. 146 Seiten.

Der Zweck dieses «Führers» ist — wie das Vorwort sagt — «Interessenten, vor allem Studierenden der romanischen Philologie, einen ersten Einblick in die grossen Werke der spanischen Literatur zu verschaffen». Zu diesem Zweck sind sowohl aus den spanischen Romanzen wie auch aus den Werken der berühm-

testen spanischen Autoren — z. B. eines Cervantes, Lope de Vega, Tirso de Molina und Calderón — Probestücke ausgewählt und in ausreichender Weise mit sprachlichen und zuweilen auch mit kurzen literaturhistorischen Kommentaren versehen worden. Die Auswahl darf innerhalb der gesteckten Grenzen als wohlgelungen bezeichnet werden, aber sie umfasst nur Auszüge aus der älteren spanischen Literatur bis zum Ausgang des «goldenen Zeitalters». Der Leser kann sich wirklich fragen, warum kein einziger von den grossen spanischen Schriftstellern des 19. und 20. Jh. darin vertreten ist und warum auch die neuere rein lyrische Poesie ganz und gar ausgeschlossen ist; sind diese Erzeugnisse der spanischen Literatur vielleicht für einen eventuellen zweiten Teil des «Führers» reserviert? So wie das Buch uns jetzt vorliegt, verdient die Auswahl meines Erachtens, mit der obigen Einschränkung, nur unsere Anerkennung, denn die Proben sind repräsentativ und sowohl in literarischer als in pädagogischer Hinsicht geeignet, bei den Anfängern Interesse wachzurufen.

V. T.

Pedro Antonio de Alarcón, *Historietas nacionales,* escogidas y anotadas por **Th. Heinermann.** Nebst «Anotaciones» und einem Wörterbuch. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1923. 59 + 20 + 32 S. 8:o. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben. Nr. 61.)

Fernán Caballero, *Cuentos populares andaluces,* escogidos y anotados por **Th. Heinermann.** Nebst «Anotaciones» und einem Wörterbuch. Frankfurt a. M., M. Diesterweg, 1923. 54 + 24 + 28 S. 8:o. (Diesterwegs Neusprachliche Reformausgaben, Nr. 63.)

In diesen Werkchen bietet der Herausgeber dem einigermassen spanischkundigen deutschen Publikum eine gute Auswahl aus der literarischen Produktion zweier der bekanntesten Schriftsteller des 19. Jh.: Fernán Caballero (Cecilia Böhl von Faber, 1796—1877) und Pedro Antonio de Alarcón (1833—1891). Einleitungsweise gibt der Herausgeber kurze Biographien über die Verfasser. Die *Historietas nacionales* Alarcóns (aus seinen *Novelas cortas*), die uns hier vorgelegt werden, sind: *La corneta de llaves, El ángel de la guarda, El carbonero-alcalde* und *El libro talonario.* Aus Fernán Caballeros *Cuentos populares andaluces* haben wir: *Tío Curro el de la porra, La oreja de Lucifer, Juan Soldado* und *Las ánimas,* sowie eine *Escena popular andaluza: Una paz hecha sin preliminares, sin conferencias y sin notas diplomáticas.* Die verdienstvollen «Anotaciones» sind durchgehends

in spanischer Sprache abgefasst. Die Wörterbücher enthalten auch die Wörter dieser «Anotaciones».

Die beiden wohlfeilen «Reformausgaben» können bestens empfohlen werden.[1] *A. W.*

Protokolle des Neuphilologischen Vereins.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 29. März 1924; den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Professor Dr. *Axel Wallensköld.*

§ 1. Die Protokolle vom 23. Februar und 15. März (Jahresfest) 1924 wurden verlesen und geschlossen.

§ 2. Der Vorsitzende teilte mit, dass er bei der Beerdigung des letzten Ehrenmitgliedes des Vereins, des Professors *F. Gustafsson,* einige Worte im Namen des Vereins ausgesprochen hatte. Der Verein beschloss, einen Betrag von Fmk 200 in den von seinen Schülern zur Beförderung der Studien der klassischen Philologie gegründeten Fonds zu überweisen.

§ 3. Ein Dankschreiben vom Ehrenpräsidenten, Minister *Werner Söderhjelm,* auf das Grusstelegramm, das der Verein ihm am Jahresfeste gesandt hatte, wurde vom Vorsitzenden verlesen.

§ 4. Es wurde beschlossen, die Neuphil. Mitteil. kostenlos an Prof. *Hilding Kjellman,* Göteborg, zu senden.

§ 5. Anlässlich eines Schreibens von Profossor Dr. *Adalbert Hämel,* Würzburg, wurde beschlossen, die Universitätsbibliothek Würzburg in die Versendungsliste aufzunehmen.

§ 6. Der Vorsitzende teilte mit, dass dem Verein von der Regierung eine Beihilfe von Fmk 15,000 für das Jahr 1924 angewiesen worden sei.

§ 7. Universitätslektor Dr. *E. Revert* hielt in französischer Sprache einen Vortrag über Les humoristes de la France contemporaine. Der Ref. hat folgendes Resumé über seinen Vortrag erstattet:

«La France actuelle compte un très grand nombre d'écrivains

---

[1] Einige von mir bemerkte Fehler seien hier gebessert: **Alarcón,** Text, S. 33, 9 *indentificación,* l *identificación*; 34, 21 *de extiendan,* l. *se extiendan*; 46, 7 *aquellos infamias,* l. *aquellas infamias*; Anm. S. 6, 21, 7 *la partes,* l. *las partes*; 7, 21, 19 *fragare,* l. *fragrare*; 10, 33, 30 *les gaulois,* l. *les Gaulois.* — **F. Caballero,** Anm. S. 8, 17, 14 *séntido,* l. *sentido*; 15, 37, 2 *algría,* l. *alegría*; 17, 42, 11 *fragare,* l. *fragrare*; Wb. *aposeuto,* l. *aposento.*

gais depuis Willy jusqu'à Courteline, Henri Béraud ou La Fouchardière. De nombreux journaux offrent à de jeunes talents l'occasion de se faire connaître. Tous évidemment n'ont pas la même valeur: un moyen de discrimination nous est offert par Rabelais lui-même, qui, dans la préface de son *Tiers Livre,* parle de la «substantifique moelle» contenue dans ses écrits. Boileau distinguait aussi le rire de la farce, obtenu par un effet de surprise — qui ne dure pas —, du sourire de la comédie, excité par des traits plaisants de caractère: c'est à cette espèce de rire que j'ai désiré consacrer mon exposé.

Le plus grand sans contredit des humoristes français contemporains est Georges Courteline, peintre admirable de la vie militaire et de ses absurdités; il a fait du *Train de 8 h. 47* une épopée invraisemblable et heroïque. — *Messieurs Les Ronds-de-Cuir* ont stigmatisé les ridicules et les vices de la Bureaucratie. Enfin *Boubouroche* retrace l'histoire cocasse, amère et pitoyable du gros homme amoureux, trompé par une femme acariâtre et méchante et qui finit par admettre — contre l'évidence — toutes les histoires qu'on veut bien lui conter. Chef-d'œuvre d'observation «rosse» et de philosophie désabusée qui restera.

A côté de Courteline, C. de La Fouchardière paraît déjà assez pâle. Il ne restera sans doute pas grand'chose de son œuvre — si ce n'est un type, «Le Bouif», aussi symbolique de notre époque avec sa silhouette de camelot parisien que Monsieur Joseph Prudhomme le fut de la royauté embourgeoisée de Louis-Philippe. Citons encore Curnousky, humoriste et gastronome, Henri Béraud pour le *Martyre de l'Obèse,* Jules Romains pour les *Copains,* pour *Douogoo-Touke, M. le Trouhadec,* saisi par la débauche, *Knock* ou le *Triomphe de la médecine,* farce moliéresque, qui vient de triompher aux Champs-Elysées. Cette liste pourrait s'allonger indéfiniment. Les écrivains gais sont légion chez nous. C'est que depuis Rabelais nous répétons volontiers que le Rire est le propre de l'homme; c'est que dans bien des cas la réaction première de notre tempérament national est de chercher d'abord à voir le côté plaisant des choses — de peur surtout d'avoir à en pleurer.»

In fidem:
Ragnar Öller.

Protokoll des Neuphilologischen Vereins vom 26. April 1924; den Vorsitz führte der erste Vorsitzende, Prof. Dr. *A. Wallensköld.*

§ 1. In Abwesenheit des Schriftführers wurde das Protokoll von der Unterzeichneten geführt.

§ 2. Als neue Mitglieder wurden vorgeschlagen und angenommen stud. phil. *Katri Kotkavuori* und mag. phil. *Georg Lindberg.*

§ 3. Der Vorsitzende verlas ein Dankschreiben von Geheimerat *Max Walter* anlässlich seines Besuches in Finnland im Herbst 1923.

§ 4. Der Vorsitzende verlas ein Rundschreiben von L'Union Académique Internationale, von den Professoren Rozwadowski, Krakau, und N. van Wijk, Leyden, unterzeichnet, worin der Verein aufgefordert wird, seine Ansicht über die Zweckmässigkeit der bis jetzt gebrauchten Lautschriftsysteme auszusprechen und mögliche Wünsche oder Vorschläge einzusenden betreffs neuer Lautzeichensysteme oder eines weiter entwickelten Gebrauchs alter Zeichen. Um diese Frage zu erörtern wurde ein Ausschuss von folgenden Mitgliedern gewählt, den Professoren *A. Wallensköld, U. Lindelöf, J. J. Mikkola, F. Äimä* und Schulrat *S. Nyström.*

§ 5. Professor *A. Wallensköld* erstattete in deutscher Sprache ausführlichen Bericht über Dietrich Behrens' Arbeit «Über deutsches Sprachgut im Französischen (Giessen 1924).[1]

In fidem:
Berta Solitander.

Eingesandte Literatur.

Angelica Axelsen, Supernatural Beings in the French Medieval Dramas, with special reference to the Miracles of the Virgin. Copenhagen, Levin & Munksgaard, 1923. 72 pag. 8:o.

Ph. Aug. Becker, Bonaventure des Periers als Dichter und Erzähler. 99 S. 8:o (= Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Kl., Sitzungsber., 200. Bd, 3. Abh., 1924).

Ph. Aug. Becker, Mellin de Saint-Gelais. Eine kritische Studie. 101 S. 8:o (= Akad. d. Wiss. in Wien, Philos.-hist. Kl., Sitzungsber., 200. Bd, 4. Abh., 1924).

Beiträge zur germanischen Sprachwissenschaft. Festschrift für *Otto Behaghel,* hrsg. von *Wilhelm Horn.* Heidelberg, C. Winter, 1924 (= Germ. Bibl., hrsg. von W. Streitberg, II, 15). VIII+338 S. gr. 8:o. Preis M. 14.—, geb. M. 16.50.

---

[1] Vgl. oben S. 240.

Der stattliche Band enthält, ausser einem Verzeichnis der Schriften von Otto Behaghel, folgende Aufsätze: *E. Hoffmann-Krayer*, Grundsätzliches über Ursprung und Wirkungen der Akzentuation; *W. Horn*, Beobachtungen über Sprachkörper und Sprachfunktion; *F. Wrede*, Sprachliche Adoptivformen; *W. Schulze*, Personalpronomen und Subjektsausdruck im Gotischen; *K. Helm*, Die Sprechpausen in der älteren deutschen Sprache; *Fr. Maurer*, Zur Anfangsstellung des Verbs im Deutschen; *F. Holthausen*, Zur nordfriesischen Syntax; *Th. Frings*, Aus der Wortgeographie der Rhein- und Niederlande; *A. Bach*, Deutsche Siedlungsnamen in genetisch-wortgeographischer Betrachtung; *A. Götze*, Weingarten und Weinberg in deutschen Ortsnamen; *Fr. Kluge*, Zum Artikel «Ruprecht» des Deutschen Wörterbuchs; *C. Karstien*, Nhd. Steinmetz, Metzger, got. mats; *G. Ehrismann*, Psychologische Begriffsbezeichnung in Otfrids Evangelienbuch.

Adolf Boecklen, Sprichwörter, Proverbs, Proverbes, Proverbi, Proverbios. 2. Aufl. Stuttgart, Fr. Frommann, o. J. 171 S. kl. 8:o. Preis: M. 3.—, geb. M. 4.—.

Klaudius Bojunga, Deutsche Sprachlehre. Frankfurt am Main, M. Diesterweg, 1924. VIII+120 S. 8:o.

Gustave Cohen, Ronsard, sa vie et son œuvre. Paris, Boivin & Cie, 1924. VIII+289 p. in-16. Prix: 8 fr. (Bibl. de la Revue des Cours et Conférences).

Philippe de Commynes, Mémoires, édités par *Joseph Calmette* avec la collaboration du chanoine *G. Durville*. Tome Ier (1464—1474). Paris, H. Champion, 1924. XXXVI+257 p. petit in-8°. Prix: 15 fr., rel. 18 fr. (= Les classiques de l'histoire de France au moyen âge, publiés sous la direction de *Louis Halphen*, fasc. 3).

«Les tomes II et III, complétant l'ouvrage, paraîtront à brève échéance.»

Diesterwegs Neusprachliche Lesehefte: Nr. 1: Lectures faciles, choisies par *A. Grund* et *L. Bertholdt*, 31 S. 8:o; Nr. 2: Contes et récits, choisis et annotés par *A. Grund* et *L. Bertholdt*, 32 S. 8:o; Nr. 3: Théophile Gautier, L'Enfant aux souliers de pain, hrsg. von *L. Bertholdt*, 15 S. 8:o; Nr. 4: Guy de Maupassant, Le Parapluie, suivi de Propos des rues, hrsg. von *L. Bertholdt*, 15 S. 8:o; Nr. 5: Honoré de Balzac, Un Drame au bord de la mer, annoté par *L. Bertholdt*, 24 S. 8:o; Nr. 6: Jonathan Swift, Gulliver's Travels to Lilliput and Brobdingnag, adapted for the use of young beginners by *O. Barnstorff*, 31 S. 8:o; Nr. 7: Famous English Admirals, selected and adapted for beginners by *Ad. Krüper*, 32 S. 8:o; Nr. 8: Letters of Carlyle to Goethe, selected and annotated by *Ad. Krüper*, 31 S. 8:o; Nr. 11:

Edmond About, Sans dot, annoté par *L. Bertholdt*, 32 S. 8:o; Nr. 14: La Fontaine, Fables, annotées par *L. Bertholdt*, 32 S. 8:o; Nr. 15: Madame de Staël, Des mœurs et du caractère des Allemands, hrsg. von *Philipp Krämer*, 15 S. 8:o; Nr. 21: Napoléon Bonaparte, Proclamations (1798—99), hrsg. von *Philipp Krämer*, 16 S. 8:o; Nr. 22: Napoléon, Lettres (1806—1807), hrsg. von *Philipp Krämer*, 15 S. 8:o; Nr. 23: Devinettes, choisies par *Martin Mühle*, 14 S. 8:o; Nr. 24: J. J. Rousseau, Mon enfance, hrsg. von *Philipp Krämer*, 16 S. 8:o. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, 1924. Jedes Einzelheft 15 Pf., jedes Doppelheft 30 Pf.

Alle diese für den Schulunterricht bestimmte «Lesehefte» sind mit (meistens deutschsprachigen) Wort- und Sacherklärungen versehen.

Festschrift *Eugen Mogk* zum 70. Geburtstag 19. Juli 1924. Mit einem Porträt und zwei Tafeln. Halle a. S., M. Niemeyer, 1924. LII+652 S. gr. 8:o. Preis br. M. 28.—, geb. M. 31.—.

Inhalt: Tabula gratulatoria. — Eugen Mogks Schriften 1879 bis April 1924, zusammengestellt von *Elisabeth Karg-Gasterstädt*. — Einführende Worte nebst einer Abhandlung über die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie, von *Konrad Burdach*. — Zur Chronologie der Eddalieder, von *E. Sievers*. — Grottasǫngr (Eine Probe aus dem Eddakommentar), von *Hugo Gering*. — Zu Fáfnismál Str. 2, von *A. Kjær*. — Kuiđa, en hypotes, av *Erik Noreen*. — Snorri und die Skaldenmetrik, von *Finn Reinskou*. — Skaldendichtung und Undeutlichkeit? von *Ernst A. Kock*. — Kong Olaf den helliges ophold på Gotland, af *Finnur Jónsson*. — Die guten Ratschläge in der Hervararsaga, von *Knut Liestöl*. — Bemerkungen zum Hildebrandslied, von *Jakob Sverdrup*. — Schichten der Ethik im Nibelungenliede, von *Friedrich Neumann*. — Bruchstücke von Wolframs Parzival, von *Otto Basler*. — Das historische Russland im nordischen Schrifttum des X.—XIV. Jahrhunderts, von *F. Braun*. — Die altschwedische Erzählung von Valentin und Namenlos, von *Fritz Karg*. — Die nationale Aneignung der Bibel und die Anfänge der germanischen Philologie, II, von *Konrad Burdach*. — Theodor Fontanes nordische Balladen und Bilder, von *Karl Reuschel*. — Paa Vidderne, et Digt af Henrik Ibsen. Eine stilistische Untersuchung von *Walther Heinrich Vogt*. — Um frumnorræna tungu, eftir *Alexander Jóhannesson*. — Die Entwicklung von schwachtonigem altnordischem *u (o)* vor *m* aus helleren Vokalen und der altnordische Substantivartikel, von *Gustav Neckel*. — Einige Neuerungen der altnorwegischen Sprache im 14. Jahrhundert, von *Didrik Arup*

Seip. — Ist das Wort humle in den germanischen Sprachen ein Lehnwort? von *E. Neuman.* — Zur Flexion der gotischen Fremdnamen, von *Wilhelm Streitberg.* — Alemannische Wortprobleme, von *Alfred Götze.* — Om (old)isl. glíma, brydekamp, af *Johs. Brøndum-Nielsen.* — Et Kapitel i Eriks sjællanske lov, af *Verner Dahlerup.* — Hvad betyder ᵾia haiþuiarþan þiakn paa Glavendrup-stenen? af *Magnus Olsen.* — Tors fiske på en uppländsk runsten, av *Otto v. Friesen.* — Zwei neugefundene Kultobjekte aus der älteren Eisenzeit, von *Th. Petersen.* — Kvasir und der magische Gebrauch des Speichels, von *R. Stübe.* — Heiliges Dorffeuer, von *Bruno Crome.* — Den onde tunge, av *I. Reichborn-Kjennerud.* — Hildegard von Stein (Zur Kritik der Sage und des Brauches), von *Georg Graber.* — Der Zwerg in Skandinavien, von *Helmut de Boor.* — Die Hexe im deutschen Volksmärchen, von *Hans Vordemfelde.* — Das finnisch-estnische Lied von der verkauften Jungfrau, von *Kaarle Krohn.* — Gunthers Brautwerbung und die Gongu-Hrólfs Saga, von *Franz Rolf Schröder.* — Ein rumänisches Siegfriedmärchen? von *Adolf Schullerus.* — Het sprookje en de moraal, door *André Jalles.* — Ein Lied von den berühmten Bergwerken Sachsens, von *Johannes Bolte.* — «Bin des Professortons nun satt», von *Hans Haas.*

W. Franz, Shakespeare-Grammatik (= Germ. Bibl. hrsg. von W. Streitberg I, 12). Dritte verbesserte Auflage. Heidelberg, C. Winter, 1924. XXXIV+640 S. gr. 8:o. Preis M. 14.50, geb. M. 17.—.

Helmut Hatzfeld, Die französische Renaissancelyrik. München, Max Hueber, 1924. VIII+207 S. 8:o. Preis M. 3.80, geb. M. 5.50.

E. Herzog, Über Stelle und Bedeutung der Szene «Wald und Höhle». Ein Beitrag zur Psychologie der Gretchentragödie (aus Cultura, 1924 I, S. 235—49).

Eug. Herzog şi *Vas. Gherasim,* Texte Mărginene. Studiu critic (aus Junimea Literară, XIII, 1924, S. 27—31, 139—44).

Ch.-P. Julian et *P. Fontan,* Anthologie du Félibrige Provençal (1850 à nos jours). Poésie. Textes choisis accompagnés de la traduction littérale en regard, de notices bio-bibliographiques, de nombreux autographes et de la musique des chansons les plus connues. Tome second: Des poètes de la deuxième génération aux poètes actuels. Paris, Libr. Delagrave, 1924. 550 p. in-16. Prix: broché 7 fr., relié 15 fr.

Le premier tome de cette excellente *Anthologie* donne «Les Fondateurs du Félibrige et les premiers Félibres», et l'on annonce l'apparition prochaine d'un troisième tome, qui contiendra de la «prose» provençale. L'ouvrage fait partie de la jolie «Collection Pallas». *A. W.*

Konrad von Würzburg, Kleinere Dichtungen, hrsg. von *Edward Schröder*. I. Der welt lohn. Das herzmære. Heinrich von Kempten. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1924. XXIV+72 S. kl. 8:o. Preis geh. M. 2.—.

F. Krüger, Einführung in das Neuspanische. Leipzig—Berlin, B. G. Teubner, 1924. XVIII+216 S. 8:o. Preis geh. G.-M. 6.40, geb. G.-M. 7.20.

Il Marzocco, XXIX, n. 21 (25 Maggio 1924, Firenze).

Diese Nummer enthält u. a. einen sehr lesenswerten Artikel von Prof. Pio Rajna: «Come nacque il sonetto.»

J. C. Poestion, Lehrbuch der schwedischen Sprache für den Selbstunterricht. Mit zahlreichen Beispielen unter den Regeln, Lesestücken und einem Wörterverzeichnisse. Vierte, verbesserte Auflage. Wien und Leipzig, A. Hartleben, o. J. XII+188 S. 8:o. Geb. G.-M. 2.— (= A. Hartleben's Bibliothek der Sprachenkunde, 19. Teil).

Jöran Sahlgren, Nordiska ortnamn i språklig och saklig belysning, 1—6. Sonderabdruck aus Namn och Bygd 1922—1924, nebst Namenregister. Lund, C. W. K. Gleerup, 1924. [2+] 92 S. 8:o. Preis 10 Kr.

P. Sakmann, Voltaire: Ma philosophie. München, Max Hueber, 1924 (= Romanische Bücherei Nr. 3). 135 S. 8:o.

Paul Studer and *Joan Evans*, Anglo-Norman Lapidaries. Paris, Éd. Champion, 1924. XX+404 p. gr. in-8°.

Tyyni ja *Oiva Tallgren*, Parisin-kävijä. Petit parleur finno-français. Helsinki, Kustannusosakeyhtiö Kirja, 1924. 54 p. petit in-8°. Prix 15 marcs finl.

Teubners spanische und hispano-amerikanische Textausgaben für Universitäten und höhere Lehranstalten, herausgegeben von *F. Krüger:* Heft 1: Cayetano Rodríguez Beltrán. Auswahl aus Cuentos Costeños. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von *M. L. Wagner*. 32 S. 8:o. Preis G.-M. 0.60. — Heft 2: Rinconete y Cortadillo von Cervantes. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von *M. L. Wagner*. 32 S. 8:o. Preis G.-M. 0.60. — Heft 3: José M. de Pereda. Auswahl aus Tipos y paisajes. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von *B. Wiese*. 54 S. 8:o. Preis G.-M. 1.—. — Heft 4: Páginas escogidas de Fernán Caballero. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch hrsg. von *B. Marwedel*. 40 S. 8:o. Preis G.-M. 0.80. — Heft 5: Armando Palacio Valdés. Auswahl aus José. Mit Einleitung und Anmerkungen hrsg. von *Sophie Barrelet*. 38 S. 8:o. Preis G.-M. 0.80. Leipzig und Berlin, B. G. Teubner, 1923—1924.

«Teubners spanische und hispano-amerikanische Studienbücherei», herausgegeben von Privatdozent Dr. F. Krüger, Hamburg, «will die literarischen Hilfsmittel bereitstellen helfen, die dazu dienen können, Deutschland mit Leben und

Geist Spaniens und der spanisch-amerikanischen Republiken vertraut zu machen und den Weg für ein besseres Verständnis der in diesen wirkenden materiellen und geistigen Kräfte anzubahnen, Die deutschen Hispanologen werden mit spanischen Forschern gemeinsam daran arbeiten, zum Gebrauch von Universität, Schule und Selbstunterricht planmässig eine Serie von «Handbüchern» auszubauen, die geeignet sind, in die Sprache, Literatur und Kultur jener Länder auf der Grundlage der jüngsten Forschung einzuführen, und eine «Bibliothek der älteren, klassischen und insbesondere neueren spanischen und spanisch-amerikanischen Literatur» zu schaffen, deren Verstehenlernen einleitende literarische Würdigungen und sachliche und sprachliche Erklärungen dienen werden.» Inbetreff der I. Serie, «Handbücher», s. die Besprechungen von L. Pfandl, Spanische Literaturgeschichte, I, Neuph. Mitt. 1923, S. 186, und von T. Navarro Tomás — F. Krüger, Handbuch der spanischen Aussprache, Neuph. Mitt. 1923, S. 188. Die der Redaktion der Neuph. Mitt. zugekommenen, oben angeführten fünf ersten Hefte der II. Serie seien als sachverständig kommentiert und wohlfeil bestens empfohlen.

Gunnar Tilander, Lexique du Roman de Renart. Paris, Éd. Champion — Göteborg, Wettergren & Kerber, 1924. 163 p. in-8°. Prix: 5 cour. (= Göteborgs Högskolas Årsskrift XXX: 4).

Karel Titz, «Aller» (S.-A. aus der Revue de Philologie Française et de Littérature, XXXVI, 1924, S. 45—7).

Gertrud Wacker, Spanische Sprachlehre. Leipzig—Berlin, B. G. Teubner, 1924. X+166 S. 8:o. Preis geb. G.-M. 5.20.

Max Leopold Wagner, Die spanisch-amerikanische Literatur in ihren Hauptströmungen. Leipzig—Berlin, B. G. Teubner, 1924. VI+81 S. gr. 8 o. Preis geh. G.-M. 2.60, geb. G.-M. 3.40.

Schriftenaustausch.

Anuario Estadístico de la República Oriental del Uruguay, XXXI (1921).

Bijdragen voor Vaderlandsche Geschiedenis en Oudheidkunde, V (1923) Registers; VI (1924) 1—2.

Elliott Monographs in the Romance Languages and Literatures, 16: Fuero de Guadalajara (1219), ed. by Hayward Keniston, 1924.

Finnisch-ugrische Forschungen, XVI (1924) 2—3, nebst *Anzeiger der Finnisch-ugrischen Forschungen*, XVI (1924) 1—3.

Giessener Beiträge zur Romanischen Philologie, XIV: Der Provinziale in der französischen Komödie des 19. Jahrhunderts, von Bertha Schäfer (1924).

Iberica, Zeitschrift für spanische und portugiesische Auslandskunde (Fortsetzung der Zeitschrift «Spanien»), Band I, Heft 2–3 (Mai bis August 1924).

Herausgeber: Prof. Dr. B. Schädel, Direktor des Ibero-amerikanischen Instituts, Hamburg.

The Journal of English and Germanic Philology, XXIII (1924) 3.

Leuvensche Bijdragen, XVI (1924) 1–3. Bijblad.

Modern Language Notes, XXXIX (1924) 6.

Modern Languages, IV (1922) 1; V (1924) 6.

Museum, XXXI (1923–1924) 9–12.

Philologische Wochenschrift, XLIV (1924) 22–36.

La Rassegna, Serie IV, anno XXXI (1923) 5–6; XXXII (1924) 1.

Revista de Filología Española, XI (1924) 1–2.

Revue Belge de Philologie et d'Histoire, III (1924) 2.

Rivista della Società Filologica Friulana G. I. Ascoli, V (1924) 2 (con Supplemento artistico).

Staats- und Universitätsbibliothek zu Hamburg: *Mitteilungen aus der Stadtbibliothek zu Hamburg* von F. Eyssenhardt, I–XI (1884–1894) — *Bericht über die Verwaltung der Stadtbibliothek zu Hamburg* für die Jahre 1900, 1902, 1905–1909, 1911–1915. — *Mitteilungen aus der Stadtbibliothek in Hamburg* (Beihefte zum Jahrbuch der Hamburgischen wissenschaftlichen Anstalten XXV–1907, XXVIII–1910). — *Die spanischen Handschriften der Stadtbibliothek*, von F. Eyssenhardt (1897). — *Die italienischen Handschriften der Stadtbibliothek*, I, von F. Eyssenhardt (1901). — *Philologica Hamburgensia*, für die Mitglieder der 48. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner ausgestellt von der Stadtbibliothek zu Hamburg (1905). — *Für die Hamburgische Universität.* Zugleich eine Kritik ihrer Gegner. Von D. Dr. Max Lenz (1918). — *Reden, gehalten zur Feier des Rektorwechsels . . .* (1921, 1922). — *Satzungen der Universitätskrankenkasse* (1919). — *Doktordissertionen:* Experimentalphonetische Untersuchungen über Vokaldauer, vorgenommen an einer ripuarischen Dorfmundart, von Joseph Grass (1920); Aphrodisias in Karien, von Rudolf Vagts (1920). — *Auszüge* aus 87 Doktordissertationen der philosophischen Fakultät (1920–1924).

University of California Publications in Modern Philology: Vol. 1, No. 1: Der Junge Goethe und das Publikum, von W. R. R. Pinger (1909); No. 2: Studies in the Marvellous, by Benjamin P. Kurtz (1910); No. 3: Introduction to the Philosophy of Art, by Arthur Weiss (1910); No. 4: The Old English Christian Epic, by G. A. Smithson

(1910). — Vol. 2, No. 1: Wilhelm Busch als Dichter, Künstler, Psychologe und Philosoph, von Fritz Winther (1910); No. 2: The Critics of Edmund Spenser, by Herbert E. Cory (1911); No. 3: Some Forms of the Riddle Question and the Exercise of the Wits in Popular Fiction and Formal Literature, by Rudolph Schevill (1911); No. 4: Histrionics in the Dramas of Franz Grillparzer, by Elizabeth A. Herrmann (1912); No. 5: Spenser, the School of the Fletchers, and Milton, by H. E. Cory (1912). — Vol. 3, No. 1: Rousseaus Einfluss auf Klinger, von F. A. Wyneken (1912); No. 2: Das gerettete Venedig, eine vergleichende Studie, von Fritz Winther (1914); No. 3: A Neglected Aspect of the English Romantic Revolt, by G. F. Richardson (1915); No. 4: Layamon's Brut, a Comparative Study of Narrative Art, by F. L. Gillespy (1916). — Vol. 4, No. 1: Ovid and the Renascence in Spain, by R. Schevill (1913); No. 2: Notes sur le voyage de Chateaubriand en Amérique, par G. Chinard (1915); No. 3: Du transcendantalisme considéré essentiellement dans sa définition et ses origines françaises, par W. Girard (1916). — Vol. 5: Edmund Spenser, a Critical Study, by H. E Cory (1917). — Vol. 6: The Dramatic Art of Lope de Vega, together with La Dama Boba, by R. Schevill (1918). — Vol. 7, No. 1: Francisco Navarro Villoslada, by Beatrice Q. Cornish (1918); No. 2: A Study of the Writings of D. Mariano José de Larra, 1809—1837, by Elizabeth McGuire (1918); No. 3: Studies in Spanish Dramatic Versification of the Siglo de Oro, Alarcón and Moreto, by S. G. Morley (1918); No. 4: Lexicological Evolution and Conceptual Progress, by J. T. Clark (1918); Chateaubriand. Les Natchez, livres I et II, par G. Chinard (1919). — Vol. 8, No. 1: Voltaire on the English Stage, by H. L. Bruce (1918); No. 2: Du transcendantalisme considéré sous son aspect social, par W. Girard (1918); No. 3: The Use of *tu* and *vous* in Molière, by P. B. Fay (1920). — Vol. 9, No. 1: English-German Literary Influences, I, by L. M. Price (1919). — Vol. 10, No. 1: Laurence Sterne and Goethe, by W. R. R. Pinger (1920); No. 2: The Sister's Son in the Medieval German Epic, by C. H. Bell (1922); No. 3: Goethe's Political Interests prior to 1787, by F. H. Reinsch (1923). — Vol. 11: The Charles Mills Gayley Anniversary Papers (1922).

University of Illinois Studies in Language and Literature, VIII 4 (Nov., 1923): The Language of the Konungs Skuggsjá (Speculum Regale) by George T. Flom, part II; IX 1 (Febr., 1924): Studies in the Narrative Method of Defoe by Arthur Wellesley Secord; IX 2 (May, 1924): The Manuscript-Tradition of Plutarch's Aetia Graeca and Aetia Romana by John Bradford Titchener.

Mitteilungen.

Einheimische Beiträge zu ausländischen Publikationen: *A. Långfors*, Le Miroir de Vie et de Mort par Robert de L'Omme, II, in Rom. L (1924), S. 14–53; Bespr. von A. C. Ott, Gautier de Coincy's Christinenleben (1922), ebendas. S. 117–22; Bespr. von M.-A. Glomeau, Le Mystère de Griselidis (1923), ebendas. S. 130–3; kurze Bespr. von M. Jusselin, La Priere Nostre-Dame (1914), ebendas. S. 158–9; Couplets sur le mariage, ebendas. S. 267–77; Bespr. von M. Löpelmann, Die Liederhs. des Cardinals de Rohan (1923), ebendas. S. 295–9. – *Hugo Pipping*, Malepert vid Marstrand, in Namn och Bygd, XII (1924), S. 96–99 (vgl. Neuph. Mitt. 1923, S. 195). – *W. Söderhjelm*, Bespr. von J. Bédier et P. Hazard, Hist. de la litt. franç. illustrée, in Göteborgs Handels- och Sjöfarts-Tidning, 10. Sept. 1924 («Ett praktverk om fransk litteratur»).

Ausländische Besprechungen einheimischer Publikationen: *Mémoires de la Société néo-philologique de Helsingfors*, tomes III–VI, bespr. von M. R[oques] in Rom. L, S. 301–3.